Bedingungen.

Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Hinter den Coulissen.

Dritter Band.

Hinter den Coulissen.

Roman

von

Ernst Wichert.

Dritter Band.

Berlin, 1872.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Der reiche — arme Mann.

Die Verbindung zwischen Robert und dem Musikus hatte sich bereits fruchtbar erwiesen. Aus ihrer geheimen Berathung war vor allem der Plan hervorgegangen, Angelika schleunigst in das Hotel zum König von Portugal überzusiedeln. Es konnte sich dazu keine günstigere Gelegenheit finden, als das Debüt der Sängerin, welches schon an sich ihre Lebensstellung so wesentlich verändern mußte, daß ein Wohnungswechsel zur Nothwendigkeit wurde. Es war daher anzunehmen, daß sie sich nach ihrem Auftreten im Theater am ehesten einen Druck auf ihre Entschließungen würde gefallen lassen. Mit ihr darüber nochmals zu verhandeln, schien nicht räthlich; sie wäre unter allen Umständen nicht darauf eingegangen, im ersten Gasthofe der Stadt Logis anzunehmen, am wenigsten, wenn sie erfuhr, daß Brown dort wohnte. Nun kam es aber den Verbündeten gerade darauf an, das Mädchen in seiner Nähe einzuquartieren, um eine sichere Basis für weitere Operationen zu gewinnen, und darum wurden sie einig, ohne

Angelika's Zustimmung zu handeln und abzuwarten, welchen Einfluß eine vollendete Thatsache auf sie geltend machen würde. Jedenfalls war sie leichter an dem Orte, an dem man sie wünschte, zurückzuhalten, als zu vermögen, ihn selbst zu wählen. Deshalb die geheimnißvolle Droschkenfahrt.

Angelika dadurch für ein Verhältniß mit dem reichen Amerikaner williger zu stimmen, lag ganz außerhalb des Plans, den der Musikus verfolgte, und auch Robert hatte jetzt kein Interesse mehr dabei. Auf Brown's Schätze war's abgesehen und der Hauptzweck blieb, sich einen jederzeit offenen Zugang zum Hotel zu verschaffen. Ein solcher war gesichert, wenn die Sängerin dort ihre Wohnung hatte; sowohl der Bruder, als der Lehrer konnten dann, ohne sich verdächtig zu machen, ihre Besuche abstatten und die günstige Zeit zum Handeln wahrnehmen.

Die Aufgabe war nun gewesen, diesen Zweck zu erreichen, ohne selbst zu einem Aufwande genöthigt zu sein, der ihre augenblicklichen Mittel weit überstieg, und ohne Angelika auf den Argwohn zu bringen, daß sie bei ihren geheimen Plänen unwissend eine zweifelhafte Rolle zu spielen habe. Brown selbst mußte sie an sich ziehen und die Kosten für ihre Einrichtung im Hotel übernehmen, wodurch zugleich auch der Hotelier am besten beruhigt und in Sicherheit eingewiegt werden konnte. Robert glaubte zusichern zu können, daß es keine besondere Schwierigkeit haben würde, den Amerikaner in's Netz zu verstricken. Er stand nach wie vor fest in dem Punkte, daß Brown sich lebhaft für die schöne Sängerin, die er im Café chantant

Bullenrieser aufgesucht hatte, interessire, und daß es nur des leisesten Winkes bedürfe, um ihn zur Mitthätigkeit anzuspornen. Ueberdies war er dahinter gekommen, daß Brown seiner alten Pflegemutter einen heimlichen Besuch gemacht hatte, und daß die Alte Geld besitze, das sie vergebens zu verheimlichen bemüht war. Darauf hin durfte es Robert schon wagen, sich bei Brown melden zu lassen und ihm unter vier Augen die Eröffnung zu machen, daß Angelika jetzt nicht abgeneigt sein würde, seinen Beistand anzunehmen. Dieser Schritt schien ihm um so unbedenklicher, als Angelika dadurch schwerlich in ernstliche Gefahr gebracht werden konnte, da ja die Katastrophe schon nach wenigen Tagen herbeigeführt werden mußte und alle diese Verhältnisse umgestaltete. Das war auch für den Musikus der Grund, auf diesen Plan einzugehen, der ihm sonst von seinem Standpunkte aus nur verwerflich erschienen wäre; auch glaubte er Angelika genugsam zu kennen, um für sie nicht fürchten zu dürfen.

Robert hatte keine Veranlassung gehabt, mit der Aufnahme, die er bei Herrn Brown fand, besonders zufrieden zu sein; er hatte sich einen nichtswürdigen Buben nennen lassen müssen, der die Ehre seiner Schwester verhandele. Aber sein Ziel in der Hauptsache war doch erreicht und er hatte zugleich die Gelegenheit wahrgenommen, sich sehr gründlich die Zimmer des Amerikaners und die verschließbaren Behältnisse in denselben anzusehen, so daß er dem Musikus die genaueste Beschreibung davon machen konnte. Ja, es war ihm, da Brown einige Mi-

nuten auf sich warten ließ, möglich geworden, von den wichtigsten Schlössern Wachsabdrücke zu nehmen, die zur Herstellung passender Dietriche genügten. Wenn er dem Musikus einigen Unterricht in der Anwendung derselben ertheilte, so ließ sich vermuthen, daß nicht nur der Eintritt zur Wohnung, sondern auch der Zugang zur Kassette durchgesetzt werden könnte, ohne daß gewaltsame Mittel anzuwenden nöthig waren, die Geräusch verursachen konnten.

Es ging dann Alles über Erwartung gut. Angelika erhielt ein Zimmer und Cabinet eine Etage über Brown's Wohnung. Um von ihr zum unteren Treppenflur zu gelangen, mußte man an seiner Thür vorbeipassiren. Es war also in keiner Weise auffallend, wenn Jemand, der oben einen Besuch machte, hier betroffen wurde. Was aber für eine noch größere Gunst der Umstände gehalten werden konnte: Angelika hatte sich anscheinend mit leichtem Muth in die ihr aufgedrungene Umgestaltung ihrer Verhältnisse gefunden und machte so wenig Opposition, daß kaum eine Entschuldigung nöthig wurde, die sich übrigens leicht in die Versicherung einkleiden ließ, daß man doch nur ihr Bestes im Auge gehabt habe. Sie war sehr glücklich über ihr schönes Logis und alle die prächtigen Sachen, die sie darin gefunden hatte, und dachte mit keiner Silbe daran, wieder auszuziehen.

Der Musikus und Robert konnten weiter planen. Auch dabei kamen ihnen wieder zufällige Umstände zu Hülfe. Kaum hatte Doctor Nonthal in Erfahrung gebracht, daß Angelika in das Hotel zum König von Por-

tugal übergesiedelt sei, als seine Spürnase sofort etwas witterte. Er zerriß deshalb den galligen Artikel, den er am Morgen noch in Unwissenheit verfaßt hatte, zog eine neue Stahlfeder in den zierlichen Halter von Silber, den eine dankbare Schülerin ihm verehrt hatte, suchte einen Bogen von dem glättesten Papier hervor, das er im Vorrath hatte, lehnte sich, die bewaffnete Hand auf dem Blatte, in den Stuhl zurück, schloß die Augen und erwartete feierlich eine höhere Eingebung. Endlich flossen die Worte auf's Papier: „Eine Himmelsgabe ist die Kunst! Wem sie nicht von den gütigen Göttern als ein unverdientes Geschenk in die Wiege gelegt ist, vergebens wird er ein Leben voll Arbeit daran setzen, ihre Segnungen zu ertrotzen. Wie aber der gewaltige Adler nur seine Flügel auszubreiten und zu bewegen braucht, um sich hoch in gletscherhafte Regionen zu erheben, ohne zu fragen, warum die Luft ihn trägt und seine Kraft ihn aufwärts treibt, so schwingt sich auch das Genie in unbewußter Glorie oft von der niedrigsten Hütte auf, um die Welt in Erstaunen zu setzen. Mit einem Instinct, der den thierischen an Feinheit weit überbietet, weiß es seinen Weg zu Ruhm und Größe zu finden. Natur und Kunst identificiren sich in ihm. Wer lehrte die Nachtigall singen? — Diese Gedanken überwältigten uns gestern, als wir die Sängerin Angelika im Theater hörten. Ja, mit Recht heißt sie Angelika und nur Angelika. Es ist etwas unverkennlich Engelhaftes in ihrer ganzen Erscheinung, und wenn man ihre glockenhelle Stimme vernimmt, glaubt man gern, daß

sie ihre herzbewegenden Töne der Sphärenmusik abgelauscht habe. Wir sind uns bewußt, mit diesem Urtheil gegen einen großen Theil des Publikums in Opposition zu treten, aber noch nie mit größerem Stolz haben wir uns dem Unwillen der spottlustigen und skandalsüchtigen Menge ausgesetzt, noch nie mit größerer Zuversicht sind wir überzeugt gewesen, daß bald das Vorurtheil, das sich wie eine Nebelhülle auch vor den hellsten Stern legen kann, schwinden und einer freieren und gerechteren Auffassung Platz machen wird. Noch freilich verunstalten allerhand erdige Stoffe den Marmor, der eben aus griechischer Erde gegraben wird; aber auch in dieser unreinen Gestalt entdeckt der Kenner aus einem vorgestreckten Arm, einem unbedeutenden Segment der Brustwölbung das Werk eines Phidias oder Praxiteles. Man verlacht ihn; aber wenn dann die Statue von der Hand eines geschickten Meisters restaurirt und in den Prachtsaal eines Museums gestellt ist, dann beugt sich die gläubige Menge. Fragt nicht, woher dieses Mädchen kam — es ist da, euch zu entzücken. Nicht **was** Angelika singt, **wie** sie singt, beachtet. Freilich bedarf sie noch gar sehr des Führers, des Lehrers auch in ihrer schauspielerischen Ausbildung, aber es haust in ihr ein Agathodämon u. s. w.“ Ein Abzug der Zeitung auf feinem Papier wanderte natürlich in den König von Portugal, mit einigen Rothstiftstrichen versehen, um auf die wichtigsten Punkte aufmerksam zu machen, und Angelika hätte nicht zum ersten Mal ihr schmeichelhaftes Lob gedruckt lesen müssen, wenn man sich wundern wollte,

daß sie sehr entzückt davon war und den Schreiber für einen großen Mann hielt.

Es wurde dem Musikus, der sie nur spät gegen Abend besuchte, nicht schwer, sie zu überzeugen, daß sie sich diesem guten Freunde auf irgend eine Weise erkenntlich beweisen und dazu vor Allem seine Bekanntschaft suchen müßte. Es gehöre sich dann, daß sie ihn und einige von ihren Collegen und Colleginnen beim Theater zu sich einlade und sie festlich aufnehme. Sie werde sich dadurch am leichtesten und besten eine Stellung verschaffen und könne dann auf weitere Protectionen rechnen. Angelika hatte Bedenken, ob sie damit nicht die Güte ihres Gönners mißbrauche, und forderte Zeit zur Ueberlegung. Sie trat indeß zum zweiten Mal wieder vor vollem Hause auf und konnte die Bemerkung machen, daß der Panegyricus des Doctors vortheilhaft für sie gewirkt hatte, wodurch sie sich ihm nun noch tiefer verpflichtet fühlte. Den Ausschlag aber gab endlich ein gedrucktes Blatt, das die Ueberschrift führte: „Das Café chantant im Theater" und von Schlesinger unterzeichnet war. Sie konnte es als einen Absagebrief ihrer Freundschaft betrachten. Er habe sich von den Fesseln freigemacht, die ihm bisher die Rücksicht auf die Wünsche der Redaction auferlegte, sagte er in der Einleitung, nicht um zu schweigen, sondern um seine Stimme desto lauter zu erheben; es sei seine Absicht, von Zeit zu Zeit ein fliegendes Blatt erscheinen zu lassen, wie das jetzige, und darin die Jämmerlichkeit unserer Theaterzustände in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen.

Die neueste Phase heiße: das Café chantant im Theater, die nächste: das Theater ein Café chantant! Angelika sei die Parole der Verehrer der zehnten Muse; so wolle er für die neun übrigen in die Schranken treten, und die Ruthe des Spottes schwingen, da ernste Mahnungen nicht mehr fruchteten. Das executirte er denn auch mit der ganzen Schneidigkeit und Verbissenheit seiner an's Cynische streifenden Ausdrucksweise, ohne Scheu jedes Ding beim rechten Namen nennend, jedes Versteck aufdeckend, jeden Schlupfwinkel, in den sich eine Entschuldigung verkriechen könnte, durchspürend. Die Direction in ihrer schmutzigen Geldschneiderei, die Regie in ihrer sklavischen Gefügigkeit, die gemißbrauchte Coupletsängerin, das skandalsüchtige Publikum — kein Theil wurde verschont.

Das Blatt wurde von Angelika's Thränen naß und — trocknete wieder. Es gab eine stille Stunde, in der sie sich eingestand, daß Schlesinger nur die Wahrheit sage — auch über sie; aber diese Wahrheit schmeckte so bitter, wie die Pille eines Apothekers, die man sich nicht überwinden kann, hinunterzuschlucken, und mit den Zähnen zerbeißt, um dann keine zweite zu versuchen.

Es bedurfte nur einer leisen, nochmaligen Anregung, um Angelika zu bestimmen, ohne Rückhalt auf den Vorschlag einzugehen, ihre guten Freunde und Collegen festlich zu bewirthen. Sie sollten sich überzeugen, daß ihr Muth nicht gebrochen sei, und daß sie sich in der glücklichen Lage befinde, selbst von dem guten Willen des Directors unabhängig zu sein.

Ein bestimmter Abend wurde festgesetzt. Dann erst erfuhr der alte Smitt, was im Werke sei. Er hatte bei der Unterredung dieserhalb Gelegenheit, zu beobachten, wie schnell sich Angelika in wenigen Tagen in die Vorstellung eingelebt hatte, daß sie über die reichen Mittel eines Andern zu verfügen habe. Er ging bereitwillig auf ihre Wünsche ein, aber es geschah nicht ganz mit derselben Freundlichkeit, mit der er ihr seine Dienste angeboten hatte. Angelika überlegte, ob es in künftigen Fällen nicht gerathener sei, sich über den Diener weg an den Herrn zu wenden. Der Gedanke, mit ihm in Verkehr zu treten, erschien nicht mehr so abschreckend; hatte er wirklich Verpflichtungen gegen sie, so war es ja nicht nöthig, aus dritter Hand Geschenke anzunehmen, die erst erbeten werden mußten.

Wie schlimm es ihrem Verehrer Petter ergangen, erfuhr sie aus einer Nummer des Fortschritt, in der sich ein langer Artikel über den Theaterscandal erging, bei dem er eine so hervorragende Rolle spielte. Diese Rolle war zu lächerlich, als daß sich bei ihr über seinen Unfall ein reines Gefühl des Mitleids hätte regen können, und der Kranz mit den seidenen Bändern, den sie einem Bilde über ihrem Bette umgelegt hatte, verlor viel von seinem Werthe, seit sie wußte, daß er dabei gewesen sei; aber ihre Gutmüthigkeit ließ sie doch auch nicht vergessen, daß er ihr eine Freude habe bereiten wollen, an die sonst Niemand gedacht, und so meinte sie ihm eine Erkenntlichkeit schuldig zu sein. Da er sie nicht besuchte, was ihr nach dem Vorgefallenen nicht sonderlich auffällig sein konnte, so

gab sie Auftrag, ihm eine Einladung zu ihrem Souper zukommen zu lassen.

Sie erhielt zur Antwort, daß er krank zu Bette liege. Mit Bleifeder hatte er auf einem Zettel geschrieben: „Ich danke Ihnen, verehrtes Fräulein, daß Sie sich meiner so gütig erinnern. Ich will mir die größte Mühe geben, rechtzeitig gesund zu werden. Wenn es mir nicht gelingen sollte, so denken Sie deshalb nicht schlechter von mir. Mit meinem Principal habe ich mich ganz und gar überworfen, weil ich nicht glauben will, was Ihnen die Leute nachsagen. Ich glaube es nicht, weil ich Sie kenne, aber es macht mir viel Kummer, daß man immer gleich das Schlimmste denkt, wenn sich ein reicher Mann eines armen Mädchens annimmt, das schön ist und verlassen in der Welt dasteht. Ach! wenn Sie mir doch gestattet hätten — — aber Sie sind so stolz! Ich sage nichts mehr, um Sie nicht zu erzürnen. Nur ein letztes Wort noch werden Sie hören müssen, wenn mir das Herz wieder muthiger ist, und wenn Sie es verstehen wollen, so wird es nicht das letzte sein. Treu und fest — — Petter.“

Der kleine Brief gab ihr viel zu denken; sie las ihn wohl zwanzig Mal mit immer wechselnden Empfindungen. Es überkam sie wieder so etwas wie Reue, daß sie nicht eifriger Widerstand geleistet hätte — aber nur vorübergehend und ohne tieferes Schmerzgefühl. Man kann's den Leuten doch nicht benehmen, zu urtheilen, wie sie's verstehen, tröstete sie sich, und ob ich entbehre oder im Ueberfluß lebe, man denkt doch nicht gut von mir. Einer

freilich — sie hielt seinen Brief in der Hand — für ihn bin ich nicht, was ich den Andern bin; aber was kann ich ihm sein — was will ich ihm sein? Es ist so am besten auch seinetwegen.

Sie öffnete das Buch, das er ihr geschenkt hatte, und legte den Zettel zwischen die Blätter, welche das roth-seidene Buchzeichen trennte. Es machte vielleicht nicht ohne Absicht auf eine Seite aufmerksam, die folgendes kleine Gedicht trug:

Wenn meine Blicke, Liebe, Dir vertrauen,
Ich liebe Dich!
Mußt Du sie meiden und zur Erde schauen?
Wie hinter Wolken, die den Himmel grauen,
Des Schiffers Stern erlischt, verhüllst Du Dich,
Und wie ich frage nach der Zeichen Sinn,
Die Antwort fehlt: ob ich verstanden bin?

Soll meine Lippe, Liebste, Dir gestehen:
Ich liebe Dich!
Mir bangt, das Wort wird nicht zum Herzen gehen.
Stumm wirst Du in's gesenkte Aug mir sehen
Und traurig forschen: warum quälst Du mich?
Muß das die Antwort auf mein Werben sein,
Laß lieber mir des Zweifels süße Pein!

Sie hatte die Verse schon wiederholt gelesen, aber nie waren sie ihr so beziehungsvoll vorgekommen als diesmal. Sie konnten von Petter selbst geschrieben sein oder für ihn aus seiner Seele, und doch wußte sicher der Dichter nichts von ihm und gab seine eigene verwandte Empfindung. Es ist so, seufzte sie vor sich hin, Liebe muß ihre geheime

Sprache haben, und Worte deuten sie nicht; wenn Zwei einander verstehen und gewiß sind ohne Worte, das muß Liebe sein! — —

Eine Etage tiefer in den glänzenden Räumen, die der reiche Gast aus Amerika bewohnte, war es unheimlich still. Nur ausnahmsweise wurde einer von der Dienerschaft des Hotels eingelassen, um die nöthigsten Verrichtungen zu besorgen; sonst hatte nur der alte Smitt Zutritt und hin und wieder Jemand, den er einführte. Brown verließ seine Wohnung nicht mehr, und der Kellner, der das Essen zutrug und abholte, konnte beobachten, daß er nur äußerst wenig Nahrung zu sich nahm. Zu manchen Mahlzeiten waren die Speisen ganz unberührt geblieben, und nur von dem starken Wein, der bestellt wurde, schien Gebrauch gemacht zu werden. „Der Herr ist krank," war die stehende Auskunft des alten Dieners auf alle neugierigen Fragen.

Brown war krank, darüber konnte Niemand im Zweifel sein, der ihn sah. Die vor wenigen Monaten noch so stattliche Gestalt war zusammengesunken und ohne Halt; die welke, gelbe Haut hing in schlappen Falten an den Mundwinkeln herunter, die stets feuchte Stirn schien auf den tiefeingefallenen Augen mit schmerzlichem Druck zu lasten, das Kinn senkte sich oft, als ob die Muskeln alle Spannkraft verloren hätten, in die Halsbinde und ließ minutenlang den Mund halbgeöffnet, aus dem ein kurzer, keuchender Athem hörbar wurde. Wenn er auf dem Lehnstuhl saß und vor sich hinschaute, konnte man glauben,

daß er mit offenen Augen schlafe, so ohne Leben war sein Blick. Meistens aber trieb ihn eine innere Unruhe bald wieder auf, und er irrte dann ohne Beschäftigung durch die Zimmer, bis er nach Stunden matt zusammenbrach. Nachts hatte er keinen Schlaf, und wenn ihn gegen Morgen die Müdigkeit überwältigte, schreckten ihn fortwährend beängstigende Träume auf.

Die Krankheit hatte sich offenbar gesteigert seit dem Tage, an welchem Robert seinen letzten Besuch machte. Die Unterredung mußte ihn leidenschaftlich aufgeregt haben, und Smitt fand ihn in einem Zustande, der an Tobsucht grenzte und auf den dann die gänzliche Erschlaffung folgte, die den alten Mann nicht weniger bedenklich stimmte. Smitt, der den Auftrag hatte, Robert in seinem Thun und Treiben beobachten zu lassen, mußte bekennen, daß die Berichte über ihn weniger günstig lauteten: er arbeitete nicht, trieb sich in Gasthäusern umher, spielte, trank und verkehrte mit einem heruntergekommenen Subject, das im Café Bullenrieser musikalische Possen zum Besten gab.

„Geben Sie den Menschen auf," bat Smitt, „er ist von Jugend auf so verwahrlost, daß kein guter Einfluß bei ihm haftet. Je freigebiger Sie ihn unterstützen, um so schlechteren Gebrauch wird er von den Mitteln machen, die ihm zu Gebote stehen. Ich bin überzeugt, daß er binnen Kurzem der Polizei in die Hände fallen wird, die ihn dann für einige Zeit der Gesellschaft unschädlich machen kann."

„Daß ich ihn aufgeben könnte —!" rief Brown, „daß

ich sagen könnte: ich weiß nichts von ihm! Es ist mein Elend, daß er mir angehört und daß ich ihn nicht von mir abzuwerfen vermag. Wenn er wüßte, was er mir bietet! die Verdammten der Hölle müßten weinen. Seine Schwester —! und mir — mir — o! es ist teuflisch. Und Angelika! Ich glaubte noch an sie — aber auch das, auch das ist zu Schanden — ich kenne sie jetzt."

Smitt suchte ihn zu beruhigen. Robert freilich sei nicht zu entschuldigen, aber Angelika wisse vielleicht von seinen schlechten Absichten nichts und glaube nur anzunehmen, was er selbst ihr angeboten habe, den Beistand eines väterlichen Freundes.

Brown wies ihn unmuthig ab. „Das Schlimmste wird das Wahre sein. Auf der ganzen Familie liegt ein Fluch, und kein Glied entzieht sich ihm. Der Vater — — er ließ sich von dem Gelde blenden und überlieferte herzlos die Seinen dem Verderben in der wahnsinnigen Hoffnung, fern ihr Glück gründen zu können. Sein Weib vergalt sein schweres Unrecht mit Treulosigkeit — verzweifelnd am Leben suchte sie mit dem Kinde, das ihre Schande offenbarte, den Tod im Wasser, und überließ die unglücklichen Geschöpfe, für die kein Vater sorgte, ihrem Schicksal. Sie sind geworden, was sie werden konnten in dieser liebelosen Welt, und zu spät kommt der Versuch der Rettung. Zu spät — zu spät —! und von Einem, der selbst schon unrettbar verloren ist," fügte er mit dumpfer Resignation hinzu.

Was in den folgenden Tagen geschah, konnte seine

Muthlosigkeit nur bestärken. Frau Pfannenbier kam und verlangte ihn zu sprechen. Brown glaubte, daß sie sich eine Belohnung für die bisher dem Mädchen geleisteten Dienste abholen wolle, aber sie wies sein Anerbieten ab. „Ich habe schon Angst und Sorge genug wegen des früheren Geldes gehabt," sagte sie übelgelaunt, „und hätte gewünscht, es wäre mir nie in's Haus gekommen. Viel verbraucht war davon noch nicht. Wie sollte ich's ausgeben, ohne in den Verdacht unredlichen Erwerbs zu gerathen? Aber ausgespürt ist es doch — straf' mich Gott, wenn ich die Unwahrheit sage! und bis auf den letzten Pfennig gestohlen —"

„Gestohlen?"

„Ja, gestohlen, Herr, gestern Abend oder heute früh. Ich kann nicht immer in der Stube sein und Angelika wohnt nicht mehr bei mir, wie Sie wissen. Wie ich Vormittags an meine Kommode gehen will, finde ich das alte Schloß erbrochen, wozu — weiß Gott! nicht viel Kraft und Geschick gehörte, und Alles ausgeräumt. Ich hätte den Schurken würgen mögen, wenn ich ihn hätte unter meine Hände bekommen können."

„Kennen Sie denn den Dieb?" fragte Brown, den die Mittheilung wenig interessirte, ziemlich theilnahmlos.

„Ob ich ihn kenne!" rief die Alte zorngeröthet. „Kein anderer ist's, als Robert, der schlechte Mensch —"

„Robert?"

„Ich sage, kein anderer. Ich hätt's auch so gewußt, denn wer schleicht sich sonst bei einer armen Frau ein, um

zu stehlen? Aber zum Ueberfluß hat's das kleine Mädchen auch gesehen, das ich in Pflege habe, vom Bett aus, und das Kind weiß nur nicht recht, ob's am Abend oder am Morgen gewesen. Ich hab's wahrhaftig nicht um den Schurken verdient, daß er mir so mitspielt."

Brown antwortete nicht; sobald sie den Namen Robert ausgesprochen hatte, wurde die Erinnerung an seinen geheimen Kummer so stark, daß er kaum noch hörte, was sie weiter sprach.

„Ich hätte Ihnen wohl noch etwas Anderes mitzutheilen, da ich einmal hier bin," sagte sie nach einer Weile. „Sie haben mich viel nach der Frau Taubner ausgefragt und nach dem Menschen, mit dem sie ein Verhältniß hatte, nachdem ihr Mann auf und davon gegangen war. Er ist hier."

„Wer ist hier?" fuhr Brown auf.

„Er — Ewald Lauter, wie er sich nannte."

„Ewald Lauter, der Kapellmeister, der mit der Frau —"

„Ich hab's Ihnen ja erzählen müssen. Der ist hier. Eines Abends spät fand er sich bei mir ein und gab sich zu erkennen. Das war nöthig nach so vielen Jahreen denn er hat sich sehr verändert. Er erkundigte sich nach der Frau und den Kindern, gerade wie damals, besonders, nach dem jüngsten — Sie wissen ja, weshalb. Ich fragte ihn, ob es nicht für ihn gefährlich sei, sich wieder hier blicken zu lassen, da man ihm doch den Kopf abgesprochen hätte; aber er meinte, das seien alte, vergessene Geschich-

ten und es wäre längst ein General-Pardon gegeben. Es mag wohl so sein, und vor mir ist er jedenfalls sicher. Wenn's Ihnen aber etwa daran gelegen ist, ihn zu sprechen, Herr —"

„Nein — nein!" lehnte er mit aller Entschiedenheit ab, „ich will ihn nicht sehen, nicht hören: es ist genug, daß ich dieselbe Luft mit ihm athme. Mit ihm!" Er ballte die Faust und drückte sie vor die Stirn. Dann schien ihn ein anderer Gedanke zu peinigen. „Sie haben ihn doch nicht auf mich aufmersam gemacht?" fragte er ängstlich.

„Was denken Sie von mir, Herr?" antwortete sie beleidigt. „Ich weiß meine Zunge zu hüten, und daß Sie Geheimnisse haben, kann ich ja wohl merken. Ich theil's Ihnen nur mit für den Fall, daß Sie ihn ausforschen wollen. Denn besser als er kann natürlich Niemand wissen, was vorgefallen ist."

„Ich weiß schon zu viel," sagte er dumpf; „aber ich danke Ihnen, Frau — auch für diese Nachricht."

Er entließ sie mit der Zusage, daß er seinen Diener zu ihr schicken und durch ihn unter der Hand weitere Ermittelungen anstellen lassen werde. Sie möge sonst Niemand von dem Diebstahl in Kenntniß setzen. —

Das war ein neuer, ganz unerwarteter Schlag. Der Mann, der Elise Taubner so nahe gestanden hatte, daß sie über ihn nicht nur ihr Treugelöbniß gegen den Gatten vergaß, der sie freilich zuerst aufgegeben hatte, son-

dern auch dessen Ehrenrettung für gering achtete, da sie das Geld, das seine Verschuldung lösen sollte, zur Befreiung des Geliebten verwendete — der Mann fand sich mit ihm in denselben Stadtmauern. Er hatte das Kind gesehen, das diesem kränkenden Verhältniß sein Dasein dankte und das so sehr seiner verstorbenen, unglücklichen Mutter ähnelte — das war überwunden. Es lastete keine Schuld auf dem schönen Geschöpf, er konnte es lieben, wie nur ein Mann die Kinder einer geliebten Frau liebt, auch wenn sie nicht die seinigen sind. Aber der Vater — der Verführer —! es war ein unleidlicher Gedanke, ihm zu begegnen. Lieber nie mehr das Haus verlassen, seine Thür gegen jeden Fremden doppelt verriegeln, das — oder ihm eine Pistole auf die Brust setzen und abdrücken — oder noch etwas anderes — —

Entschlüsse, die dem ganzen Leben eine andere Wendung zu geben bestimmt sein sollen, reifen nicht schnell. Der letzte Anstoß erfolgt oft plötzlich, und die Ausführung folgt dann unmittelbar und ohne Zögern. Aber dieser letzte Anstoß ist nur gleichsam der letzte Hieb der Axt, die an einen starken Stamm gelegt ist, um ihn zu fällen — den vielen, die vorangegangen, widerstand er — oder die letzte Welle, die gegen den Deich drängt und seine Krone fortspült, nachdem Tage lang die Fluthen daran ihr Zerstörungswerk geübt haben. Brown rechnete schon lange, was das Leben einem Manne, wie ihm, noch zu bieten habe; aber unsere Anhänglichkeit an das Leben ist so stark, daß Niemand es früher fortwirft, bis das letzte Plus sich in

eine Null verwandelt hat und jede Hoffnung schwindet, das Minus der Existenzfähigkeit jemals auszugleichen.

Daß sein Reichthum nur Unsegen bringe, setzte sich in seinem Kopfe immer fester. Er schien nicht sich, nicht Andere dadurch glücklich machen zu können. Wenigstens behauptete Herr Schieffelbein, der sich ihm einen Besuch abzustatten veranlaßt sah, um sich persönlich zu erkundigen, ob sein junger Mann die Wahrheit sage, daß Petter nichts ungünstigeres hätte begegnen können, als dieser plötzliche, unverhoffte und unverdiente Gewinn. „Er ist wie umgewandelt," klagte der kleine Herr, „seit er sich als reicher Mann fühlt. Er zeichnete sich schon sonst sehr unvortheilhaft durch sein träumerisches Wesen aus, das meine Hoffnung, ihn zu einem tüchtigen Geschäftsmann erziehen zu können, bedeutend herunterstimmen mußte; aber seine Phantastereien schienen doch bisher ziemlich unschuldiger Natur. Zu meinem wahren Entsetzen komme ich nun dahinter, daß er nicht nur ein regelmäßiger Besucher des übelberüchtigten Café Bullenrieser gewesen ist, sondern ein Verhältniß mit der Sängerin angeknüpft hat, die ja, wie ich höre, sich Ihrer Protection erfreut. Es geht mich natürlich nicht das mindeste an, was das Mädchen treibt oder welche Absichten Sie mit demselben haben. Aber Emil Petter steht durch seinen Vater, der ein Freund meines Vaters war, zu mir in Beziehungen, die ich ungern ohne die dringendste Veranlassung, und so lange noch eine Aussicht auf Besserung bleibt, lösen möchte. Aus den wüsten Reden des jungen Menschen muß ich schließen, daß er sich einbildet, das

Mädchen wirklich zu lieben und daß ihm sogar der Gedanke an eine Heirath nicht unsinnig erscheint. Ich darf Ihnen gegenüber, mein Herr, nicht Worte verschwenden, um zu zeigen, daß Petter sich durch einen solchen Schritt nur für sein ganzes Leben elend machen könnte, denn Sie wissen ja am besten, was ein simpler Mensch von jener jungen Dame zu erwarten hat. Selbst wenn seine Ueberspanntheit ihn nicht zu der äußersten Thorheit verleitet, die ich davon befürchte, wird sie ihn in Kurzem um das bringen, was er Ihrer Großmuth verdankt. Ich habe keinen Grund, Ihre Versicherung anzuzweifeln, daß Sie ihm ein wahrhaft väterliches Wohlwollen zugewandt haben; dann aber ist meine Bitte gewiß gerechtfertigt, ihn selbst von dem verderblichen Wege abzuziehen, auf dem er leider schon zu weit fortgeschritten ist, um noch den Warnungsruf seiner alten Freunde vernehmen zu können. Ich darf annehmen, daß es Ihrerseits genügen wird, ihn über Ihr eigenes Verhältniß zu der schönen Sängerin aufzuklären, um ihm die Liebes- und Heirathsgedanken zu verleiden. Jede Zögerung wäre verderblich; handeln Sie gegen ihn, wie Sie es verantworten können."

Brown konnte dem Manne, der offenbar nur seine Pflicht that, nicht zürnen, aber es machte seine Stimmung noch gedrückter, daß er sich außer Stande sah, die vielen unrichtigen Voraussetzungen desselben zu widerlegen. Wie Jener die Sache betrachtete, mußte sie sich allerdings jedem Unbefangenen darstellen, und das war eben das Traurigste und Trostloseste.

Das war also Angelika; so sah sie aus in dem Spiegel, den ihr die ehrsame Gesellschaft vorhielt. Er durfte es nicht geschehen lassen, daß sie zuletzt auch in den Augen dessen verkümmerte, der jetzt noch mit dem vollen Glauben eines reinen Herzens an ihr hing; so weit es in seinen Kräften stand, mußte er verhüten, daß wenigstens Petter nicht an ihr irre wurde — das war er ihm, das war er ihr schuldig. Vor Allem war nöthig, daß sie das Hotel schleunigst verließ und ein Unterkommen in guter Familie fand, deren Ansehen sie vor Verleumdung sicherte. Er dachte an Frau Lobach, die ja so mütterlich für Antonie gesorgt und das Verderben von dem armen Kinde abgewendet hatte, das Angelika so nahe verwandt war.

Wie aber ihr vom Stande der Dinge Mittheilung geben, wie ihr diesen Rückzug erklären, wie sie bewegen, sich auch ferner seinen Beistand gefallen zu lassen? Es gab ein Mittel, sie zu Allem willig zu stimmen, jeden Widerstand zu brechen, alle ihre Bedenken zu beseitigen. Er konnte ihr sagen, was er so sorglich bisher verschwiegen hatte: ich bin Dein Vater! Aber ein solches Bekenntniß des Grundes seiner Zuneigung war zugleich ein Bekenntniß seiner Verschuldung — es hatte Consequenzen, die nicht erwünscht schienen, und — Niemand als er selbst konnte diese Enthüllung der Vergangenheit herbeiführen.

So schwankte er Stunden lang. Endlich spät am Nachmittag, als es schon dunkelte, kam er zum Entschlusse. Smitt hatte Besorgungen auswärts, er war allein. Angelika konnte noch nicht nach dem Theater gegangen sein,

und daß sie um diese Zeit Besuch hatte, war sehr unwahrscheinlich. Wenn er sich ihr melden ließ, war ihm eine Abweisung sicher; er mußte sie überraschen, und weder Smitt noch Jemand von der Dienerschaft des Hotels durfte wissen, daß er sie in ihrem Zimmer aufgesucht hatte. Er lauschte an der Thür, ob sich im Corridor oder auf den Treppen etwas rege — auch bei der gespanntesten Aufmerksamkeit vernahm er kein Geräusch. Leise öffnete er die Thür und blickte in den dämmerigen Gang; er schien bis zu dem fernen Treppenaufgang hin leer zu sein. Zaghaft trat er hinaus und ging einige Schritte zurück.

Das Herz schlug ihm bis hoch in den Hals hinauf. Er überdachte, wie er Angelika anreden wollte, um sie zu vermögen, ihn ruhig anzuhören. Da war's ihm, als ob er am Treppenpfeiler eine Bewegung bemerkte. Er stutzte und blieb stehen.

Ganz richtig! Eine lange graue Gestalt trat die letzten Stufen hinab und näherte sich ihm. Es war im schmalen Gange selbst dunkel; aber von dem Fenster über dem Treppenflur fiel so viel Licht auf den Aufgang, daß dort Gegenstände, die sich exponirten, ziemlich zu erkennen waren, obschon sie ein eigenthümlich schattenhaftes Aussehen hatten, etwa wie die Bilder in dem Lichtkreise einer Laterna magica erscheinen. Ob die weichen Decken den Schall dämpften, ob die Gestalt geräuschlos fortschritt, er glaubte keinen Tritt zu vernehmen. Nun wandte sie sich nach den abwärts führenden Stufen und trat dem vollen Fensterlicht gegenüber, immer langsam weitergehend. Brown

stieß einen dumpfen Ton aus und sank gegen die Wand. In diesem Augenblicke wandte das gespenstige Wesen das Gesicht nach dem Gange hin, richtete sich, seinen Gang verzögernd, auf und huschte dann schnell fort. Als Brown noch einmal die verglasten Augen dorthin richtete, war der Raum leer, wie vorhin.

Brown konnte nicht weiter; keine Macht der Erde hätte ihn vermocht, seinen Weg mit dem der grauen Gestalt zu kreuzen. „Das ist ein Zeichen des Himmels oder der Hölle," ächzte er — es soll nicht sein." Auf Händen und Knieen kroch er zurück nach seiner Thür und in sein Zimmer hinein. Es gelang ihm mühsam seinen Sessel zu erreichen. Neben demselben fiel er bewußtlos nieder. Smitt fand ihn in Krämpfen.

Der Alte war überzeugt, daß dieser Anfall wieder seine besondere Veranlassung hätte, und hielt es für seine Pflicht, sich nach derselben zu erkundigen, um in künftigen Fällen vorzusorgen. Brown hatte nur eine Antwort, aber er wiederholte sie immer wieder und das Haar sträubte sich ihm dabei: „Ich habe ein Gespenst gesehen."

„Es giebt nicht Gespenster," sagte Smitt mit größter Zuversichtlichkeit, als ob er damit jeden Einwand ausschließen wollte; „es giebt nicht Gespenster, lieber Herr, außer in unserer Einbildung."

Brown lachte höhnisch auf. „Außer in unserer Einbildung! Und was ist mit dieser Weisheit gewonnen? Wenn ich etwas der Art mit meinen Sinnen wahrnehme,

warum soll es denn weniger Gewißheit für mich haben, als alles Andere, was ich für wesenhaft halte, weil ich es mit meinen Sinnen wahrnehme? Hast Du denn Beweis, daß überhaupt irgend etwas existirt außer in Deiner Einbildung? Und wenn nicht — was ermächtigt uns, von diesem zu sagen: es ist! und von jenem: es ist nicht!? Thor! Was ist die ganze Augenweide der Weltherrlichkeit, die Dich entzückt, dem Blinden? Und wie willst Du mir abstreiten, was ich mit Augen sehe? Was sich mir einbildet, das ist für mich!"

„Warum aber soll die Gestalt, die Sie gesehen haben, ein Gespenst gewesen sein?" fragte Smitt, bedenklich den Kopf wiegend. „Woran soll man ein solches Phantom erkennen?"

Brown heftete seine fiebergerötheten Augen fest auf ihn. „Warum ein Gespenst? Wenn die Todten aufstehen und uns nachwandeln, können wir dann sagen, sie sind unseresgleichen?"

„Nein, Herr! Aber die Todten stehen nicht auf, außer am jüngsten Tage auf den Ruf des Erlösers."

„Und welcher Tag ist der jüngste, Graukopf?" grinste Brown, selbst einem Gespenste ähnlicher, als einem Menschen. „Immer der heutige, denn ob es ein Morgen giebt, weiß Niemand. — Ich wollte, es gäbe kein Morgen," fügte er tief seufzend hinzu und gab dem alten Diener, welcher sich zu einer neuen Entgegnung rüstete, mit der Hand das Zeichen, zu schweigen.

Es wurde kein Wort weiter gewechselt den ganzen

Abend lang und in die schlaflose Nacht hinein. Brown fieberte stark und warf sich unruhig im Bette umher. Mitunter überliefen ihn die Schauer so eisig, daß ihm die Zähne klapperten, und dann wieder war seine Stirn in heißem Schweiß gebadet. Er duldete Smitt nicht in seiner unmittelbaren Nähe, aber der Alte wachte in dem anstoßenden Zimmer, dessen Thür offen blieb.

Am nächsten Morgen wurde ein Brief abgegeben, der die Adresse Brown's und ein doppelt unterstrichenes „Eigenhändig" trug. Es war wieder die eigenthümliche Notenschrift, die nun auch Brown ihre Räthsel aufgeben sollte. Wie von einer unabweislichen Vorahnung erfüllt, daß dieser Brief wie die Erscheinung gestern, für sein Schicksal bestimmend sein müßte, riß er ihn hastig auf und las:

„Aus der neuen Welt.

Gedenke der Quellen des Goldflusses! Du lagst krank und verschmachtet in Deiner Hütte, auf den Tod gefaßt. Ein Mann, der Mitleid mit Dir hatte, rettete Dich und zeigte Dir seine neuentdeckten Goldfelder. Wie hast Du ihm gelohnt? Gedenke der Tage voll Qual in der Sierra, durch die Ihr goldbeladen und von Durst gefoltert zogt! Du hast Deinem Wohlthäter einen Trunk aus Deiner Flasche verweigert, hast ihn liegen lassen auf dem glühendheißen kahlen Gestein den Geiern zum Fraß, hast sein Hab und Gut an Dich gerafft, für das er Jahre seines Lebens, wie der niedrigste Sklave, frohnte. Wer mir's verrathen hat? Die Kraniche des Ibykus.

Oder die Aasgeier, die Euch nachzogen und sich vom Fleisch des Gepeinigten nährten und das Lied von Deiner Freundschaft krächzten über Land und Meer. Die Aasgeier haben es getragen über die kahlen Gebirge und über die Grassteppen und über die Urwälder und die fünf Seen zu den Städten der Küste und über den Ocean zum alten Lande Dir nach — immer Dir nach. Ich spreche zu Dir allein, und Du weißt, daß ich die Wahrheit sage; zögere also nicht, mir zu gehorchen. Es ist das einzige Mittel, Dir einen Theil Deiner Schätze zu erhalten, denn ich verlange nur, was Deinem unglücklichen Gefährten gehörte, als dessen Bluträcher. Komm morgen Nacht — das ist Donnerstag — bald nach elf Uhr nach dem Wirthshause zu den drei Tannzapfen unten am Fluß, wo die Schiffer einzukehren pflegen, und warte an der Steintreppe, die zur Ladebrücke hinabführt. Besorge nichts — Dein Leben ist ungefährdet. Bringe jedenfalls auch Deinen alten Diener mit, der Zeuge unserer geheimen Verabredung sein soll. Kommst Du ohne ihn, so ist Dein Gang nutzlos. Zwischen elf und zwölf Uhr wird Jemand an die Steintreppe treten und fragen: „Was regiert am Sacramento?“ Du antwortest darauf: „Das Glück.“ Dann wird er Dich zu mir führen, ohne nach Deinem Namen zu fragen. Gehorchst Du nicht, so werden die Geier über Dich herfallen und ihr Mahl an Dir halten, so gewiß die Sonne rund um die Erde auf- und untergeht und Zeuge Deiner That war. Erleichtere Dein Gewissen. Es erwartet Dich der Wissende.“

Brown sah lange mit stieren Blicken auf das Blatt, dessen Schriftzüge zu flammen schienen. Er war in der Fassung eines Betrunkenen, der eine Unglücksbotschaft vernimmt, welche die ganze Entschlossenheit eines besonnenen Mannes fordert, und der sich doch vergebens müht, der Umnebelung seiner Sinne Herr zu werden. Alle Glieder der Gedankenkette, welche sich an diese überraschenden Enthüllungen hängen mußte, mochten beisammen sein, aber von einander gerissen, zerstreut, verworren, jedes einzeln für sich an falscher Stelle, und es fehlte gänzlich die Ruhe und Sammlung des Geistes, sie mit Ueberlegung wieder zu ordnen und zu verbinden. Er fühlte sich wie ein Träumender, der eine große Gefahr mit allen ihren Schrecken nahen sieht und weder Hand noch Fuß rühren kann, ihr zu entrinnen.

„Es wird Zeit, es wird Zeit," murmelte er halb blödsinnig vor sich hin.

Smitt trat ein. Er raffte den Brief zusammen und verbarg ihn in seiner Brusttasche.

Wieder folgte eine entsetzliche Nacht ohne Schlaf. Dann aber schien eine Wandlung in ihm vorzugehen, die den alten Diener erfreute. Sein Auge verlor den fieberhaften Glanz, die Gesichtsfarbe wurde frischer, die peinliche Unruhe in seinem Wesen nahm von Stunde zu Stunde mehr ab, er ging langsam im Zimmer hin und her, sicherer und kräftiger, als seit Tagen. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, ordnete seine Papiere und schrieb Briefe. Ein Glas Wein, das Smitt ihm hinstellte,

schien ihn zu erfrischen; auch zu Mittag aß er mit ungewöhnlichem Appetit und bald darauf fand ihn Smitt im Lehnstuhl sanft schlafend. Die plötzliche Besserung seines Zustandes war unverkennlich, aber fast wieder Besorgniß erregend.

Gegen Abend reichte er dem Alten einen der kürzlich geschriebenen Briefe und sagte in ruhigem Ton zu ihm: „Ich muß Sie diese Nacht fortschicken, Smitt. Machen Sie keine Einwendungen, jedes Wort würde verschwendet sein. Dieser Brief hier ist zu befördern.“

„Der Brief — in der Nacht —?“ fragte Smitt erstaunt.

„Wie ich sage. Ich kann den Brief keinem Andern anvertrauen, als Ihnen, und er kann nur zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort abgegeben werden.“

„Und wer wird hier bei Ihnen meine Stelle vertreten, Herr?“ erkundigte sich der Alte besorgt und noch immer an der Ernstlichkeit des Auftrages zweifelnd.

„Niemand,“ antwortete Brown ohne Besinnen.

Smitt schüttelte das graue Haupt. „Dann gehe ich nicht. Herr.“

„Nicht — wenn ich will und befehle —?“

„Sie sind krank, Herr; für die Kranken müssen die Gesunden sorgen.“

„Aber ich stehe nicht unter Vormundschaft. Und ich bin auch nicht einmal mehr krank — ich fühle mich seit heute Morgen ganz wohl — völlig wohl, es kann Ihnen nicht entgangen sein.“

„Und doch fehlt alle Garantie, daß in einer Stunde nicht ein neuer Umschlag erfolge, der diese erfreuliche Besserung wieder in Frage stellt. Wenn Ihnen in der Nacht etwas zustieße —"

„Ich bin sicher, daß es nicht geschehen wird und — kurz, Sie besorgen diesen Brief an seine Adresse, wenn Sie auch nur ein Fünkchen Freundschaftsgefühl für mich haben."

Smitt nahm nun zögernd den Brief, auf dessen Couvert nur die zwei Worte geschrieben standen: „Dem Wissenden." Sein verlegener Blick schien zu fragen, was das bedeuten solle.

„Erkundigen Sie sich nach dem Wirthshause zu den drei Tannzapfen am Fluß," fuhr Brown wieder gelassener fort, „und warten Sie dort an der Steintreppe, die zur Ladebrücke hinabführt. Zwischen elf und zwölf wird sich Jemand einfinden und Ihnen eine Frage stellen, die Sie mit einem bestimmten Wort beantworten. Frage und Antwort habe ich Ihnen auf dieses Blatt geschrieben, damit Sie sich dieselben fest einprägen. Warten Sie jedenfalls bis nach zwölf Uhr, der Fremde kann sich verspäten. Dann wird derselbe Sie auffordern, zu folgen. Versuchen Sie, ob er Ihnen den Brief abnimmt und Sie entläßt. Weigert er sich dessen, so gehen Sie mit ihm."

„Dadurch entsteht nur ein noch längerer Aufenthalt," bemerkte Smitt.

„Wahrscheinlich — aber es ist nicht zu ändern. Die ganze Begegnung ist mysteriös und setzt einen beherzten

Mann voraus. Uebrigens habe ich die Versicherung, daß Ihnen kein Leid zugefügt werden soll."

„Ich bin nicht deshalb besorgt," sagte Smitt. „Welchen Grund sollte man haben, mich zu beschädigen?"

„Gut! Geben Sie also den Brief an Denjenigen ab, der sich zur Adresse bekennt, wer er auch sonst sei. Ich darf Sie nicht bitten, diesen ganzen Auftrag und seine Folgen als ein tiefes Geheimniß anzusehen — ich weiß, Sie hängen treu an mir, weil ich Ihren Sohn in Newyork einer verzweifelten Lage entriß —"

„Es ist das nur der erste Grund meiner dankbaren Ergebenheit," versicherte der alte Mann ernst, „nicht auch der einzige und letzte —"

Brown drückte ihm die Hand.

„Um so weniger dürfen Sie sich weigern, diesen Auftrag auszuführen, der wichtiger für mich ist, als Sie ahnen können. Geht's nach Wunsch, so werden Sie mich — ich hoffe es zuversichtlich — von allen meinen Schmerzen erlöst wiederfinden."

„So helfe Gott!" sagte Smitt mit einem Blick zum Himmel.

„Amen — Amen!" schloß Brown mit recht inständiger Bitte.

Eine halbe Stunde nach zehn Uhr verließ der alte Diener das Hotel zum König von Portugal mit schwerem Herzen.

Zweites Capitel.

Die letzte Nacht.

Auf den Donnerstag Abend hatte Angelika ihre kleine Gesellschaft eingeladen.

Da ein Theil der Gäste im Theater beschäftigt war, so war die Einladung erst auf neun Uhr erfolgt und es konnte noch eine Weile länger dauern, bis die Ersten sich einfanden. Friedrich, dem die Special-Aufwartung anvertraut war, hatte reichlich Zeit gehabt, den Tisch zu arrangiren, wobei ihm Angelika, die schon früh vollständige Toilette gemacht hatte, behülflich war.

Friedrich schwamm in Seligkeit; er bereitete ein Künstlermahl; das wollte sagen: ein Mahl für Götter! In nächster Nähe sollte er alle die männlichen und weiblichen Größen in ihren rein menschlichen Verrichtungen beobachten, denen er sonst nur aus der Ferne vom Olymp herab zugejauchzt hatte. Fast störend war ihm die Nachricht gekommen, daß heute auch Theobald Splitter zurückerwartet werde; denn so hoch er ihn auch verehrte und über jeden Einzelnen der hier erwarteten Gäste stellte,

die Gesammtheit war doch von größerem Interesse, und seine Sorge daher erklärlich, daß Splitter in seinem liebenswürdigen Egoismus ihn für sich reclamiren könnte.

Er wußte sich zu helfen. Angelika wurde beiläufig in Kenntniß gesetzt, welche erfreuliche Botschaft eingegangen sei. Der berühmte Künstler habe nur eine Treppe höher sein Logis und würde gewiß gern erfahren, daß seine lieben Collegen hier unten froh versammelt seien; er treffe gerade zu der Zeit ein, in der das Souper beginnen solle. Natürlich konnte Angelika eine solche Notiz nicht unbeachtet lassen.

Allmälig fanden sich die Gäste ein; Doctor Nonthal im Leibrock und weißer Cravatte, der Regisseur Wachtel, der Komiker Müller, einige Theaterdamen, endlich auch Emil Petter, der Musikus und Robert. Es war eine ansehnliche Tafelrunde, zu der sich dann zur freudigen Ueberraschung der Gesellschaft auch Theobald Splitter „frisch von der Reise" einstellte. Er hatte viel von seinen „fabelhaften Erfolgen" in der fernen Provinzialstadt zu berichten.

Splitter brachte den ersten Toast aus. „Ist es ein Wunder, daß die Kunst sinkt," sprach er, „wenn die Mäcene so selten werden? Künstler brauchen Aufmunterung. Um so erfreulicher ist es, wenn sich auch in dieser verwahrlosten Zeit noch rühmliche Ausnahmen finden. Erheben Sie Ihre Gläser, meine Herren und Damen! Es geziemt sich, daß wir dem Gastgeber einen Toast bringen, und dann die Gastgeberin leben lassen. Jeder von uns

weiß, wie wichtig der Platz „hinter den Coulissen“ ist. — Da sitzt der Mann, der uns heute commandirt, der Mann, der sein Jahrhundert begreift, der Mann, der weiß, weshalb er reich ist. Er lebe hoch!“

„Er lebe hoch!“ wiederholte sich der Ruf von allen Seiten, und die Gläser klangen. Nur der Musikus saß unbeweglich. „Ich trinke nicht auf einen Abwesenden,“ sagte er entschuldigend, „und wenn's der König wäre.“

Man fand es nun allgemein auffällig, daß Herr Brown fehle. „Er ist gar nicht eingeladen,“ begütigte Angelika verwundert.

Die Alfinger rümpfte die Nase. „Nicht eingeladen? Als ob das auch nöthig gewesen wäre! Gewisse Leute pflegen zu gewissen Gesellschaften stets freien Eintritt zu haben.“

„Dann gehört die meinige nicht dazu,“ versicherte Angelika stolz.

„Es hat Alles seine Zeit,“ bemerkte die tragische Liebhaberin achselzuckend; „man nimmt's nicht immer so genau. Sie wohnen recht hübsch hier — ohne Zweifel; in meinen jetzigen Verhältnissen möchte ich mit Ihnen tauschen. Aber die Tage liegen nicht so weit zurück, wo ich ein fürstlich eingerichtetes Haus bewohnte und eigene Dienerschaft und Equipagen hatte. Dagegen gehalten ist diese Einrichtung sehr ärmlich zu nennen. Vielleicht sorgt Herr Brown für eine reichere Ausstattung, wenn er jederzeit bei sich eintreten kann, ohne sich anmelden lassen zu dür-

fen. Ich würde Ihnen jedenfalls rathen, klüger zu sein als ich, und sich so einzurichten, daß Sie es ohne großen Schmerz mitansehen können, wenn er einmal — ich fürchte, zu Ihrem Bedauern — das Wiederkommen nach dem Weggehen vergessen sollte."

Die Dame war mit der Absicht hergekommen, „dem zimperlichen Dinge", das sie schon lange geärgert hatte, „einmal gründlich den Standpunkt klar zu machen." Dazu hatte sich nun wider Vermuthen schnell eine Gelegenheit gefunden, und das befriedigte Lächeln, das recht boshaft aus den stechenden Augen strahlte, machte das Vergnügen ersichtlich, die beneidete Sängerin in Verlegenheit gebracht zu haben.

Petter saß wie auf Kohlen. Es war ihm, als stände Herr Schieffelbein hinter ihm und hielte ihm eine Ermahnungsrede mit dem ewigen Refrain: hab' ichs nicht gesagt? Er wurde abwechselnd roth und bleich, und konnte sich nicht überwinden, zu Angelika aufzusehen, die in ihrer luxuriösen Toilette ihm gegenüber ihren Platz zwischen Doctor Nonthal und dem Regisseur hatte. Es wäre vielleicht doch besser gewesen, wenn er dem Arzt Gehorsam geleistet und das Bett nicht verlassen hätte, mußte er denken. Das Essen schmeckte ihm gar nicht. Doctor Nonthal fand die peinliche Stimmung, die dieser Zwischenfall hervorgerufen hatte, sehr unbequem. Er wandte sich zu der schönen Wirthin, die sich auf eine Entgegnung vorzubereiten schien, mit einer Lobrede auf das treffliche Arrangement des Tisches, das voll auf ihre Rechnung kom-

men konnte, und bewunderte ihren geschmackvollen Anzug. Der Regisseur accompagnirte.

„Die Directrice hat in allen Läden herumgeschickt," erzählte der Komiker trocken, „um auszukundschaften, von woher diese Pariser Moden bezogen sind. Nehmen Sie Ihr Herz in Acht, lieber Splitter! Es wurde ein Sturm darauf vorbereitet."

„Ich halte stille," sagte der Künstler, die Ellenbogen fest an die Hüften ziehend und den Kopf duckend, „es wäre nicht meine erste Eroberung — und was kann man dafür, wenn man nun einmal so unausstehlich liebenswürdig ist."

Damit war ein anderer Ton in die Unterhaltung gebracht zur großen Erleichterung der Wirthin, die schon ernstlich zu bedauern anfing, den Rathschlägen des Musikus gefolgt zu sein; sie hätte viel darum gegeben, wenn wenigstens nicht Petter zugegen gewesen wäre. Der Komiker kündigte die Geschichte von einem „unausstehlich liebenswürdigen" Menschen an, mit dem er da und dort zusammen im Engagement gewesen wäre und leider auch sein Logis getheilt hätte, und gab sie auf allgemeines Begehren zum Besten. Sogleich fielen einigen von den Andern auch diverse Geschichten ein, die sich gar gut hier anschließen könnten, und bald war man so im Zuge, daß Zwei und Drei zugleich sprachen und das Lachen und Kichern an dem einen und andern Ende des Tisches nicht mehr aufhörte. Zehn- und zwanzigfach wurde durch Beispiele bewiesen, daß es eine Liebenswürdigkeit gebe, die den größ-

ten Phlegmatiker in Verzweiflung bringen könne, und daß Grobheit dagegen eine wahre Erquickung sei. „Nur nicht bei Regisseuren und Kapellmeistern," meinte Fräulein Meyer scherzhaft ablenkend.

„Bei dieser boshaften Bemerkung haben Sie hoffentlich nicht an mich gedacht," sagte Wachtel, mit den Augen zwinkernd.

„Ich habe nicht gerade erfahren, daß Sie auf der Probe stets „den höflichen Mann" spielten," neckte Splitter.

„Sie haben mir neulich, als ich immer noch nicht leidenschaftlich genug in die Arme meines theuren Vaters fiel, die Linksschwenkung so drastisch beigebracht, daß mir noch die Handgelenke schmerzen," schmollte die tragische Liebhaberin mit komischem Pathos.

„Was wollen Sie, meine Herrschaften," rief der Musikus hinein; „jedes Handwerk hat sein besonderes Handwerkszeug und zu dem eines Regisseurs und Kapellmeisters ist die Grobheit unentbehrlich. Ich spreche aus Erfahrung. Wo so und so viele Violinen, Bässe, Clarinetten, Blechinstrumente, Trommeln, Pauken und Menschenstimmen zusammen arbeiten sollen, damit eine Harmonie und Einheit zu Stande komme, kann nicht auf Jedes Belieben gewartet werden. Bis ich gesagt habe: mein Fräulein, wollen Sie die Güte haben, sich zu überzeugen, daß Sie einen halben Ton zu tief gesungen haben — sind wir zehn Takte weitergeeilt und das ganze Musikstück muß wiederholt werden. Schreie ich der Primadonna „Es —

Fis!" zu und werfe ich ihr den Taktstock an den Kopf, wenn sie durchaus nicht hören will, so kann das Orchester dabei ruhig sein Tempo einhalten. Grobsein heißt: sich auf dem kürzesten Wege verständlich machen, gleichgültig ob durch Worte oder Zeichen. Je schneller ich den einen Unaufmerksamen zur Raison bringe, desto rücksichtsvoller behandle ich die vielen Pflichttreuen. Diese Rücksichtnahme, nicht das Vergnügen an der Ungezogenheit mag wohl bewußt oder unbewußt der Grund sein, weshalb die Grobheit überall da florirt, wo Massen in Gang zu bringen und zu erhalten sind. Denken Sie nur an's Militair, meine Damen."

Das war ein Stichwort, das man sich nicht so leicht entgehen ließ. „A propos," platzte die Soubrette los, „Militair! Sie kennen doch den Lieutenant von Hochstapel, der sich so gern hinter die Coulissen stiehlt, wenn einmal die Logenfrau nicht auf den Eingang zur Bühne paßt? Galant, schauerlich galant gegen das schwache Geschlecht. Jedesmal bewundert er meinen zarten Teint, wenn ich eben Schminke aufgelegt habe, und das mit Betheuerungen bei allem Höchsten, was ihm imponirt, und mit dem Lorgnon im Augenwinkel. Für ein Wort hat er fünf Redensarten, und ehe er reell einen Satz zum Schlusse bringt, ist gewöhnlich der Zwischenakt zu Ende. Neulich hab' ich ihn Rekruten exerciren sehen — ein Spaß zum Todtlachen. Er merkte eine Weile nicht, daß ich hinter ihm stehen blieb, richtete die „verfluchten Kerls", die immer wieder eine Nasenlänge aus der Linie vorpreschten,

über die Knöpfe weg ein, hämmerte mit seinen Stiefelspitzen die Füße der armen Bursche rechtwinkelig von einander, richtete ihnen mit dem Knebel das Kinn auf, setzte ihnen die Helme zurecht, daß sie puterroth wurden, und schrie immer: „Augen links — Augen links — noch mehr links — ganz links — will der verdammte Schlingel Augen links nehmen!“ Die Rekruten verdrehten die Augen, daß nur das Weiße sichtbar blieb — ein schauerlicher Anblick auf die Dauer, kann ich Sie versichern — aber das wollte immer noch nicht genügen. Wieder am Flügelmann mit gespreizten Beinen und gebückter Haltung Posto gefaßt, wieder gezirkelt, mit dem Degen gefuchtelt, einige Kraftworte die Front entlang geschickt und dabei immer „Augen links“ geschrieen. Endlich schien er die Richtung zur Zufriedenheit zu finden und das Kommando „Augen rechts“ und „Marsch“ geben zu wollen. Aber er kam nicht weiter als: „Augen — —“; denn indem er nach dem Punkt ausschaute, auf den er losmarschiren sollte, fiel ich selbst ihm in die Augen und verwirrte ihn so vollständig, daß er das weitere Kommando vergaß, vor mir mit dem Degen salutirte, seinen Handschuh küßte und im Schnellschritt auf mich zueilte, um mich umständlich zu begrüßen. Dabei standen seine Leute noch immer mit „Augen links“, aber schon auf dem Sprunge, sie geradeaus zu richten, und auf dem einen Fuß zum Abmarsch balancirend. Der Unmensch überschüttete mich indessen mit Süßigkeiten und pries in allen denkbaren Wendungen die Huld des Schicksals, die ihm diese „scheußliche Langeweile“

so angenehm unterbreche. Er hätte noch eine halbe Stunde fortgesprochen, aber ich erbarmte mich der armen Geschöpfe, denen schon die Köpfe wackelten. „Wollen Sie denn Ihrer ganzen Compagnie das Schielen beibringen, Barbar?" rief ich ihm in's Gewissen, „schauen Sie sich doch einmal um!" — „Ach, Ihr Teufelsvolk!" schrie er mit einem imperatorischen Blick die schwankende Linie musternd, „hab' ich schon Augen rechts kommandirt? Aber neugierig wie die Hühner! Augen links, Ihr Schwerenöther, und wenn sie Euch festwachsen! Kann Sie versichern, mein Fräulein —" Ich war schon eine Strecke fortgeeilt und rief ihm nur noch von Weitem ein „Gnade — Gnade!" zu."

Es war abgetafelt. Die Kellner trugen die letzten Schüsseln hinaus. „Wir haben Wein im Vorrath," meinte der Musikus, „mehr als wir bis zum Morgen brauchen werden, und dürfen uns durch die Herren im Frack nicht länger geniren lassen. Geht schlafen, liebe Jungen, und macht Euch morgen über die Neigen her. Gute Nacht, Friedrich! Das viele Gähnen schadet Deinem jugendlichen Tenor. Wir finden die Treppen hinab bis in's Freie, ohne Ihre Begleitung. Gott befohlen!"

Er war aufgestanden, schob Friedrich, der mit dieser Maßregel wenig zufrieden schien, seinem Collegen nach zur Thür hinaus, trug den Flaschenkorb dicht hinter Splitters Stuhl, und munterte zum Trinken auf. „Der Wein macht die Köpfe heiß," sagte er, „und bei einem fröhlichen Gelag muß bei allen Betheiligten die Temperatur ungefähr in gleicher Weise steigen. Es ist mir von je

zuwider gewesen, wenn ein Unthätiger mit kühlem Gesicht hinter mir stand und mir die Gläser zuzählte. Man bringt's nicht leicht zu der Gleichgültigkeit der Sklavenhalter, denen ein dienendes Subject gar keine Persönlichkeit hat."

Man stimmte allseitig fröhlich bei und füllte die Gläser. —

Treten wir unbemerkt eine Etage tiefer ein — wie anders das Bild! Brown athmete auf, als er sich allein sah; so erst fühlte er sich ganz sein eigener Herr. Nach einigen Gängen durch's Zimmer setzte er den Telegraphen an der Thür in Bewegung.

Schon nach wenigen Sekunden erschien ein Diener und erkundigte sich, verwundert über diese Berufung, nach seinen Befehlen. „Ich gedenke spät in die Nacht hinein zu arbeiten," sagte Brown, „und finde das große Zimmer schon jetzt ziemlich kühl. Wir müssen wieder starken Frost haben."

Der Marqueur bestätigte, daß es draußen empfindlich kalt sei.

„Lassen Sie mir durch den Hausmann noch für alle Fälle etwas Brennmaterial heraufbringen," fuhr Brown fort, „wo möglich Kohlen; sie geben am schnellsten Wärme."

„Sie wollen so spät noch mit Kohlen heizen?" fragte der Kellner bedenklich; „es ist untersagt, mein Herr —"

„Ohne Redensarten, wenn ich bitten darf," schnitt Brown jeden weiteren Einwand ab. „Ich bin kein Kind

und weiß mit diesem Material umzugehen. Thun Sie, was ich sage."

Bald darauf brachte der Hausmann in einem zierlichen kupfernen Behälter, wie es zum Kamingeräth zu gehören pflegt, Kohlen und Holz. Seine Frage, ob er sogleich einheizen solle, verneinte Brown; er werde warten, bis sich das Bedürfniß noch dringender herausstelle.

Sobald er sich entfernt hatte, drehte Brown den Schlüssel ab, zog ihn aus dem Schloß und warf ihn, als ob er ihn nie mehr zu gebrauchen gedächte, von sich auf die Erde. Dann öffnete er die Verschlußthür im Kamin, rührte mit der Ofenkrücke die Asche und Kohlenreste auf, legte Holz darüber und warf, als dasselbe in hellen Flammen aufloderte, frische Kohlen in die Gluth. Alle seine Bewegungen waren bis zur Leidenschaftlichkeit hastig. Wer ihn da vor dem Kamin hätte knieen und das Feuer schüren sehen können, das seinen Widerschein auf sein verzerrtes Gesicht warf, würde von Schreck ergriffen sein und ihn fortgerissen haben. Er lachte in die Flammen wie ein Wahnsinniger, und seine Augen glänzten heller aus den tiefen Höhlen, wenn die Funken von dem knisternden Holze auffsprühten und die Kohlen sich gluthroth färbten. Wo trieben seine Gedanken um?

Er überrechnete sein Leben.

Er war zurückgekehrt mit Schätzen beladen! Wie er sie erwarb — davon wußte nur Einer und den hatte er sterbend verlassen. In einer der großen Handelsstädte an der Ostküste Amerikas hatte er seine Goldbarren in Werth-

papiere umgesetzt, sich bei einem neuen Eisenbahnunternehmen betheiligt, dessen Actien in Kurzem bedeutenden Gewinn abwarfen und seinen Reichthum fast um das Doppelte vermehrten, und sich dann zur Rückreise nach Europa gerüstet, nachdem er sich in dem alten Smitt, dessen Sohn auf seine Empfehlung eine sehr einträgliche Stellung bei der Bahnverwaltung erhielt, einen dankbaren und zuverlässigen Begleiter und Diener erworben hatte. Endlich — endlich schien er am Ziel aller seiner Wünsche zu sein. Und es war vielleicht nicht zu spät. Nach einer langen Leidenszeit konnte er Frau und Kinder mit Reichthümern überschütten, und ihre Verzeihung war ihm gewiß!

Was hatte er gefunden? Elise war todt — früh in äußerstem Elend verkommen. Ein Armenkirchhof barg das Häuflein Erde, das von ihr übrig sein konnte, und nicht einmal die Stelle, wo der Todtengräber flüchtig einen Grabhügel aufgeworfen hatte, war zu ermitteln. Ein Name im Todtenregister war Alles, was an sie erinnerte. Und die Kinder? Robert ein schon bestrafter Verbrecher, ein völlig verwahrloster Mensch, Angelika eine Bänkelsängerin von zweifelhaftem Ruf. Und noch traurigere Ergebnisse brachten seine eifrigen Nachforschungen zu Tage: Elise war ihm untreu geworden — es lebte ein drittes Kind der unglücklichen Frau, und der Vater desselben, dem das Geld zugefallen war, mit dem er seine Ehre hatte einlösen wollen und durch dessen frühzeitige Absendung er sich von Neuem ruinirte, war in der Nähe.

Es war Zeit zu scheiden.

Er schürte die schon bläuliche Flamme über den rothglühenden Kohlen. Die Haut auf seiner Hand, welche die Krücke hielt, versengte fast von der Gluth, er schien kein Gefühl dafür zu haben. Endlich stand er auf, schloß mit einem tiefen Seufzer die Ofenklappe und zog die Thür zum zweiten Zimmer fest zu.

Die Absicht, sich durch Kohlendunst das Leben zu nehmen, war nun offenbar.

Nachdem Brown zehn Minuten oder etwas länger im Salon auf- und abgegangen war, von Zeit zu Zeit mit einem Tuche die Schweißtropfen von der Stirn fortwischend, setzte er sich auf das Sopha und stützte den Kopf auf die Hand, wieder in Nachdenken versinkend. Von Zeit zu Zeit seufzte er wieder schwer und endlich drückte er in heftiger Bewegung beide Hände vor's Gesicht und schluchzte laut.

Ein sonderlicher Geruch machte sich im Zimmer bemerkbar, erst nur schwach und in der Nähe des Ofens, dann stärker und bis in die Fensterwinkel hinein. Die Trockenheit der Luft erschwerte das Athmen und zwang zum wiederholten Räuspern.

Brown stand auf und ging zu seinem Schreibtisch. Sein Schritt war nicht ganz sicher. Er schrob die Lampe auf, die schon trübe brannte und ließ sich neben derselben auf dem Lehnstuhl nieder. „So soll's geschehen," sprach er halblaut mit schwerer Zunge vor sich hin; „es ist nicht genug, daß ich mich selbst aus der Welt schaffe, der ich ihr Aergerniß genug gegeben — auch der Grund alles

Leidens und Aergernisses muß getilgt werden. Ich hätte glücklich sein und glücklich machen können, wenn ich mit meinem bescheidenen Loose zufrieden gewesen wäre. Ich strebte nach Reichthum, wagte, gewann, verlor, setzte die Ruhe meiner Seele auf's Spiel, verblendete meine Augen am Glanz des Goldes, rettete meine Schätze mit Gefahr des Lebens, zitterte für sie Tag und Nacht — und was ist das Facit dieses Lebens voll Irrnisse und Beschwerden? Der Wunsch nach schneller Erlösung! Unheil hängt sich an diesen Besitz — Unheil wird er denen bringen, die ihn nach mir ergreifen. Endlose Streitigkeiten werden darüber losbrechen, und Menschen, die bisher noch keine Ahnung von ihrem Anrecht haben, mit leidenschaftlicher Wuth erfüllen. Nein! Ich darf nicht noch diese Schuld auf mein Gewissen laden, das schon belastet genug ist. Was geschehen, kann nicht ungeschehen gemacht werden, aber noch ist künftiges Unheil zu verhüten. Fort mit diesem unseligen Besitz! Er soll mit mir der Vernichtung preisgegeben sein!

Er öffnete die Fächer seines Schreibtisches und leerte sie aus; er hob die Cassette aus ihrer Lederhülle, kniete daneben nieder und wühlte den Inhalt heraus. Ein Stoß Werthpapiere lag vor ihm, jedes einzelne von erheblichem Werth, manches ein beträchtliches Vermögen für sich.

Seine Sinne fingen schon an, sich zu umnebeln, er athmete rasch, das Blut drängte sich nach dem Gehirn und trieb die Adern hoch auf. Es war Eile nöthig.

Er sonderte eins von den Papieren aus, legte es in ein großes Couvert und schrieb mit Bleifeder darauf: „Meinem treuen Smitt für geleistete Dienste als eine geringe Vergütigung. Seine Freundschaft kann ich nicht bezahlen. Ich wünsche, daß die Beilagen an die Adressen abgegeben werden. Gott sei mir gnädig!“ Er fügte zwei Päcke Banknoten hinzu und schrieb auf das eine: „Für Robert zur Begründung eines Geschäfts,“ auf das andere: „Für Angelika zur Ausstattung.“ Dann umschnürte er den Papierstoß, der vor ihm lag, fest mit einem Bande und versuchte ihn vom Tisch zu heben. Mehrmals sank er kraftlos in den Sessel zurück; endlich gelang es ihm, sich aufrecht zu halten und über den Fußboden hinzuschieben.

Als er einige Schritte gemacht hatte, war es ihm, als ob er draußen im Corridor vor der Thür ein leises Geräusch hörte. Er blieb stehen und horchte auf.

Es wiederholte sich nicht — er mußte sich getäuscht haben. Vor seinen Ohren brauste es ja schon seit einiger Zeit unaufhörlich; er konnte nicht mehr unterscheiden, ob ein Ton von außen her, oder in seinen verstörten Nerven anklang.

Gleichwohl zögerte er noch. Es war ihm, als ob er hinter sich den Namen Antonie rufen hörte. Er wandte den Kopf zurück, sah aber Niemand. Auch dies war Sinnentäuschung gewesen. Die einmal geweckte Erinnerung an das Mädchen, das ihn durch ihre Aehnlichkeit mit Elise einst so wunderbar überrascht hatte, wollte sich nun

aber nicht zurückdrängen lassen. „Sie ist Dein Kind nicht,“ sagte er sich. „Du hast keine Verpflichtung gegen sie. Der herbste Schmerz Deines Lebens hängt sich an ihr Dasein — sie ist der lebende Zeuge der Untreue Deines Weibes! — Nein, es wäre unverzeihliche Schwäche.“ — Er schwankte weiter dem Kamin zu. „Und jetzt noch — keine Stunde vor dem Tode, der Alles ausgleicht, was hier auf Erden unvereinbar von einander strebt, der hoffentlich alle Schuld in Vergessenheit bringt, eigene und fremde — nein! Es soll ein Zeichen sein, daß ich ihr verziehen habe, wie ich auf ihre Verzeihung hoffe. Sie ist ihr Kind — ich will sie betrachten wie das meinige. Schon einmal widerstand ich nicht, ihr meine Neigung zu erkennen zu geben — sie soll auch den letzten Beweis meines Andenkens haben. Wenn mir nur noch Zeit bleibt — mein Himmel! noch eine Minute —“

Er eilte zurück, riß das Band ab, löste noch ein Packet heraus, legte es — seine Hände flatterten dabei wie die Schwingen eines todtmüden Vogels — in ein Couvert und adressirte kaum leserlich: „Fräulein Antonie Lobach-Schiller zur Förderung der Kunst“ und warf es zu den übrigen. Ein so heftiger Schwindel erfaßte ihn, daß er sich eine Weile an der Tischplatte halten mußte. Dann raffte er alle seine Willenskraft nochmals zusammen, schnürte das Packet wieder fest zu, trug es nach dem Kamine unter dem Ofen, wo die Kohlen noch unter der Asche glühten, und schob es mit äußerster Anstrengung hinein. Es füllte fast ganz den hohlen Raum und sperrte na-

mentlich die Oeffnung nach dem Zimmer hin bis auf geringe Lücken an den Ecken.

Er war überzeugt, daß das leicht entzündliche Papier bald in Brand gerathen und verkohlen würde. Die Klappe nochmals zu öffnen und Zug durchzulassen, durfte er bei seiner Schwäche nicht mehr wagen. Schon fühlte er, daß er in wenigen Minuten bewußtlos sein würde; kaum daß er noch die Augenlider heben und die Gegenstände im Zimmer an ihrem richtigen Platz erkennen konnte. Nach dem Schreibtisch zurücktaumelnd, löschte er die Lampe, tastete sich nach dem Sopha und legte sich ausgestreckt darauf.

Sein Kopf fiel schwer in das Kissen. Der schwache Gluthschein, der vom Kamin her über die Teppiche hinspielte, erhellte sein Sterbelager nicht. Einige Worte noch murmelte er mit schwerer Zunge, und sie klangen wie ein Gebet. Dann war nur noch das Knistern der Kohlen vernehmbar — sonst Todtenstille im Zimmer. —

Eine Etage höher jubelte die lustige Gesellschaft indessen weiter. Nach einigen Minuten Abwesenheit kehrte Robert zurück und setzte sich wie zufällig neben den Musikus. „Es ist im Hotel Alles ruhig," zischelte er ihm zu. „Ich habe unten im Gange nach der Seite hin, wo Browns Zimmer liegen, das Gas ausgelöscht; es ist dort so dunkel, daß Jemand, der die Treppe hinaufkommt, schwerlich einen Gegenstand sechs Schritte weit erkennen kann."

„Gut, mein Junge," antwortete der Musikus eben so leise. „Bist Du an der Thür gewesen?"

„Ja! es rührt sich im Zimmer nichts.“

„Und das Schloß?“

„Der Schlüssel ist abgezogen, das Schlüsselloch frei.“

„Das trifft sich günstig. Wenn freilich der Riegel —“

„Dann muß der Bohrer und die Stichsäge Arbeit erhalten. Ich meine aber, sie sind ausgegangen, sonst wäre der Schlüssel nicht abgezogen.“

Der Musikus trank Theobald Splitter zu, um die geheime Unterredung nicht auffällig werden zu lassen. „Es ist möglich,“ sagte er dann wieder leise, „daß mein Brief so weit gewirkt hat. Aber man darf sich nicht darauf verlassen. Von Friedrich erfuhr ich beiläufig, daß der alte Smitt ausgegangen sei. Er allein. Ob Brown ihm gefolgt ist, steht dahin. Wenn aber nicht, so wird er schwerlich die Thür verriegelt haben, da doch der Alte wieder hinein muß. — Der wird freilich nicht vor Sonnenaufgang loskommen,“ setzte er lachend hinzu.

Er sah nach der Uhr. Es ging bereits stark auf zwölf. Noch eine gute Viertelstunde ließ er verstreichen, bewegte sich dann von dem einen zum andern Platze, mit jedem Gaste einige Worte wechselnd, manövrirte sich bis zur Thür und schlüpfte durch dieselbe, als Splitter eben wieder einen Toast ausbrachte, der die ganze Gesellschaft beschäftigte.

Bald darauf folgte auch Robert, nachdem er unbemerkt seinen und des Musikus Mantel zusammengewickelt und an sich genommen hatte. Seine Aufgabe war, am unteren Treppenaufgange Wache zu halten.

Der Musikus schlich auf den Zehen durch den unteren Corridor, tappte an den Wänden entlang, bis zur Thür nach Brown's Zimmer, tastete nach dem Schlüsselloch, fand dasselbe frei, wie Robert gesagt hatte, und setzte leise den Nachschlüssel ein. Er leistete vollkommen seinen Dienst, der Riegel im Schloß gab ohne Schwierigkeit nach, auch die Thür ließ sich ohne Widerstand öffnen.

Er trat ein und zog sie hinter sich geräuschlos zu.

Da stand er nun in völliger Dunkelheit und lauschte. — Anfangs schlug ihm das Herz so heftig, daß er glaubte, sein Tucken hören zu müssen. So sehr er sein Ohr anstrengte, er konnte die Athemzüge eines Schlafenden nicht vernehmen. Ist er zu Hause, überlegte er, so kann er sich nicht in diesem und nicht im nächsten Zimmer befinden. Ich bin ungestört. Erwacht er nicht — um so besser. Wecke ich ihn doch und überrascht er mich, so wird der Schreck seine Zunge lähmen. Ich kann's wagen.

Er zog eine kleine Blendlaterne aus der Tasche und öffnete die Blechklappen. Ein Feuerzeug war gleichfalls bei der Hand. Als er sich zur Erde beugte, um das Zündhölzchen auf dem Boden anzustreichen, fiel sein Blick auf einen schwachen Lichtschein nicht weit von seinem Standorte. Mit einiger Anstrengung erkannte er in der nächsten Umgebung desselben die Kamingeräthschaften. Der Weg dahin schien frei zu sein. Vorsichtig setzte er Fuß nach Fuß über den weichen Teppich, hielt das Zündholz an das heiße Eisen und sah es gleich darauf aufflammen. Er legte sich, während er gebückt die Laterne anzündete,

flüchtig die Frage vor, wie so spät noch Feuer in den Kamin komme; aber seine Gedanken waren viel zu sehr auf andere Dinge gespannt, als daß er sich mit der Beantwortung hätte Mühe machen sollen. Die Klappen der Laterne schloß er wieder so weit, daß nur durch eine schwache Spalte Licht auf den Punkt fiel, den er gerade beleuchten wollte.

Langsam lies er, indem er sich auf der Stelle drehte, den Lichtschein rings über die Wände hingleiten, um sich zu orientiren. Ueber das Sopha huschte er schnell hinweg, als er ganz unvermuthet Brown darauf angekleidet schlafen sah. Eine Weile horchte er voll ängstlicher Spannung, ob er sich rege. Er hat so seinen alten Diener erwarten wollen, dachte er. Als kein Zeichen des Erwachens folgte, auch jetzt nicht einmal Athemzüge hörbar wurden, glaubte er ihn in tiefem Schlaf und schlich, immer das Licht der Laterne ihm abgewandt, an den Schreibtisch.

Er fand zu seiner Ueberraschung sämmtliche Schiebladen, Thüren und Fenster offen und bis auf gleichgültige Briefschaften, Rechnungen und dergleichen geleert. Was war das?

Er leuchtete auf dem Boden umher und sah die Cassette stehen, ebenfalls offen und leer.

Was war vorgegangen? Einen Moment erfaßte ihn der Verdacht, daß Robert bereits in seiner Weise vorgearbeitet hätte. Brown, der wie ein Todter dalag, konnte durch einen Faustschlag niedergeworfen und besinnungslos gemacht sein. Aber es war doch wieder kaum denkbar,

daß Robert in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit so thätig gewesen sein sollte. Auch hätte er ihm die Aufregung, die nach so hastiger und gefahrvoller Bemühung unvermeidlich schien, auf dem Gesichte ablesen müssen. Keine Spur davon war zu bemerken gewesen.

Während er sich neben der Cassette auf die Kniee niederließ und die Klappen der Laterne ein wenig lüftete, um den inneren Raum besser prüfen zu können und irgend etwas zu entdecken, was einen Fingerzeig für dieses unerklärliche Begebniß zu gewähren vermöchte, fühlte er einen stechenden Schmerz in den Augen und bald auch im Kopfe. Die Spannung des Geistes auf den einen Punkt hin, wie er bei Brown eindringen und die Behältnisse zu seinen Schätzen öffnen könne, hatte nach dem ersten unverhofft glücklichen Gelingen und dann nach dieser Täuschung seiner Erwartungen plötzlich nachgelassen; wohin er die Gedanken jetzt richten sollte, um eine Erklärung für diesen auffälligen Sachbefund zu ermitteln, wußte er noch nicht — die Sinne fingen daher wieder instinctiv zu arbeiten an. Er hatte jetzt wieder ein Gefühl dafür, daß ihm ein brandiger Geruch in die Nase drang und daß ihm das Athmen Beschwerde machte. Er combinirte diese Wahrnehmungen mit der früheren Bemerkung, daß im Kamin unter dem Ofen noch spät Feuer gebrannt und daß er Brown nicht in seinem Bette, sondern auf dem Sopha seines Empfangszimmers in auffallend festem Schlaf gefunden habe. Die Vermuthung war nicht abzuweisen, daß durch zu spätes und unvorsichtiges Heizen Kohlendunst in's Zimmer

gedrungen sei, Brown betäubt habe und jetzt auch ihn zu betäuben drohe. Als ob seine Kniee sich in spitze Nägel drückten, sprang er auf. Er dachte im ersten Schreck nicht einmal daran, nach einer Erklärung für das Verschwinden der Papiere zu fragen.

Mit drei eiligen Schritten trat er auf das Sopha zu, riß die Klappen seiner Laterne weit auf und leuchtete dem Schlafenden — vielleicht Todten in's Gesicht. Nein, nicht todt — noch nicht. Auf diesen eingefallenen Wangen ist noch Röthe, in dieser Stirn mit den bläulichen Adern noch Wärme. Diese Glieder sind noch nicht völlig starr, zwischen den Lippen durch spürt man bei genauestem Hinhorchen noch von Zeit zu Zeit einen leisen Hauch, das Herz schlägt schwach und setzt zeitweise aus, wie die Unruhe einer Uhr in den letzten Minuten, ehe die Kette abgelaufen ist. Der Graue, der mit weit aufgerissenen Augen, die linke Hand mit der Laterne hoch erhoben, die rechte auf der Brust in der Herzgegend, vor ihm stand, lächelte recht satanisch befriedigt. „Finde ich Dich nochmals auf der Schwelle zwischen Leben und Tod?“ rief er verbissen. „Schlafe diesmal hinüber — ich wecke Dich nicht!“

Dann aber hob sich die rechte Hand nach seinem Kopfe, der wüthend zu schmerzen anfing. Er erinnerte sich, daß er an sich selbst zu denken habe.

Schleunige Flucht aus der vergifteten Luft des Zimmers schien das Rathsamste, und schon schritt er deshalb nach der Ausgangsthür zurück. Da aber blieb er doch stehen und stampfte mit den Füßen auf. „Und so soll ich

abziehen, ohne meinen Zweck erfüllt zu haben? Alle diese Vorbereitungen umsonst? Die nie wiederkehrende Gunst der Umstände unbenutzt lassen? Nein! Geld und Papiere müssen sich finden — im zweiten oder dritten Zimmer wahrscheinlich — unter einem nicht gewöhnlichen Verschlusse. Was anfangen?"

Er stemmte die Faust gegen die klopfende Schläfe. „So kann's gelingen," murmelte er nach einer Weile, „ich werde eine Viertelstunde aushalten, wenn frische Luft zuströmt. Den da erweckt sie nicht so leicht mehr." Eiligst schloß er die Laterne, eilte an's Fenster, zog die Vorhänge fort, riß einen Fensterflügel auf und ließ sich einige Secunden von der kalten Nachtluft anwehen, um sich zu erfrischen. Wie sich Feuerwehrleute mit Wasser nässen, um sich von Neuem der Gluth des Feuers aussetzen zu können, so zog er in vollen Zügen die reine Luft ein, um gleich darauf in das verpestete Gemach zurückzukehren. Sein nächster Gang war nach dem Ofen. Er faßte hinter denselben und drehte die Klappe zurück.

In demselben Moment loderte es im Kamin hell auf, so daß er einen Schritt entsetzt zurückwich. Sogleich aber faßte er sich wieder, riß eine Karaffe mit Wasser vom nahebeistehenden Marmortisch, bückte sich und goß dieselbe rasch in die Flamme.

Dabei mußte ihm auffallen, daß die Oeffnung fast gänzlich verstopft war. Er fühlte mit der Hand nach dem sperrenden Gegenstande und erkannte sogleich, daß er Papier berührte. Alle weiteren Vorsichtsmaßregeln vergessen

holte er die Laterne herbei, leuchtete darauf hin und stieß einen lauten Freuden- oder Angstschrei aus. Er sah sich unvermuthet auf der Fährte.

Mit beiden Händen den Stoß Papiere erfassen, aus dem Kamin herausreißen, auf den Asphaltboden vor den Ofen werfen, mit dem in rasender Eile abgezogenen Rock überdecken und fest gegen den Zutritt der Luft absperren, war das Werk einer Secunde. Als er den Rock nach einer Weile abhob, stieg eine Rauchwolke zur Decke auf, die Funken tanzten auf dem schwarzverkohlten Deckblatt und auf den rundum versengten Papierrändern; schwarze Flocken lösten sich auf allen Seiten los und flatterten zur Erde, oder mit dem Rauch aufwärts; aber die Flamme war gelöscht. Es ließ sich noch nicht übersehen, wie viel von den Papieren durch das Feuer zerstört war — ein Theil konnte sicher als gerettet gelten.

Erschöpft und von Schwindeln ergriffen sank der Musikus neben dem Pack nieder. „Du hast's unklug angefangen," sprach er halblaut zu Brown gewandt, „hättest Papier nach Papier hineinschieben müssen, wenn Du Dir den Ofen zu Deinem letzten Stündlein mit so kostbarem Material heizen wolltest. Ein Stoß Papier, so fest zusammengeschnürt und bei geschlossener Klappe eingepreßt, zerfällt nicht so leicht zu Asche. Bravo, bravo — Dummkopf!"

Er raffte sich wieder auf, zog den Rock an und nahm den Pack Papiere unter den Arm, nachdem er ihn in eine Tischdecke gehüllt hatte.

Eben wollte er auf das Fenster zugehen, um es zu schließen, als er hinter sich den Drücker der Thür klappen hörte. Erschreckt schaute er zurück und erkannte Robert, der den Kopf durch die Spalte steckte und ihm ein: „eilt Euch!“ zuflüsterte. Der Musikus stand gerade vor der Cassette, dieselbe mit seinem Körper gegen Robert deckend. Einem schnellen Entschluß folgend, drückte er leise den Deckel in's Schloß und trat zur Seite.

„Hierher, mein Junge,“ zischelte er. „Meinen Mantel!“

Robert schlich hinein und reichte ihm den Radmantel hin, den der Graue sofort über die Schulter warf. „Hier! nimm die Cassette auf!“ sagte er dabei. „Du bist der Stärkere und Dein Mantel deckt sie besser. Gieb mir die Hand, — ich will Dich leiten. Habe die Laterne schon ausgelöscht. Fühlst Du das Eisen? Gut — nun vorwärts!“

Er schob Robert, der die Cassette sorgsam unter dem weiten Gewande verbarg, vor sich hin zur Thür hinaus und schloß dieselbe wieder ab. „Smitt soll nicht so leicht hinein,“ meinte er höhnisch.

Dann stiegen sie leise die Treppe hinab.

Unten im großen Treppenflur schlief der Hausknecht nahe der Thür auf seinem lederbezogenen Lehnstuhl. „Ermuntert Euch einen Augenblick, guter Freund,“ rief ihm der Musikus zu, „und laßt ein Paar späte Gäste aus. Die Andern folgen wahrscheinlich noch nicht so bald — lustiges junges Volk, das die Nacht durchschwärmt.“

Der Hausknecht rieb sich die Augen, erhob sich phlegmatisch und öffnete ohne jeden Argwohn die Thür. Der Graue drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand und ließ Robert vorgehen.

„Schönen Dank, Herr," gähnte der Hausmann, „das wird heute wenig Schlaf geben."

„Fort in Deine Herberge!" rief der Musikus, neben Robert über den großen Markt forteilend, „die Cassette durchsuchen wir morgen früh gemeinschaftlich.

Robert nickte. An einer der nächsten Straßenecken trennten sie sich. —

Drittes Capitel.

Ein Brief aus der Residenz und verschiedene Meinungen darüber.

Im Lobach'schen Hause herrschte große Freude; ein schon lange erwarteter Brief von Antonie war angelangt. Sie schrieb:

„Meine liebe, gute Mutter!

So nenne ich Dich und werde Dich immer so nennen trotz aller Deiner Proteste dagegen. Was wäre aus der armen Waise geworden, wenn Du Dich ihrer nicht so liebevoll angenommen hättest? Täglich betrachte ich das kleine Bild der Frau, die meine leibliche Mutter gewesen, aber es will sich schwer ein innerliches Verhältniß zu ihr finden. Ich kann aus ihren Augen nicht lesen, wie sie mich geliebt hat, und der einzige Beweis ihrer Neigung ist mir, daß sie mich mit sich hat nehmen wollen in die Ewigkeit, wo sie sich doch wohl für uns beide ein besseres Dasein gedacht hat. Halte ich dann Dein Bild daneben, das mir am Weihnachten vor einem Jahre das liebste Geschenk war, so sammeln sich tausend werthe Erinnerun-

gen darum und sie gehen zurück bis zu den frühesten Tagen der Kindheit, wo jedes Menschen Lebensgeschichte ein Mythos wird, in den sich die Phantasie hineingeheimnissen kann. Und da stehst Du unter den frühesten Gestalten, die in Uebermenschengröße aus dem Nebel auftauchen und des Kindes Aufmerksamkeit und Bewunderung fesseln. Jedes Wort, das ich sprechen lernte und das mit einem neuen Begriff meine Weltanschauung erweiterte, kam mir aus Deinem Munde zu; Du warst im Besitz aller Schätze, nach denen ich Sehnsucht hatte, von der Zuckerdose und dem Obstkörbchen an bis zur Nähnadel und dem Säckchen mit allerhand Läppchen, Wollfäden, Bandresten, Schmelzperlen und anderem Flitterkram, der so trefflich für die kleine Puppe zu verwenden war, die auch ohne Kopf noch schön und ein Gegenstand leidenschaftlicher Zuneigung blieb, So etwas läßt sich nicht vergessen, mein Mütterchen! Was gäbe ich darum, wenn ich zu meiner Mutter Bild sprechen könnte, wie zu dem Deinen. Oft halte ich sie so dicht zusammen, daß die Augen zugleich auf beiden ruhen können, und ich meine dann, sie müßten in einander übergehen und eins werden; aber nur für einen Augenblick gelingt die Täuschung, im nächsten schon hast Du wieder Dein altes liebes Gesicht, das ernst und zutraulich zugleich wie aus der Leinwand eines altdeutschen Malers schaut, und von dem ich bei Allem, was ich frage, Deine Gedanken ablesen kann, auch wenn Du fern bist.

Daß ich erst heute schreibe, dürft Ihr mir nicht verargen; es ist keine bloße Ausrede, wenn ich sage, daß es

mir an Zeit fehlte. Aber ich füge aufrichtig hinzu: es fehlte mir an Zeit, weil es mir auch an Lust fehlte, und unlustig mag ich etwas, wobei mein ganzes Herz betheiligt sein soll, nicht thun. Einige flüchtige Zeilen oder Seiten hätte ich gleich nach meiner Ankunft schreiben können, aber sie hätten Euch so wenig befriedigt, als mich. Das ist nun auch etwas, das ich von Dir überkommen habe, daß es um mich herum ordentlich sein muß, wenn ich mit meinen Gedanken in Ordnung kommen will. Wie schwer sich ein solcher Zustand nach einer weiten Reise, im fremden Hause und in fremder Umgebung feststellen läßt, kannst Du Dir denken.

Ich möchte auch recht ordentlich erzählen, wie es mir ergangen ist, und bin doch schon wieder voraus. Erst habe ich viele Stunden lang im engen Coupé zu sitzen und mich durchzittern zu lassen, daß ich ganz nervenschwach werde, bis ich an Ort und Stelle gelange. „Nachbarin, Euer Fläschchen," sagte ich auf der vorletzten Station zu einer freundlichen Reisegefährtin, die mit Stärkungsmitteln überreichlich versorgt war, gewiß mit dem natürlichsten Ausdruck und ergänzte so beiläufig mein Gretchen-Studium. Und dann dort der Lärm und das Gedränge auf dem Bahnhof — die große Stadt kündigte sich schon sinnbetäubend an, ehe ich noch meinen Fuß hineingesetzt hatte. Mit Mühe gelang es mir, eine Droschke zu erreichen und mein Gepäck darauf unterzubringen, mit dem mich die gute Stadträthin so luxuriös ausgerüstet hatte; es war mir ganz eigen zu Muth, daß ich plötzlich so ganz selbststän-

dig für mich sorgen sollte, und ich will's nur gestehen, es ging nicht ohne einige Thränen ab, wie ich mich auch herzhaft zusammennehmen wollte.

Wie soll ich Euch den Eindruck dieser ersten Fahrt durch die Straßen der unbekannten Stadt beschreiben? Sie kam mir endlos vor. Rechts und links in unabsehlicher Flucht hohe Häuserreihen, dreistöckig, vierstöckig. Bogen wir um eine Ecke, so gab es eine neue Perspective, nicht näher begrenzt als die vorige, und bei der nächsten Biegung wieder und wieder scheinbar ohne Aufhören. Wagen aller Art voraus, hinter mir, zu beiden Seiten, überholend, zurückbleibend, entgegenstürmend, nacheilend. Auf dem Trottoir ein Gewühl von Menschen, wie bei uns auf dem Wochenmarkt. Und alle diese Menschen mit fremden Gesichtern vorüberstreichend, ohne auch nur auf mein Gefährt zu achten, alle diese Häuser mit den hohen Spiegelfenstern und Aufschriften bis zum Dach hinauf bewohnt von Personen mit unbekannten Namen, nebeneinander hinlebend, ohne vom nächsten Nachbar zu wissen, in dieser ganzen Stadt mit ihren Hunderttausenden von Einwohnern nicht eine einzige befreundete Seele, Niemand, der mich erwartet, dem ich lieb komme — es kam mir recht schauerlich öde vor in diesem Häusermeere, durch das ich wie in einem kleinen Nachen schwamm, ohne Welle von Welle unterscheiden zu können. Ich fand es recht erstaunlich, daß mein Kutscher, dessen schwarzer Lederhut unaufhörlich vor mir nickte, als ob er über die schlaftrunkenen Augen hinabfallen wollte, mit solcher Sicherheit den Weg

fand und nicht ein einziges Mal zu fragen nöthig hatte. Hinterher lachte ich mich darüber aus.

Die erste Nacht brachte ich in dem Hotel zu, das Herr von Logendorf mir empfahl. Da ich mich durch seine Karte einführen durfte, wurde ich aufgenommen wie eine Prinzessin; aber ich glaube, am nächsten Tage war auch die Rechnung prinzessinnenmäßig, so daß es mir recht sündhaft vorkam, für mich so viel ausgeben zu müssen, als Du sonst für die ganze Woche nicht verbraucht hast. Ich habe mir aber nichts merken lassen und mit wahrem Heroismus bezahlt. Dann aber beeilte ich mich um so mehr, ein passendes Logis für eine angemessene Entschädigung zu ermitteln. Nach vielem Suchen und Verirren fand ich ein solches nicht weit vom Theater, das mir schon äußerlich gewaltig imponirte. Die Vermietherin ist eine Dame in mittlerem Alter, eine Wittwe, die ihrer beiden Töchter wegen in der Residenz leben will.

Sie hat einst bessere Tage gesehen und muß sich jetzt nach dem Tode ihres Mannes sehr einschränken. Das war freilich nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Sie wohnt in guter Stadtgegend in einem Hause, das mit seiner langen Reihe von Spiegelfenstern, seinem stattlichen Balkon und seinem Treppenhause bei uns ein kleines Palais genannt werden würde. Als sie mir in gewähltester Toilette und modernster Frisur entgegenkam, die Entreethür zu öffnen, und mich in ein Zimmer mit parquettirtem Fußboden und dunkelrother Sammettapete einließ, glaubte ich, daß ich falsch gegangen sei und entschuldigte mich die-

ßerhalb. Aber es war kein Irrthum; sie hatte dieses, so wie das anstoßende Zimmer und eine helle Kammer, die vortrefflich meine Garderobe aufnehmen konnte, und noch andere Localitäten zu vermiethen, und begnügte sich selbst mit einem Hinterstübchen neben der Küche. „Das eine und andere Zimmer nach vorne heraus bleibt mir doch abwechselnd leer," erklärte sie, „und steht dann zu meiner Benutzung für Gesellschaftszwecke." Das sagte sie auf so gute Art und in so zierlichem Dialekt, daß ich mir neben ihr recht bäurisch vorkam. Auch eine der Töchter gesellte sich zu uns, ein hübsches munteres Mädchen, das eben aus einer Musikstunde kam und sich recht naiv freute, eine Schauspielerin zur Nachbarin zu haben. Der geforderte Preis war ziemlich hoch, aber ich wußte nun schon, was man für eine geringere Summe zu erwarten habe, und wurde für vorläufig einen Monat einig. Die Aufwartung sollte ihr Dienstmädchen oder eine Aufwärterin, kurz irgend ein zum Hause gehöriger dienstbarer Geist übernehmen, von dem mit einer gewissen Ostentation gesprochen wurde.

Am nächsten Morgen freilich zeigte dieses Bild eine sehr wunderliche Kehrseite. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als mir das Fräulein Tochter selbst den Kaffee brachte und als ich gleich darauf die vornehme Dame, ihre Frau Mama, in mehr als einfachem Negligé mit dem Besen in der Hand antraf, selbst die Zimmer ihrer Miethsleute reinigend. Sie schien anfangs ein wenig verlegen zu sein, sprach von der Erkrankung des Haus=

mädchens und dergleichen; aber bald, als sie entdeckte, daß sie bei mir dadurch nur gewinnen könnte, ließ sie die Maske fallen und gab sich ganz natürlich. „Wir sind von gutem Stande,“ sagte sie, „mein Mann war ein angesehener Beamter. Leider starb er früh und hinterließ mir zu den beiden Mädchen und einem Sohn, der auf der Marine dient, nur eine kleine Pension von wenigen hundert Thalern. Wir hätten alle unsere Lebensgewohnheiten ändern müssen, wenn wir uns davon ächt kleinbürgerlich hätten nähren wollen, und wären doch vor Mangel nicht geschützt gewesen. Wie wir uns nun eingerichtet haben, repräsentiren wir nach außen hin gar nicht übel. Der halbe Tag wenigstens gehört uns, und man wird uns nicht so leicht anmerken, daß wir etwas entbehren. Dafür freilich scheuen wir Vormittags vor den gröbsten Arbeiten nicht zurück, um Ersparnisse zu machen. Wir besorgen Haus und Küche selbst und bedienen unsere Miether, die sich durchaus nicht geniren dürfen, unsere Thätigkeit in Anspruch zu nehmen. Meine Töchter arbeiten nebenher fleißig für Läden und verdienen sich so viel, daß sie ihre Toilette stets in bester Ordnung halten können. Sie glauben gar nicht, wie hier Alles ein Ansehen haben muß, wenn man Vertrauen dazu gewinnen soll. Man muß sich nach der Decke strecken.“ — „Das ist prächtig,“ beruhigte ich sie, „ich habe auch daheim ein Mütterchen, das sich's gar nicht nehmen läßt, die Wirthschaft selbst zu besorgen, wenn schon sie's gar nicht nöthig hätte, sich einzuschränken und ihr guter Sohn es ihr gern

bequem machen würde. Und Nachmittags, wenn sie die große Haube aufgesetzt hat, sieht's doch bei ihr so schmuck aus, als ob sie drei Mädchen kommandirt hätte. Ich hoffe, wir werden uns gut mit einander vertragen.“ Das schien sie zu erfreuen. Aber sagt einmal! ist's nicht sehr ehrenwerth, daß Leute mit dieser Vergangenheit sich so energisch in ihre Lage zu finden und sich sogar in einer Art von Luxus zu erhalten wissen, statt als verschämte Arme der Gesellschaft zur Last zu fallen?

Das Theater hier läßt sich mit der Anstalt, die bei uns zu Hause — ich schließe mich noch immer mit ein — diesen Namen trägt, nicht vergleichen. Fürstliche Munificenz hat nicht nur für die äußere und innere Ausstattung der Localitäten vortrefflich gesorgt, sondern erhält die Kunstinstitute auch auf einer gewissen von der Gunst des Publikums unabhängigen Höhe. Wenn gleichwohl nicht so viel geleistet wird, als danach verlangt werden darf, so scheint das Gründe zu haben, die theilweise sehr versteckt liegen. Ich bin zu kurze Zeit hier, um mir ein Urtheil darüber erlauben zu dürfen. Was mich aber schon jetzt stört, ist die Bemerkung, daß in den Menschen, deren Lebensaufgabe doch die Ausübung und Ausbildung der Kunst ist, der idealistische Trieb arg abgestorben scheint, und daß sie nun den Mangel an innerer Wärme durch eine gewisse Vornehmheit in den Manieren und durch technische Fertigkeiten zu ersetzen suchen, die ihnen freilich über den Ungeübten anfangs eine große Ueberlegenheit geben.

Ich liebe die bewegte See, auf der die Wellen sich

aus dem Grunde herauf thürmen, zum Himmel aufstreben, sich überschlagen und schäumend niederfahren, um einen neuen Anlauf zu nehmen. Mich weht diese glatte Fläche mit ihrem glitzernden Sonnenschein kühl an; und wenn dann einmal die Wasser ein wenig aufbrodeln, hat es mir den Anschein, als ob nicht der Sturm sie durchwühlt, sondern ein Räderwerk unter der Oberfläche künstlich in Bewegung gesetzt wird, das nun so lange Wellenschlag macht, als der Regisseur es erlaubt. Das mag übertrieben klingen, aber es ist sicher etwas Wahres daran. Man scheint es so lange für recht künstlerisch gehalten zu haben, sich zu mäßigen und immer zu mäßigen, bis man vergessen hat, daß gerade ein gewisses Uebermaß von Kräften die Helden der Tragödie auszeichnen muß, wenn sie gegen die Welt der Sitte in Kampf treten und mit Größe erliegen sollen. Man glaubt ihnen nicht, wenn sie so conventionell vorsichtig auftreten, und die Wirkung bleibt schwächlich.

So viel ist gewiß, daß ich schon nach meinem ersten Auftreten hier als ein weißer Rabe betrachtet wurde, den man sich schwarz anzustreichen alle Mühe giebt. „Sie fallen aus dem Rahmen, Fräulein," war der ewige Zuruf des geängstigten Regisseurs auf den Proben. Ich ließ mich nicht irre machen und erlaubte mir, als er dringender wurde, zu bemerken, daß dann wohl der Rahmen erweitert werden müßte, damit er zum Bilde passe. Das brachte ihn ganz außer Fassung und auch das mitwirkende Personal schien dieses Verlangen sehr sonderbar zu finden. Die Aufführung aber rechtfertigte mich vollkommen. Ich

gipfelte die Leidenschaft bis zu den äußersten Grenzen hin, ohne mich zu erschöpfen, und riß meine Mitspieler so kräftig fort, daß sie einmal ganz außer sich kamen. Der Erfolg war erstaunlich. Langjährige Theaterbesucher haben mich hinterher versichert, daß das Schauspielhaus an diesem Abend eine total veränderte Physiognomie gezeigt habe, sowohl auf, als vor der Bühne.

Wie die öffentlichen Blätter meine Partei nehmen, erseht Ihr aus den Beilagen, die ich eitel genug bin diesem Briefe aufzuladen. Man erwartete von mir nicht weniger als eine Revolution in dem kleinen Staat, den unsere Kunstgenossenschaft bildet. Ihr mögt Euch vorstellen, mit welchen Augen mich seitdem meine Colleginnen betrachten, von denen mehr als eine befürchtet, entthront zu werden.

Von einem kleinen Staat im Staate kann man wirklich sprechen. Er hat seine Spitze in dem General-Director, der aber mehr Souzerän als Souverän zu sein scheint und als Hofmann die Stimmungen der höchsten Herrschaften zu studiren und zu berücksichtigen verpflichtet ist. Nach unten hin ist er unbeschränkt, und die Kluft zwischen ihm und den Vorständen der einzelnen Verwaltungsdepartements so groß, wie zwischen einem Regenten und seinen Ministern. Ein weitschichtiges Bureauwesen mit seinen Geheimen Secretären, Hofräthen, Kanzlisten, grünen Tischen und Actenschränken präsentirt sich mit spanischer Grandezza und sorgt dafür, daß jedes Anliegen erst die gehörigen Stufen überschreiten muß, bis es an höchster Stelle „ressortmäßig“

zur Entscheidung gebracht werden kann. Sich in diesem ganzen Apparate zurechtzufinden, erfordert ein besonderes Studium. Jede Verwaltungsbranche hat wieder ihr besonderes Personal, Local-Bureau, und der Geschäftsgang ist militärisch prompt. Die Special-Intendanten für die Oper und das Schauspiel, der Balletmeister, der Decorationsmaler, der Garderobier, der Requisiteur, die Musik- und Chordirectoren, der Kassenvorstand sind wieder kleine Paschas in ihren Bezirken.

Bei meinem Chef stehe ich in gutem Ansehen. Er hat mich sogar durch eine Einladung zu seinen Freitagssoireen ausgezeichnet, mir also zugleich in unbeschränkter Weise seinen Familienkreis geöffnet. Ich habe bereits davon Gebrauch gemacht. Ich fand in einem Vorzimmer und dem daran stoßenden Salon eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen versammelt, die gruppenweise standen und sich unterhielten. Warum sie nicht saßen, wurde mir erst später klar: es waren in den beiden Zimmern nicht entfernt so viel Stühle vorhanden, als Menschen. Die Dame vom Hause, eine hocharistokratische Erscheinung, hatte auf dem Sopha hinter einem großen Tische Platz genommen, auf dem eine stattliche russische Theemaschine brodelte und dampfte. Sie handhabte sehr zierlich eine Theekanne von englischem Porzellan, schien aber nur selten in Anspruch genommen zu werden. Ich wurde ihr vorgestellt, und sie sagte mir einige freundliche Worte über mein Spiel mit einer gewissen vornehmen Herablassung, die ich wohl erst nach und nach werde wür-

digen lernen. Sie reichte mir auch eine Tasse Thee, die ich jedoch kaum an die Lippen brachte, da ich's unbequem fand, im Stehen zu trinken und mich dabei mit der Gesellschaft bekannt zu machen. Mit großer Liebenswürdigkeit winkte sie übrigens, da sie mit meiner Schüchternheit Mitleid haben mochte, eine ihrer Töchter herbei und wies mich an dieselbe. Ich lernte in ihr ein eben so hübsches und munteres, als unterrichtetes Mädchen kennen, dessen Unterhaltungsgabe mir nicht wenig imponirte. Wenn ich nicht irre, ist es dieselbe, von der Dein Freund Logendorf wiederholt in der freundlichsten Weise erzählt hat, lieber Franz. Sie stellte mich rechts und links den Gruppen vor, die sich, wohin sie sich auch wandte, ihr bereitwillig öffneten, zog mich mit in's Gespräch, das stets mit rapiden Sprüngen aus dem Hundertsten ins Tausendste ging, und machte mich auf hervorragende Persönlichkeiten der Geburts- und Kunstaristokratie aufmerksam. Auch den Prinzen Arthur, der wegen seiner außergewöhnlichen musikalischen Begabung in letzter Zeit viel von sich reden gemacht hat, lernte ich durch sie kennen und wurde von ihm einer längeren Unterhaltung gewürdigt. Er ist ein großer, etwas hagerer Mann mit röthlichem, natürlich gekräuseltem Haar, hoher freier Stirn, schmaler, gebogener Nase und dünnen Lippen, unter denen das Kinn fast zu breit lagert. Seine Augen sind recht geistvoll, wenn er sie öffnet und fest auf einen Gegenstand richtet, was aber selten geschieht; meist sieht er durch die gesenkten, auffallend blonden Augenwimpern wie durch einen Schleier, und

sein Blick hat dann etwas Verschwommenes und Verschlossenes zugleich. Ein sarkastischer Zug um den Mund, wenn er schweigt und zuhört, macht den Sprecher anfangs unsicher und schüchtern; spricht er aber selbst, so glättet sich die kleine Falte sofort aus und der Ton seiner Stimme ist so weich und elastisch, daß man sich angenehm berührt fühlen muß. Er bedauerte, daß ich nicht Sängerin sei: er würde dann in seiner neuen Oper eine Partie nicht umzuschreiben nöthig gehabt haben, die einen besonders leidenschaftlichen Gefühlsausdruck forderte.

Nun zuletzt noch eine Nachricht, die Euch überraschen wird. Wen, glaubt Ihr wohl, habe ich hier getroffen? Oder genauer ausgedrückt: wer hat mich getroffen? Denn es handelte sich nicht um eine zufällige Begegnung. Die geheime Räthin Barthel! Ja wohl, die geheime Räthin Barthel machte mir eine Visite. Glaubt nicht, daß ich geträumt habe. Ich habe sie leibhaftig bei mir eintreten gesehen mit einem so holdlächelnden Gesichte, wie ich's nie erschaute, so lange ich das Glück genoß, ihre Gesellschafterin zu heißen, habe sie auf mein Sopha genöthigt und von ihr die Versicherung entgegengenommen, daß sie mir völlig verziehen habe. „Ich gehöre zu den wenigen Frauen," äußerte sie sich, „die sich an die Rücksichten nicht binden, welche eine fade Sittentheorie dem weiblichen Geschlechte auflegt, um es in seiner Thätigkeit auf den engen Kreis des Hauses und der Familie einzuschränken. Ich stellte mir Aufgaben, die zu ihrer Durchführung die ganze Ungebundenheit fordern, deren sich der Mann selbstverständ-

lich in der bürgerlichen Gesellschaft erfreut, die er sich aber hauptsächlich dadurch erwirbt und erhält, daß er eine weibliche Dienerschaft — sie fungirt unter sehr verschiedenen Namen, gewöhnlich unter dem der Hausfrau — für sich alle die kleinlichen Arbeiten verrichten läßt, welche erst die Vorbedingungen einer freieren Existenz schaffen. Will ich es dem Manne in seiner Wirksamkeit gleichthun, so bin ich deshalb genöthigt, mir auch seinen Egoismus in jeder Beziehung anzueignen. Daher eine gewisse Strenge in der Behandlung meiner Untergebenen, die dem oberflächlich Urtheilenden so wenig vereinbar erscheint mit meinen Bemühungen zur Hebung des weiblichen Geschlechts. Was ich anstrebe, ist eine total veränderte Organisation der Gesellschaft, bei der Mann und Weib bei gleichen Kräften gleiche Rechte haben sollen, sich zu entwickeln und im Staate geltend zu machen. Ich sehe es gern, wenn sich auch eine meiner Schwestern emancipirt; aber meine Dienerin kann sie dann nicht sein. Es war daher nur in der Ordnung, daß ich Sie entließ, meine Liebe, als der Trieb zu selbständigem Wirken in Ihnen stärker wurde, als Ihr Abhängigkeitsgefühl, wie es ebenso ganz natürlich war, daß Sie die Ihnen gesetzten Schranken durchbrachen, als Sie in sich den Genius mächtig fühlten. Wäre ich gefügiger — oder in der Sprache der guten Leute, die für dergleichen so wenig Verständniß haben — humaner gewesen, so hätte ich mir eine mit ihrer Lage unzufriedene und unbrauchbare Dienerin erhalten und Sie zugleich in Ihrem Entwickelungsgange aufgehalten, vielleicht völlig be-

hindert. Ich bin weit entfernt, zu verlangen, daß Sie mir dafür danken sollen; aber von dem Standpunkte aus, auf welchem Sie heute stehen — davon bin ich vollkommen überzeugt, weil ich Sie achte — werden Sie mir gerecht werden können. Wie unsere Wege sich damals nothwendig trennen mußten, können sie heute einander sehr wohl begegnen, und den Beweis dafür zu geben, sehen Sie mich hier."

Es kam nun zu Tage, daß sie meine Mitwirkung für eine musikalisch-declamatorische Soirée in Anspruch nehmen wollte, die für einen unter Protection der höchsten Herrschaften stehenden Verein zur Unterstützung aus den Gefängnissen entlassener weiblicher Sträflinge arrangirt werden sollte. Ich sagte natürlich gern meine Betheiligung zu einem so löblichen Zwecke zu und ließ es im Uebrigen unentschieden, wie weit ich ihren Grundsätzen beitreten könne.

So habe ich Euch nun alle meine kleinen Schicksale getreulich mitgetheilt. Einige Zeilen für Franz müssen sich noch anschließen. Es ist durchaus nöthig, lieber Franz, daß Du so schnell als möglich Deine dortige Stellung aufgiebst und hierher oder nach einer anderen großen Stadt übersiedelst. Wir leben nicht mehr in der Zeit der friedsamen Idylle; es genügt nicht, im stillen Studirstübchen bei der traulichen Lampe die Phantasie arbeiten zu lassen. Der Dichter muß auf den Markt des Lebens hinaus, wo um die wichtigen Fragen der Menschheit, Freiheit, Gleichberechtigung, Erziehung, Arbeit und Lohn gehandelt wird.

In der Politik, in der religiösen Anschauung, in der Gesellschaft bereiten sich die wichtigsten Umwälzungen vor, und man ist hier überall zehn Schritt vor auf der Höhe der Bewegung. Wir zwingen die Menschen nicht zurück zu den Bedürfnissen einer vergangenen Zeit ruhigen Behagens und stillen Sichvertiefens in die Welt des Schönen; es hilft nicht, daß wir beklagen, zu den Epigonen zu gehören, denen das Geräusch der politisch und social aufgeregten Welt den friedlichen Genuß des Lebens in seinen reinsten Gestaltungen verkümmert, daß wir rufen: zurück zu den Idealen, die den Heroen unserer Literatur vorleuchteten, als sie uns den Weg zu geistiger Befreiung ebneten. Es gilt, den Bestrebungen der Gegenwart ihre Ideale zu zeigen, und das ist der Dichter und Denker heilige Aufgabe. Entziehe Dich ihr nicht — verpasse nicht die Zeit! Was ich Dir schreibe, ist die Meinung derer, die ein Urtheil über diese Dinge haben. Auch der Generaldirector, der sich nach Dir sehr gütig erkundigte, hielt es für selbstverständlich, daß Du Dich beeilen würdest, Deinen jungen Ruhm an der richtigen Stelle auszubeuten. Er wird gewiß bereit sein, Dich zu unterstützen, wenn Du Deine Thätigkeit seiner Bühne widmen willst, und es fiel schon darüber ein Wort, das ich mit Freuden für Dich aufgenommen habe. Bedenke und — handle!

Und so lebt wohl, meine Theuern. Ich bitte die herzlichsten Grüße an den wackern Stadrath Füllborn und seine vortreffliche Frau zu bestellen, denen ich mein Leben lang nicht dankbar genug werde sein können. Ich schreibe

nächste Woche an sie. Der gute Gott erhalte Dich noch lange, mein Mütterchen, in körperlicher und geistiger Rüstigkeit wie bisher. Was treibt Franz? Ich hoffe auf einen langen Brief. In treuer Anhänglichkeit.

Antonie.

P. S. Ich habe vergessen zu erzählen, daß ich mich meiner braven Wirthin, Frau Hegemann, auch in Kost gegeben habe, und daß ihre zweite Tochter, Amanda, mir als Garderobiere behülflich ist. Ich bitte, mich dem Herrn Baron von Logendorf zu empfehlen. Meine Wohnung ist: an der alten Brücke 27."

Madame Lobach überlas diesen Brief erst flüchtig, um die Ungeduld ihres Sohnes nicht ungebührlich hinzuhalten, und studirte ihn dann in aller Ruhe Nachmittags nochmals durch. Sie war im Allgemeinen mit Inhalt und Fassung zufrieden und fand es sehr lobenswerth, daß Antonie sich „so vernünftig eingerichtet" habe. Auch über die sonstigen Mittheilungen des Briefes wurde zwischen ihr und Franz viel hin und her gesprochen; nur auf die Stelle, die sich speciell auf ihren Sohn bezog, näher einzugehen, vermied sie, wie es schien, absichtlich.

Gerade diese Stelle aber war es, die Franz nicht müde werden konnte, immer und immer wieder in Betracht zu ziehen. Ihm schlug das Herz, als er sie zum ersten Mal überflog, und nur langsam schwächte sich bei wiederholtem Lesen der Eindruck des Aufregenden ab. Der Inhalt war in keiner Weise für ihn neu; Antonie hatte ihm ja mündlich ungefähr dasselbe angerathen. Auch

wollte es nicht so viel sagen, daß sie die Mahnung, ihrem Beispiel zu folgen, dringender wiederholte, nachdem sie an sich selbst bereits praktische Erfahrungen gemacht hatte, die ihren Worten mehr Nachdruck geben konnten. Das Wichtigste war, daß Antonie den Gegenstand überhaupt in einem Briefe berührte, der nicht an ihn, sondern an seine Mutter gerichtet war, daß also an die alte Frau nun unmittelbar die Frage herantreten mußte, wie sie sich diesem Ansinnen gegenüber zu verhalten habe. Er mußte Antonie dankbar dafür sein, daß sie ihn selbst auf solche Weise der Unannehmlichkeit überhob, die erste Eröffnung machen zu müssen, und er fand es zugleich sehr taktvoll, daß sie sich formell nur an ihn wendete, als ob der Grund, weshalb diese dringende Zurede nothwendig wurde, lediglich in seinem eigenen Widerstreben läge, die alte Mutter aber selbstverständlich nur den Willen ihres Sohnes haben könnte. Sehr lieb wäre es ihm freilich gewesen, wenn Frau Lobach sich nun darüber — billigend oder mißbilligend — geäußert hätte; er würde sich dann haben aussprechen und Position nehmen können; den Gefallen that sie ihm aber, wie gesagt, nicht, und so mußte er, da er selbst nicht den Muth hatte, laut beizustimmen, die Nachwirkung abwarten.

Den Brief betrachtete er übrigens wie sein Eigenthum. War er doch auch für ihn geschrieben — vielleicht hauptsächlich an ihn geschrieben trotz der Ueberschrift und Adresse. Er trug ihn zu Stadtrath Füllborn, in dessen Hause er seit Antoniens Abreise häufiger ansprach und

öfter ganze Abende in traulichem Gespräch verweilte. Füllborn lernte ihn jetzt erst von seiner liebenswürdigen Seite kennen, und auch Cornelia berichtigte ihr Urtheil über ihn. Der Brief machte den alten Leuten die größte Freude. „Sie schreibt, wie sie denkt und spricht," sagte der Stadtrath, „ein Vorzug, den sie mit Wenigen ihres Geschlechts, und überhaupt mit wenigen Menschen theilt. Die Feder in der Hand giebt sich selten Einer ganz wie er ist; man berechnet nicht das flüchtige Wort, aber Schwarz auf Weiß will man sich versichern, als ein Normalmensch zu erscheinen, der allenfalls sofort gedruckt werden könnte. Die Wenigsten sagen da, was sie selbst denken und fühlen — es könnte unrichtig oder nicht bedeutend genug befunden werden. Es kommt ihnen klüger vor, sich auf Schrauben zu setzen und einen Fuß höher treiben zu lassen, als sie von Natur gewachsen sind. Das geschieht in ihrer Meinung, indem sie die bereits bewährten Anschauungen und Gefühle Anderer acceptiren und verwässern. Dabei geht dann die Originalität, die auch an dem Unbedeutendsten immer noch von Interesse ist, und die individuelle Liebenswürdigkeit total verloren. Menschen lediglich aus ihren Briefen kennen lernen zu wollen, hat sein sehr Bedenkliches. Mir sind Briefwechsel zwischen Braut- und Eheleuten bekannt, in denen nicht eine einzige wahre Empfindung anzutreffen ist, und doch lag ihnen die Absicht zu täuschen sehr fern. Ich sehe mich daher stets vor, ehe ich selbst den liebsten Freund auffordere, mir zu schreiben, wenn es sich nicht um rein geschäftliche Dinge handelt."

„Deshalb habe ich in früheren Jahren, wenn Du auf Reisen gingst, auch niemals Deinen Aufenthaltsort erfahren dürfen," fiel lachend Cornelia ein; „Du hattest Furcht, daß ich Dir zu zärtliche Briefe schreiben würde."

„Oder zu melancholische," berichtigte er heiter. „Meine gute Cornelia war nämlich in jüngeren Jahren allemal damit sehr unzufrieden, wenn ich mich zeitweise ihrer getreuesten Obhut entzog, und befand sich während solcher kürzeren oder längeren Abwesenheit in sehr geärgerter Stimmung. In solcher Laune pflegen Frauen melancholische Briefe zu schreiben, in denen sie an ihren baldigen Tod denken, ihr Begräbniß bestellen und über die Wankelmüthigkeit des Glücks tiefsinnig philosophiren. Ich muß gestehen, daß ich lieber eine Drehorgel, als diesen Schwanengesang höre."

„Ach! wie schlecht die Männer sind!" rief Cornelia; „unseren zartesten Sorgen legen sie die abscheulichsten Motive unter. Freilich haben sie eigentlich gar kein Recht dazu sich einzubilden, daß wir uns nach ihnen bangen könnten. Antoniens Brief ist wirklich geschrieben, als ob man alles mit erlebte. Ich bin überzeugt, daß selbst die Commerzienräthin Neunblatt, die sonst überall ein Härchen findet, ihn mit Vergnügen lesen würde. Daß sie nicht gesagt hat, in welcher Toilette sie in die Gesellschaft des Generaldirectors gegangen ist, scheint mir der einzige, schwer verzeihliche Mangel. Ich kenne ihre ganze Garderobe genau und habe gleich ein vollständiges Bild vor Augen, wenn nur die Farbe angedeutet wird."

Logendorf den Brief entgegenzubringen, hatte Franz keine Neigung. Er wartete ab, bis der Freund ihm gelegentlich einen Besuch machte, was noch immer von Zeit zu Zeit geschah. Diesmal kam er bald, vielleicht weil er bei Füllborn von der Ankunft des Briefes gehört hatte, was er jedoch verschwieg. „Antonie läßt sich Dir empfehlen,“ sagte Franz, nachdem sie eine Weile über gleichgültige Dinge gesprochen hatten, schon brennend vor Ungeduld, auf die Hauptsache zu kommen.

„Empfehlen?“ fragte Logendorf scharf pointirt zurück. „Das klingt ja ganz sonderbar.“

„Ich wiederhole nur ihre eigenen Worte,“ erwiderte Franz, dem es lieb zu sein schien, daß Antonie keine freundschaftlichere Wendung gebraucht hatte, nicht ohne Eifer.

„Kann man denn den Brief lesen?“ fragte der Freiherr, sein schwarzes Bärtchen drehend, möglichst leichtweg.

„Ach — es sind gerade keine Geheimnisse darin“ bemerkte Lobach, den Brief aus der Brusttasche ziehend und ihm denselben hinreichend. „Du erlaubst, daß ich inzwischen ein Buch zur Hand nehme — es sind mehrere Bogen.“

„Ich lese schnell,“ warf Logendorf hin, schon in die Lectüre vertieft. Franz setzte sich zwar mit einem Buche an's Fenster, schielte aber fast unabläßig darüber hinweg, um den Freund zu beobachten. Er hoffte ihm vom Gesicht ablesen zu können, welchen Eindruck jede Stelle des Briefes auf ihn machte, und sah ihn wirklich da und dort

behutsam den Mund verziehen oder mit den Augen zwinkern. Er wurde immer begieriger zu hören, wie Logendorf sich äußern würde.

„Es ist richtig,“ sagte derselbe, nachdem er das letzte Blatt weggelegt hatte, „ich stehe in dem unvermeidlichen Postscriptum dicht hinter der Speisefrau und Garderobiere und vor der Wohnungsanzeige und bekomme einen feierlichen Knix als Respectsperson. Das macht mich nicht irre — ich wittere die feinste Berechnung darin. Das ganze Postscriptum, lieber Freund, ist nur meinetwegen geschrieben und will besagen: ich habe die Absicht, Hans Logendorf merken zu lassen, daß ich an ihn denke, bevor ich diesen Brief schließe — ganz apart an ihn denke. Kleiden wir diese freundliche Erinnerung in eine feierliche Redensart und schachteln wir dieselbe recht auffällig zwischen ein paar Notizen, die damit nicht den entferntesten Zusammenhang haben. Ein Mißverständniß wird unmöglich sein.“

„Was sagst Du sonst von dem Briefe?“ fragte Franz, dem diese sophistische Auslegung wenig zusagte.

„Ich finde ihn im Ganzen noch etwas spießbürgerlich zugeschnitten,“ bemerkte der Freiherr, ohne sich zu besinnen. „Ich wünschte, sie hätte sich in größerm Maßstabe eingerichtet; es würde sich reichlich eingebracht haben. Ich kenne diese Wittwen und Töchter, die Morgens Stiefel wichsen und Nachmittags in Seide stolziren; man lernt in ihrer Gesellschaft mehr von der Halb-Welt als von der Welt kennen. Wer vorwärts strebt, sollte sich stets in die

Umgebung von Menschen bringen, die etwas voraus haben, und sich die Unbequemlichkeit nicht geniren lassen, welche die Bemühung um ihren Umgang kostet. Antonie hätte im Hotel bleiben, Table d'hôte speisen, einigen Aufwand machen müssen. Ich empfahl ihr dieses Haus gerade deshalb, weil dort die feinste Gesellschaft verkehrt, in die man sich so ohne Zwang einführt. Man ist nirgends so sein eigener Herr, als im Gasthause, wo man ein Zimmer bezahlt und ein Palais zur Disposition hat."

Franz wiegte unmuthig den Kopf. „Es gehört Deine Uebung dazu," brummte er, „ein so ungemüthliches Logis überhaupt erträglich zu finden. Für eine alleinstehende junge Dame —"

„Eine Künstlerin," fiel ihm der Freiherr in's Wort. „Sie muß sich eine Partei schaffen, die für sie einsteht, besonders wenn sie, wie Antonie, die Neigung hat, die ganze Collegenschaft gegen sich in Harnisch zu bringen. Da ist bei Hoftheatern am verläßlichsten die Aristokratie, die ihre festen Plätze einnimmt und mit den höchsten Herrschaften in Verkehr steht, deren Gefallen oder Mißfallen zuletzt doch allein entscheidet. Das Parterre wechselt täglich und die zureisenden Fremden bleiben ohne Einfluß. Ein Wort des Tadels von oben her und die Schaar der Widersacher benutzt mit Freuden die Gelegenheit, ihren Groll austoben zu lassen.

„Du bist unzufrieden mit Allem, was Antonie thut," sagte Lobach geärgert. „Hätte sie sich in den blasirten Ton gefunden, der an der Hofbühne sehr zum Nachtheil

der Kunst zu herrschen scheint, so hättest Du sie gescholten, weil sie ihrem Genius weniger vertraute, als dem Urtheil der Kunstphilister."

Logendorf schien nicht darauf zu hören. In seinem eigenen mürrischen Gedankengange fuhr er fort: „Und daß sie auch gleich bei ihrem ersten Schritt auf den glatten Boden der Salons diesem Prinzen Arthur begegnen mußte, dem gefährlichsten Menschen, der ihr überhaupt begegnen konnte. Er scheint einen gewissen Eindruck auf sie gemacht zu haben, und das wundert mich nicht. Er ist eine Persönlichkeit, die Aufmerksamkeit erregen muß. Dilettant in allen Künsten, leistet er in der Musik wirklich nichts Gewöhnliches. Vielleicht würde er ein ausgezeichneter Componist geworden sein, wenn er nicht — Prinz wäre. Jetzt hat er von einem großen Künstler nur die Prätensionen, kommt aber in seinen Leistungen über geniale Anläufe nicht hinaus. Bei seiner vornehmen Stellung fehlt es ihm nicht an Schmeichlern und Vergötterern, die auch dem Unbedeutendsten den höchsten Werth abmerken, und die öffentliche Kritik ist durch leicht erklärliche Rücksichten gebunden. So loben die Einen maßlos, während die Andern sich Schweigen auflegen, wenn sie nicht offenbar lügen wollen. Daß der Prinz auf diese Weise nicht zur richtigen Selbstschätzung gelangen kann, ist klar. Der Schaden wäre nun freilich nicht groß; schlimm aber ist es, daß der hohe Herr sich durch seine Leistungen in den freien Künsten für berechtigt hält, mit seinem Einfluß in die Verwaltung der Kunstanstalten tief und despotisch ein=

zugreifen, dabei aber mehr als ersprießlich von persönlichen Beziehungen geleitet wird. Wer sich ihm willenlos hingiebt, ist der richtige Mann, oder besser noch — die richtige Frau, denn die Neigung zum weiblichen Geschlecht dominirt; wer sich ihm entzieht, beweist dadurch seine Untauglichkeit für die Zwecke der Kunst. Es kann keine schwierigere Stellung geben, als die einer jungen und schönen Schauspielerin, die Gnade in seinen Augen findet."

„Das Alles war Dir bekannt," rief Franz vorwurfsvoll, „als Du Antonie Deine verlockenden Schilderungen von der glänzenden Stellung einer gefeierten Hofschauspielerin machtest. Du wendest den Spiegel jetzt nach der anderen Seite und zeigst das Bild in richtiger Beleuchtung. Und sie ahnt nichts davon — die Arglose —"

„Du bist doch nicht besorgt für sie?" fragte der Freiherr mit leisem Spott. „Ich wollte natürlich nur andeuten, daß es ein Unglück für die Künstlerin wäre, wenn das Mädchen gewisse Wünsche rege machen sollte. Dem Zufall ist unsere Voraussicht niemals gewachsen."

Franz enthielt sich einer Antwort darauf; er fürchtete in der Verstimmung, in die ihn die absprechende Weise des Freundes versetzt hatte, unüberlegt einen Streit hervorzurufen, bei dem er als der Schwächere den Kürzeren ziehen müßte. Er überdachte, wie weit er das, was er so eben gehört, Antonie mittheilen solle und könne, und der Gedanke: wäre ich dort ihr zur Seite! trat recht lebhaft vor seine Seele.

Als ob Logendorf errieth, was ihn bewegte, begann er nach einer Weile wieder:

„Was Antonie Dir speciell schreibt, ist durchaus gut gemeint und in gewissem Sinne auch richtig. Aber ich zweifle, daß Du Nutzen davon ziehen wirst. Was nicht aus dem Menschen selbst kommt, bringt schwerlich ein Anderer hinein, wie er sich auch freundschaftlich mühe. Ich verschwende darüber kein Wort weiter. Antoniens wegen könnte ich es übrigens kaum wünschenswerth finden, wenn Du nach der Residenz übersiedeln solltest; Du würdest sie durch Deine tausend Bedenklichkeiten nur verwirren und unsicher machen. Daß sie Dich dazu zu überreden sucht, zeigt mir nur wieder, wie wenig sie noch weiß, was für sie selbst gut ist.“

„Oder wie uneigennützig sie mir zugethan ist,“ ergänzte Lobach mit einiger Heftigkeit, indem er die über das Sopha hin verstreuten losen Blätter des Briefes sammelte und wieder in das Couvert zusammenpackte, das gleich darauf in seiner Brusttasche verschwand.

Logendorf stand auf. „Was mich übrigens herführt — ich komme Abschied zu nehmen,“ sagte er herzlicher, wennschon ohne besondere Erregung.

Franz betrachtete ihn verwundert. „Abschied? Du willst verreisen?“

„Abreisen! Es war überhaupt Thorheit, daß ich hierher kam, wie ich nun zu spät einsehe. Ich hatte gehofft, bei der hiesigen Regierung, deren Präsident beim Ministerium im besten Ansehen steht, ein mir zusagendes Ar=

beitsfeld zu finden, auf dem ich meine Kenntnisse schnell erweitern könnte. Nun habe ich mich längst überzeugt, daß der bureaukratische Schlendrian auch hier überall das Unkraut hoch aufschießen und jedes selbstständige Wachsthum verkümmern läßt. In der Hand der Subalternen liegen die wichtigsten Geschäfte und die Räthe selbst wünschen darin keine Aenderung. Der Präsident reitet seine Steckenpferde und macht damit von Zeit zu Zeit vor den hohen Vorgesetzten Parade, die aus der Entfernung nicht unterscheiden können, wie sehr es auf bloße Schaustellung und Augenverblendniß abgesehen ist. Grundsätze sind verhaßt; man liebt es, sich nach allen Seiten freie Hand zu lassen, um je nach Gelegenheit willkürlich pro und contra entscheiden zu können. Weder aufrichtig liberal, noch aufrichtig conservativ, schwankt man in der Mitte zwischen unversöhnlichen Gegensätzen, mit augenblicklicher Beschwichtigung der Parteien zufrieden. Es geht, so lange es geht — das ist der leitende Gedanke einer Beamtenschaft, die nichts so sehr haßt, als die Unruhe reformatorischer Bestrebungen. Das ist nichts für mich. Ich darf dreist behaupten, daß der einzige reelle Gewinn, den mir mein hiesiger Aufenthalt gebracht hat, aus der Erneuerung einer alten Freundschaft fließt, die ich schon für begraben halten mußte —"

„Spotte nicht," fiel Franz ein, dem doch dieses Anerkenntniß, das er so gern ernst nahm, im Hinblick auf die nahe Trennung innerlich wohl that.

„— und über der hoffentlich nicht wieder so lange die Disteln wachsen werden," fuhr Logendorf im früheren

Ton fort, „bis schon ein kräftiger Stecken dazu gehört, die Gedächtnißstelle wieder frei zu machen. Du hast freilich während dieser Zeit glücklicher Wiedervereinigung von mir viel auszustehen gehabt —“

„Wie Du sprichst, Hans!“ unterbrach Lobach stürmisch, dem nun wieder das Herz ganz weich wurde und die Thränen im Auge schwammen. „Ich kenne ja doch Deine Art — und mir ist nichts dienlicher, als ein Freund, der mich mit der Ruthe des Spottes auftreibt, wenn ich zu tief in's Gras ducke, statt auf die Bäume zu klettern und mir die Erde aus der Vogelperspective anzuschauen. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich Deinen Zuspruch so bald wieder sollte entbehren müssen; aber freilich — unser Leben hier ist Dir zu eng und zu klein, Du strebst in's Weite, willst im Großen wirken, und hast nicht Zeit und Ruhe, Dir's bei einem Freunde gemüthlich zu machen, der Dich wenig anzuregen versteht und nicht einmal ein schlagfertiger Opponent ist. Du wirst kaum etwas vermissen, wenn Du den Staub dieser Stadt von den Füßen geschüttelt hast, aber ich — ich —“

Logendorf sah, wie mühsam der Freund einen Ausbruch seines hoch aufwallenden Gefühls zu dämmen hatte. Er war eher in flauer, als gehobener Stimmung hergekommen — die letzten Differenzen waren noch immer nicht ausgeglichen und schienen nicht ausgleichbar — aber der warme Ausdruck des Kummers über das angekündigte Scheiden griff ihm doch an's Herz und ließ darin wehmüthige Empfindungen wiederklingen. Er schüttelte Franz,

der nicht weitersprechen konnte vor innerer Bewegung, die Hand und hielt ihn eine Weile fest, als ob er andeuten wolle, wie ungern er von ihm lasse.

„Daß ich's nicht nahe haben darf, wie ihr Glücklichen," rief er seufzend, „die ihr Hütten bauen könnt, wo euch ein friedliches Stückchen Erde gefällt! Wie lange werde ich noch auf der Wanderschaft sein, immer ferne Ziele vor Augen, nach denen der Ehrgeiz strebt, und doch voll Sehnsucht nach den blumigen Auen, die am Wege zur Rast einladen? Ich möchte das Glück greifen mit beiden Händen und fürchte doch, daß es nur ein Schmetterling ist, dem schon der schönste Farbenstaub von den Flügeln gewischt ist, indem ich ihn hasche. Es wiederholt sich im Leben keine Freude; das Höchste, was es an Seelengenüssen giebt, kann man immer nur einmal haben und — niemals, wenn der rechte Augenblick verpaßt ist. Ich gehöre zu den Menschen, die von jeder erklimmten Höhe wieder auf die fernen Berge schauen, die eine noch weitere Aussicht zu versprechen scheinen, den Schatten der Waldecke suchen, die sich über den Weg zieht, und doch nicht lagern, wenn sie erreicht ist, weil eine Strecke weiter der blaue Wald noch dichter und duftiger scheint. Es ist wenig erfreulich, mich zu begleiten."

„Und wohin gedenkst Du zunächst?" fragte Franz, der sich nun fast als Stärkerer fühlte, theilnehmend und die melancholischen Betrachtungen ablenkend.

Logendorf ließ seine Hand los und richtete sich hoch auf. „Nach der Residenz!" antwortete er wieder heiter.

„Ich werde im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Beschäftigung finden, bis ich später irgend einer Gesandtschaft attachirt werden kann. Ich habe bereits die Zusicherung des Ministers.“

Franz wollte gratuliren: es schien ihm eine sehr beneidenswerthe Lage, sich so seine Arbeitsstelle selbst zu bestimmen. Indem schoß ihm aber ein Gedanke durch den Kopf, der ihn ganz außer Fassung zu bringen drohte. In der Residenz lebte jetzt Antonie — der Freiherr hatte die Provinzialstadt ganz angenehm gefunden, so lange sie darin weilte — er hatte ihr Engagement bei der Hofbühne eifrig betrieben — kaum war sie einige Wochen fern, so beeilte er sich, ihr nachzureisen: War das Alles zufällig? Und er selbst —? Er war freilich kein lästiger Zeuge mehr, wenn so viele Meilen sie trennten. War es vielleicht darum, daß Logendorf es so wenig in Antoniens Interesse fand, wenn er ihrem Ruf folgte? Wieder erfaßte ihn die Eifersucht mit allen ihren Foltern und gab seinen Worten einen recht bittern Beigeschmack, als er finster vor sich hinsprach: „Nach der Residenz — ah so — nach der Residenz: da kannst Du ja gleich persönlich Antonie mit besseremRath versehen und das Schreiben wird mir erspart. Sie wird sich freuen — sehr freuen, Dich so bald wiederzusehen. Nach der Residenz — natürlich!“

Logendorf brauchte keinen Commentar zu diesen abgerissenen Reden, aber es war ihm nicht erwünscht, darauf in Lobachs Sinne einzugehen. „Es würde mir lieb sein,“ sagte er mit gezwungenem Lächeln, „wenn sie sich mir auch

dort — zwar nicht empfehlen, aber anbefehlen möchte. Ich könnte ihr gute Dienste leisten und sie in manches Haus einführen, an das man sonst vergebens klopft. Deine Briefe werden deshalb nicht weniger sehnsüchtig erwartet und freudig in Empfang genommen werden."

„Meinst Du nicht, daß sie besser ungeschrieben und ungelesen blieben?" fragte Franz ironisch.

Der Freiherr faßte ihn scharf in's Auge. „Warum das, Bester?" — Da Franz verwirrt schwieg, sagte er nach einer Weile mit Bedeutung; „Man muß Andern nicht beneiden, was man sich selbst nicht gönnen will, lieber Freund. Ich bemerke mit Betrübniß, daß Du Dir alle Mühe giebst, meine freundschaftlichen Gesinnungen für Deine Schwester zu verdächtigen. Wird mich das auch nicht hindern, ihr treu ergeben zu bleiben und nach bestem Wissen ihr Wohl zu fördern, so macht es mir doch unseren Abschied unschmackhaft genug. Ich reise übermorgen; wenn Du mir Aufträge mitzugeben hast, findest Du mich zur bekannten Stunde im Hotel."

Er nahm Hut und Handschuhe, grüßte flüchtig und ging nach der Thür.

Franz folgte rasch, faßte ihn am Arm und zog ihn zurück. „So gehst Du nicht, Hans," rief er, „so nicht! ich hätte keine frohe Stunde mehr. Wenn Du wüßtest, was ich für Dich thun könnte — —! Ich habe Dich schon einmal auf's Gewissen gefragt —"

„Und ich habe Dir schon einmal angedeutet, daß ich auf solche Gewissensfragen ungern antworte," entgegnete

der Freiherr, ohne sich zurückzuwenden. „Kann ich mich von Deiner lieben Mutter verabschieden?“ fügte er in ruhigem Ton hinzu.

Franz drückte die Zähne so scharf an die Lippe, daß das Blut vorsprang. „Wie Du willst —,“ sagte er dann trotzig und öffnete die Thür zum großen Zimmer. „Der Herr Baron von Logendorf wünscht Dir Adieu zu sagen, Mutter,“ rief er so laut und heftig hinein, daß die alte Frau aufschrak. Sie kam erst dazu, ihrer Verwunderung über die unerwartete Abreise des Freiherrn Ausdruck zu geben, als derselbe sich bereits entfernt hatte.

Franz warf sich auf's Sopha, stützte den schweren Kopf in die Hand und stöhnte: „daß ich mit ihm könnte!“ —

Viertes Capitel.

Unerwartete Entdeckungen.

Der alte Smitt hatte die ganze Nacht von Donnerstag zu Freitag zu Narren gemacht. Voll Sorgen für seinen Herrn — er ahnte wohl, daß sich für denselben wichtige Lebensereignisse vorbereiteten, wenn nicht schon vollzogen — war er die engen Straßen abwärts zum Fluß, auf welchem Eisschollen trieben, dann an demselben entlang gegangen und neben der Steintreppe stehen geblieben, die dem Gasthause zu den drei Tannenzapfen gegenüber zum Wasser hinabführte. Es schlug erst elf von den Thürmen, als er schon dort wartete; er konnte sich also unter keinen Umständen verspätet haben.

Eine Weile schaute er nach rechts und links aus, ob sich Jemand nähere. Aber bald trieb ihm der Wind zu schmerzhaft die Hagelschlossen in's geröthete Gesicht; er mußte den Pelzkragen hoch aufziehen und über dem Kinn mit der Hand zusammenhalten. So im Recognosciren doch schon gehindert, schien es ihm räthlich, sich dem Unwetter nicht mehr als durchaus nöthig auszusetzen. Er

stieg deshalb einige Stufen abwärts, duckte hinter die Treppenrampe, über die der Sturm hinsauste und machte sich dort auf den Steinen einen Sitz zurecht, so bequem und warm er sich an einem so unfreundlichen Ort wollte herstellen lassen. Seinem Auftrage gemäß hatte er zu warten, bis er angeredet würde; er versäumte in seiner versteckten Position nichts.

Es war der ungemüthlichste Platz, auf dem ein Mensch zu dieser Tages- oder vielmehr Nachtzeit und bei diesen Witterungsverhältnissen verweilen konnte. Mitunter stieß der Sturm von oben her in die schmale Vertiefung hinein, oder strich vom Flusse her um die Steinquadern herum, durch die enge Gasse pfeifend. Das Wasser brauste und brodelte unter der Ladebrücke hin und schob Eisschollen gegen die knarrenden Pfahlwerke, die zum Schutz der nicht weit abwärts über den Fluß führenden Brücke angelegt waren. Ueber den dunkeln Himmel zogen noch dunklere Wolken und schüttelten von Zeit zu Zeit einen dichten Schauer Hagel hinab. „Wer hier Einem an's Leben will, hat's bequem," dachte Smitt, und empfahl seine Seele Gott.

Wahrscheinlich wäre es ihm noch schauerlicher zu Muth geworden, wenn er die Begebenheit gekannt hätte, die einst an dieser Stelle so traurig abspielte. Es war wenige Schritte von seinem Platz, wo vor etwa achtzehn Jahren Elise Taubner, am Leben verzweifelnd, mit ihrem Kinde in's Wasser sprang; es war dieselbe Brücke, über die zufällig der Canzlist Lobach ging, sich gegen ein ähn-

liches Unwetter mit dem Regenschirm deckend, bis er auf das Geräusch unten am Fluß aufmerksam wurde, hineinsprang und das Kind rettete, an das sich vielleicht in diesem Augenblick der Mann jener Frau erinnerte, indem er ihm kurz vor dem freiwilligen Scheiden aus dieser Welt, alle Schuld vergebend, ein Vermächtniß aussetzte. Der alte Smitt kannte diese Umstände, und ihren geheimen Zusammenhang nicht, nur eine unbestimmte Beängstigung beunruhigte ihn, daß seinen Herrn irgend ein Unheil betreffen könnte, während er selbst entfernt sei.

Aus der Schenke zu den drei Tannzapfen taumelten ein paar betrunkene Matrosen. Hinter ihnen wurde die Thür abgeschlossen. Gleich darauf erlosch auch innen das Licht, das durch die Spalten der Laden bemerklich gewesen war. Kein Wächter machte am Kai entlang seinen Umgang; die Straße war völlig menschenleer.

Eine Viertelstunde nach der andern verging; es schlug endlich zwölf. Noch immer ließ sich Niemand vernehmen. Der alte Smitt schüttelte den Schnee von seinem Pelzkragen und richtete sich wieder auf. Bis zwölf hatte der Fremde kommen wollen, die Zeit war verstrichen. Sollte er jetzt nach Hause eilen? Sollte er noch länger warten? Er entschloß sich zum letzteren, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, daß er bei einer anscheinend so wichtigen Angelegenheit die Möglichkeit einer Verspätung außer Acht gelassen habe.

Noch eine halbe Stunde verstrich. Da war es ihm, als ob er in der Nähe der Treppe Schritte hörte. Wirk=

lich näherte sich eine hohe dunkle Gestalt, deren Umrisse nur schwach kenntlich waren, und machte in kurzer Entfernung Halt. „Bist Du da, mein Junge?“ fragte eine Baßstimme aus dem Mantel hervor.

Smitt schwieg.

„Glaubte Dich schon nicht mehr anzutreffen,“ fuhr der Fremde fort, „habe mich zu lange anderwärts aufhalten müssen. Bist Du allein?“

„Laßt mich ungeschoren,“ sagte der Alte, der unsicher war, ob er die erwartete Persönlichkeit vor sich habe, „und geht Eurer Wege.“

„Oho!“ rief der Andere, einen Schritt näher tretend, „was regiert am Sacramento?“

Nun war's gewiß. Smitt gab die Antwort auf das Stichwort: „das Glück.“

„Die Narrheit!“ entgegnete der Fremde auflachend, „das wäre richtiger. Aber Du hast Dein Sprüchlein gut gelernt. Wo ist Dein Herr?“

Smitt trat auf die oberste Stufe der Treppe und strengte sein Auge an, den Menschen, der sich aber in demselben Moment wieder ein wenig zurückzog, zu erkennen. Ein kurzer Mantel war so vor's Gesicht gezogen, daß nur die Augen unter der Hutkrämpe vorleuchteten. „Mein Herr ist krank und läßt sein Ausbleiben entschuldigen,“ sagte er, „aber hier ist ein Brief von ihm.“

Der Mann im kurzen Mantel schien zu überlegen, was zu thun sei. Nach einer Weile wandte er sich zurück und sagte: „Folge mir!“

„Sollten Sie mir nicht hier den Brief abnehmen können?“ fragte Smitt, der mit Schrecken daran dachte, daß seine Rückkehr zu Brown sich noch länger verzögern sollte.

Die Frage wurde kurz verneint. Der Fremde setzte sich in Bewegung und gab die Weisung, daß Smitt sich zehn Schritte hinter ihm zu halten habe.

Es ging nun eine Strecke am Fluß entlang, dann links ab durch eine Gasse kreuz und quer in die alte Stadt hinein, und wieder im Zickzack nach den verschiedensten Richtungen. Smitt konnte sich des Verdachts nicht erwehren, daß er absichtlich planlos herumgeführt würde. Endlich beinahe nach Verlauf einer Stunde trat sein Führer in die Durchfahrt eines großen Hauses ein, nahm ihm den Brief ab und wies ihn an zu warten, bis er abgeholt werden würde. Smitt sah ihn auf dem Hofe verschwinden.

Der Alte stand wohl zehn Minuten und länger auf dem angewiesenen Posten, ohne daß der Fremde zurückkam. Immer mehr davon überzeugt, daß es auf eine Mystification abgesehen sei, durchschritt er den dunklen gewölbten Gang und trat auf den Hof. Mehrere Thüren zeigten sich fest verschlossen, zum Theil mit eisernen Stäben verlegt. Während er nun so an den Wänden entlang ging, bemerkte er sich gegenüber den Schein einer Laterne hinter einer ähnlichen Thorwölbung. Er ging dem Lichtschein nach und sah sich bald wieder auf der öffentlichen Straße. Nun erkannte er auch die Anbauten zum alten

Rathhause und konnte nicht mehr zweifeln, daß der Fremde den Durchgang benutzt habe, sich ihm zu entziehen.

In unbeschreiblicher Angst stürzte er fort. Das Hotel lag vom Stadthause weit entfernt; es verging wieder fast eine Viertelstunde, bis der alte Mann athemlos daselbst anlangte. „Ist etwas passirt?“ fragte er den schlaftrunkenen Hausmann.

„Daß ich nicht wüßte,“ antwortete derselbe gähnend; „eben habe ich die letzten Gäste des Fräulein Angelika ausgelassen — waren in sehr heiterer Laune. Hoffte noch eine Stunde Schlaf zu haben, bis die Wagen zur Bahn müssen. Ah! eine unruhige Nacht.“

Durch das Phlegma des Hausmanns in ruhigere Stimmung versetzt, stieg Smitt leise die Treppe aufwärts und klopfte an die verschlossene Thür seines Herrn. Erst leise und in längeren Pausen, dann aber, da sich im Zimmer nichts rührte, lauter und zuletzt so stark, daß Brown seiner Meinung nach aus dem tiefsten Schlafe hätte erwachen müssen. Da er auch auf sein Rufen keine Antwort gab, wurde ihm wieder sehr bange. Was war geschehen?

Er weckte den Hausmann, der über diese nochmalige Störung sehr ungehalten wurde. Ob Brown ausgegangen sei? fragte er ganz verstört.

Der Hausmann wollte davon nichts wissen.

„Aber der Schlüssel ist abgezogen!“

Der Hausmann zuckte die Achseln.

„Hat Herr Brown während meiner Abwesenheit gar nichts von sich hören lassen.“

„Hm — er hat sich Kohlen bringen lassen. Wollte noch lange arbeiten und fand das Zimmer kühl.“

„Kohlen —! Und er hat sie erhalten?“

„Versteht sich. Er wollte das Nachlegen selbst besorgen.“

Smitt lief aufgeregt hin und her. Es müsse ihm ein Unglück begegnet sein, er lasse sich nicht erwecken. Wie man denn nun die Thür öffne?

Der Hausmann rieb sich den Schlaf aus den Augen — ihm wurde nun selbst bange — und besann sich, daß zu allen Thüren doppelte Schlüssel existirten, die aber in der speciellen Aufbewahrung des Hoteliers seien.

„Wecken wir ihn sogleich!“ rief Smitt und dann, als der Hausmann sich bedenklich zeigte: „Es steht ein Menschenleben auf dem Spiel.“

Bis der Hotelier, dem solche nächtliche Ruhestörungen stets sehr verdrießlich waren, sich ermuntert und Erkundigungen eingezogen, dann aber den richtigen Schlüssel ermittelt hatte, vergingen Minuten, die Smitt Ewigkeiten däuchten. „Begleiten Sie mich,“ bat er, „ich wünsche Zeugen zu haben.“ Der Hotelier versprach sogleich nachzufolgen.

Als der Alte mit bebenden Händen das Schloß öffnete und die Thür aufstieß, löschte der Luftzug, der durch dieselbe in den Corridor strömte, das Licht aus, welches der Hausmann trug. Er wartete nicht, bis es wieder angezündet worden, sondern drang in das Zimmer ein, in welchem es brandig roch. Nun völlig überzeugt, stürzte

er, kaum seiner Sinne mächtig, nach dem nächsten Fenster und riß dasselbe auf. Es war ihm hinterher nicht möglich, sich zu erinnern, ob er auch einen zweiten Flügel des zweiten Fensters geöffnet hätte; er glaubte aber daran, da es ebenfalls offen gefunden wurde. Nun erschien auch der Hotelier mit einer Lampe und leuchtete rings herum.

Brown lag auf dem Sopha anscheinend leblos. „Er ist erstickt!“ rief der Hotelier entsetzt, während Smitt sich über ihn warf und nach seinen Athemzügen lauschte. Die Hände fühlten sich kalt an.

„Schaffen Sie ihn schleunigst in ein anderes Zimmer,“ bat Smitt, der noch nicht alle Hoffnung aufgab. „Das Kohlengift kann nur wenige Stunden gewirkt haben — berufen Sie einen Arzt — helfen Sie mir!“

Er legte schon Hand an, Brown vom Sopha zu heben. Mit Hülfe des Hausmanns gelang es seiner äußersten Anstrengung, den schweren Körper in ein anderes Quartier zu bringen. Der Hotelier, der um Himmelswillen bat, keinen Lärm zu machen, damit das Renommé seines Gasthauses geschont werde, warf Smitt's Pelz über und holte selbst einen Arzt herbei. Der alte Diener befreite inzwischen seinen Herrn von den Kleidern, rieb dessen Körper mit wollenen Tüchern und konnte sich einreden, noch schwachen Herzschlag zu vernehmen. Der sehnlichst erwartete Arzt kam endlich, besichtigte den leblosen Körper genau und — schüttelte bedenklich den Kopf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem der Musikus sich von Robert getrennt hatte,

war er zunächst nach seinem Logis im Café Bullenrieser geeilt, um die Papiere in Sicherheit zu bringen. Ohne die Decke zu lüften, in die er sie eingeschlagen hatte, schob er sie unter seine Bettkissen und warf sich erschöpft darauf. Seine Pulse hämmerten.

So war er denn nach unsäglichen Mühen und Beschwerden am Ziel seiner Wünsche angelangt. Das Gold, das er an den Quellflüssen des Sacramento unter den qualvollsten Entbehrungen der Erde und dem Wasser abgerungen, um das er dem Tode nahe gewesen und dem er dann viele hundert Meilen weit durch unwegsame Wüsten und Wälder gefolgt war, es lag in Goldwerth verwandelt unter seinem schweren Haupte, ein riesiges Capital, das nun zu seiner Verfügung stand. Von dem Manne, der es mit Gefährdung seines Seelenfriedens an sich gerissen hatte, der Vernichtung geweiht — den Beweggrund vermochte er sich noch nicht völlig zu erklären — war es nur durch ein Wunder erhalten worden. Wie wenig fehlte, daß er die Spur nicht entdeckt, oder nur ein Häuflein Asche gefunden hätte.

So unerwartet günstig ihm die Umstände gewesen waren, er erinnerte sich nun doch Fehler gemacht zu haben. Zwar mußte Brown sein Vermögen für verbrannt halten, auch wenn er noch einmal zum Leben erwachte; aber die eiserne Cassette konnte er vermissen. Er hatte im Augenblick nur darauf gedacht, Robert in die Täuschung zu versetzen, als ob er ihm den ganzen Schatz anvertraue, um hinterher den Besitz der Papiere vor ihm geheim halten

zu können. Der Gewinn aus dieser List war in die Augen springend; Robert würde im Gefühl der Mitwissenschaft sicher die unverschämtesten Forderungen gestellt und ihn damit bis an sein Lebensende gepeinigt haben. Wenn Brown nun aber erwachte —! Und das war nicht unmöglich, denn das geöffnete Fenster — schon auf dem Wege nach Hause hatte er sich über die Kopflosigkeit geärgert — war nicht wieder geschlossen, und selbst die Ofenklappe hatte er in der Eile vergessen wieder zurückzudrehen. Es war seine Schuld, wenn Brown nicht das gewünschte Ende nahm.

Wenigstens mußte nach Möglichkeit dafür gesorgt werden, daß dem schon vom Kohlendunst Betäubten nicht schnelle Hülfe zukommen konnte. Sobald Smitt zurückkehrte, standen Rettungsversuche zu erwarten, deren Erfolg von der Länge der Zeit abhing, in welcher das Gift gewirkt hatte. Vielleicht behauptete der alte Diener, obgleich die zwölfte Stunde bereits verflossen war, noch seinen Posten an der Steintreppe vor den drei Tannenzapfen. Der Musikus beschloß ihn dort aufzusuchen, der Dunkelheit der Nacht vertrauend, die ihn unkenntlich machen würde.

Wie es ihm glückte, den alten Smitt noch eine gute Stunde lang hinzuziehen, ist bekannt. Ermattet von körperlicher Anstrengung und erschöpft von den Aufregungen der Nacht begab er sich sogleich zur Ruhe.

Schon ziemlich früh am Morgen wurde er durch Robert erweckt, der in sein Stübchen polterte und ihn aus

dem Schlaf rüttelte. Der junge Mensch sah verstört und ingrimmig aus. „Eine hübsche Bescheerung," rief er, „der Kasten ist leer!"

Dem Musikus erleichterte die nicht fingirte Schlaftrunkenheit die Verstellung. „Welcher Kasten, mein Junge?" fragte er, sich im Bett streckend und die Augen reibend.

„Zum Teufel! fragt nicht so dumm!" antwortete Robert ärgerlich, „der Geldkasten natürlich, den wir entführt haben."

Der Musikus schnellte im Bett auf. „Wie, Du hast ihn schon geöffnet?"

Der Schlosser sah verlegen zur Erde. „Ich habe ihn aufgemacht. Er war übrigens unverschlossen und leer."

Der Musikus warf die Decke zurück und sprang auf. „Leer? Höre, Bursche — wenn Du's gewagt hast —"

Robert stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe gleich auf der Stelle holen, wenn ich lüge. Ich war wie vom Donner gerührt, als ich die Entdeckung machte — heute Morgen, ich konnte nicht schlafen, ohne den Schatz gesehen zu haben. Wir sind schändlich betrogen, oder — ich bin's wenigstens."

Der Musikus griff ihn an die Kehle. „Willst Du mir eine Komödie vorspielen, Hallunke!" rief er wüthend. „Aber es soll Dir nichts nützen, Elender! Ich folge Dir auf Schritt und Tritt. Glaubst Du, Bankscheine über viele Tausende einwechseln zu können, ohne daß man Dich gleich beim ersten Besuch dingfest macht? Schwachkopf!

In Deinen Händen wäre das Papier so gut zu Fidibus, als zu etwas anderem. Nicht einen Pfennig bekommst Du, wenn Du mich zu schrauben gedenkst."

Das Spiel war so täuschend, daß Robert es für Ernst nehmen mußte. „Schlagt mich todt," sagte er unwirrsch, „ich rede die Wahrheit. Warum komme ich denn in meinem Schreck, es Euch zu melden? Ich hätte den Deckel zuschlagen können und Euch selbst den Fund machen lassen. Da seht ihr, daß ich ehrlich mit Euch verfahre. Aber was hilft's! Wir sind angeführt."

Der Musikus schien durch diese Versicherungen besänftigt. „Ich werde meine Augen offen behalten," sagte er gemäßigter. „Kann sein, daß der Inhalt entfernt war, ehe ich zugriff und den Schatz zu heben glaubte. Es sah nicht geheuer im Zimmer aus — Brown lag auf dem Sopha und schlief merkwürdig fest — es roch abscheulich nach Kohlendunst. Weiß der Himmel, was er unternommen hat! Aber wir werden dahinter kommen und es ist noch nicht aller Tage Abend. Wie sie sich krümmen und winden mag, ich trete der Schlange auf den giftigen Kopf und nehme ihr den Raub ab, den sie hütet. So wahr ich von den Todten auferstanden bin!"

Robert warf sich in einen Stuhl und ballte die Fäuste vor die Stirn. „Er wird jetzt besser aufpassen," sprach er zähneknirrschend vor sich hin.

„Laß doch einmal sehen, was er eigentlich schreibt," rief der Musikus, indem er während des Ankleidens in die Brusttasche seines grauen Rockes faßte und den noch

versiegelten Brief vorholte. „Ich habe ihn vom alten Smitt erhalten, den ich halberfroren vor den drei Tannzapfen antraf und in der Stadt spazieren führte. Vielleicht klärt er's auf!" Er zeigte wie beiläufig Robert das unverletzte Siegel vor, brach dasselbe auf und las:

„Wer Du auch seist und wie Du auch Kenntniß erhalten haben magst von Dingen, um die nur zwei Menschen wissen konnten, deren einer ich selbst bin, nimm hier meine Antwort:

Ich bin nicht ganz so schuldig, wie Du glaubst. Es lag nicht in meiner vorbedachten Absicht, den Gefährten, dem ich das Leben dankte, um das seinige zu bringen, um mir seinen Erwerb anzueignen. Erst als er bei der beschwerlichen Reise über das wüste Gebirge schwer erkrankte, als ich erkannte, daß eine Rast von mehreren Tagen nöthig sein würde, ihn zu den bevorstehenden weit größeren Strapazen zu kräftigen, als ich in der schrecklichen Nacht, während er im Fieberschlaf neben mir lag, unsern Vorrath an Speisen und Branntwein musterte und zu meinem Schrecken bemerkte, daß im günstigsten Falle nur Einer von uns sich damit noch zwei Tagereisen würde durchbringen können, während kürzestens in dreien die Ebene zu erreichen war, als ich mich überzeugte, daß die Maulthiere auf dem graslosen Plateau, auf dem wir unser Nachtlager genommen hatten, nicht mehr vierundzwanzig Stunden existiren könnten — als ich also nach aller menschlichen Voraussicht die Gewißheit hatte, daß nur die Wahl war, ob wir Beide eines qualvollen Todes sterben sollten, oder ob ich allein

mich retten könnte, da erst packte mich der Gedanke an schleunige Flucht. Und doch zögerte ich noch einen Tag und eine Nacht. Mein Gefährte lag da, einem Sterbenden ähnlicher, als einem Schlafenden; wahrscheinlich erwachte er nicht mehr. Warum sollte ich ihn wecken, um ihn zum Bewußtsein seiner verzweifelten Lage zu bringen, ohne ihm helfen zu können. Noch jetzt erfüllen mich Schauer des Entsetzens, wenn ich an den stummen Abschied zurückdenke. Die Sonne hob sich an dem wolkenlosen Himmel wie eine Brandfackel, welche die Erde und was sie trug zu versengen drohte. Am Abend lag ich vielleicht auf dem glühenden Gestein, wie der da, dem ich entsetzt den Rücken wandte und um den die Geier kreisten.

Man ist einig darüber, daß der Matrose, der sich zugleich mit einem andern Schiffsmann beim Schiffbruch auf ein Brett flüchtete, das nur einen von beiden tragen konnte, in gerechter Nothwehr seinen Unglücksgefährten niederschlug, um sich zu retten. Unser Fall war fast der gleiche, und ich handelte nicht einmal gewaltsam. Und doch beging ich — das Gewissen hat es mir täglich und nächtlich vorgeworfen — ein Unrecht, das mir den Rest aller Lebensfreude raubte. Ich hätte mit ihm theilen, mit ihm den Tod erwarten sollen. Einen Tag hatten wir noch gemeinsam zu leben — was konnte nicht bis zum Abend Unerwartetes zu unserer Rettung geschehen? Wer kennt Gottes Vorsehung? Wer will sagen: dieses oder jenes sei unmöglich? Herzlos handelte ich und ohne Gottvertrauen.

Dafür habe ich kein Herz gefunden, als ich's suchte, und Gott hat mich verlassen!

Der Brief des Wissenden überführt mich meiner Kurzsichtigkeit. Nur aus dem Munde dessen, den ich unrettbar wähnte, kann ihm Kunde von dem Entsetzlichen gekommen sein — wenn er's nicht selbst ist, der sie bringt. Ich habe eine Erscheinung gehabt. Für die eines Gespenstes hielt ich sie, das mein krankes Hirn erzeugte und — halte sie noch dafür. War's aber ein Wesen von Fleisch und Blut, dann weiß ich, wer mich zur Rechenschaft fordert.

Ja, ich trage schwere Schuld. Nicht nur, die ich hier gebeichtet, eine ältere drückt auf mein Herz, und sie ist unsühnbar, weil ihre Folgen selbständig durch Jahre fortwirkten und nicht mehr rückgängig zu machen sind. Ich hatte der Macht des Goldes vertraut, die sonst so allgewaltig der Menschen Schicksale beeinflußt — sie kann mich nicht wieder herstellen, wird nur neues Unheil über Diejenigen bringen, deren Glück ich befördern wollte. Ich bin deshalb entschlossen, in ihrem Gedächtniß nicht wieder aufzutauchen, mein Dasein auszulöschen. Wenn dieser Brief gelesen wird, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Was ich zu verantworten habe, wird ein gerechter Richter prüfen. Ihm empfehle ich meine Seele. Amen!"

Der Musikus las den Brief mit seiner sonoren Stimme, wennschon mit gedämpftem Ton, nicht ohne Bewegung vor. Dann faltete er ihn zusammen und hielt ihn eine Weile nachdenklich vor sich hin in der Hand. „Ich will's glauben," sagte er dann leise, „er schrieb's

vor dem Gange in die Ewigkeit, wie die Menschen das zeitlose Nichts nennen, von dem sie keine Vorstellung haben und in das sie daher alle ihre unbestimmten Hoffnungen und Befürchtungen legen. So durchwühlt das armselige Gewürm diesen Erdenkloß, der freilich wieder auch nur ein Sandkorn in der Schöpfung ist, nach todten Schätzen mit unersättlicher Begier, um an der Seele zu verkümmern und hungernd zu sterben in ungestillter Sehnsucht nach dem geistigen Frieden. Wir spielen unser Musikstück ab in lauter Dissonanzen, und ehe wir den versöhnenden Schlußaccord finden, fällt uns der Bogen aus der Hand. Was mühen wir uns?"

Robert schaute düster zur Erde. Die Philosophie seines Meisters wollte ihm nicht gefallen. Wie hatte Brown über sein Vermögen verfügt, das war ihm die Axe, um die sich seine Gedanken drehten. Wenn er sich das Leben genommen hatte, wie nach dem Briefe unzweifelhaft schien, schwand jede Aussicht auf Erfolg für ein neues Unternehmen. Sein Aerger darüber sprach sich in den Worten aus:

„So oder so — wir sind die Genarrten! Was nun?"

„Seinem Beispiel folgen," rief der Musikus, „das wäre das Gescheiteste."

„Pah! so weit steh'n wir noch nicht an der Kreide."

„Nun denn — arbeiten, mein Junge, ehrlich arbeiten, um das Leben zu *verdienen*, wenn es sich nicht zusammen*stehlen* läßt." Er lachte recht herzhaft dazu, daß sich der lange Körper schüttelte.

Robert sprang auf, warf ihm einen verächtlichen Blick über die Schulter zu und griff nach seinem Hut. „Ich hielt Sie für etwas Klügeres," sagte er brutal. „Wo bleibt der leere Kasten? Es wäre so übel nicht, wenn man ihn bei mir fände und mich für den fehlenden Inhalt verantwortlich machte. Habe schon genug daran, einmal unschuldig gesessen zu haben."

„Der Kasten — bei Nacht in's Wasser!"

Robert schlug die Thüre hinter sich zu, ohne zu antworten.

Der Graue machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten. Er glaubte ihn nicht mehr zu brauchen und war froh, ihn beschwichtigt zu haben. „Wenn die Bestie im Menschen so wild aufgeregt ist," überlegte er, „braucht's Zeit, bis sie wieder zahm wird." Er meinte, ihm Zeit lassen zu können.

Er selbst legte sich wieder zur Ruhe auf's Bett. Erst nach einigen Stunden erhob er sich, schloß sein Zimmer ab und ging nach dem Hotel zum König von Portugal. Dort klopfte er bei Angelika an, der er sonst zu dieser Zeit eine Musikstunde zu geben pflegte. Er hoffte von ihr zu erfahren, wie es mit Brown stände, dessen Schicksal ihn, nachdem er den Brief gelesen, doch mehr beunruhigte, als er's gestern noch für möglich gehalten hätte.

Er täuschte sich nicht. Angelika hatte bereits Morgens, als Friedrich ihr das Frühstück brachte, erfahren, was sich in der Nacht ereignet hatte. Man sollte freilich glauben, daß Unachtsamkeit das Unglück herbeigeführt,

aber Friedrich war der Sache in einer Unterredung mit dem Hausmann möglichst auf den Grund gegangen und hatte mit der ihm eigenen Pfiffigkeit Vermuthungen geäußert, die der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen mochten. Die Hauptsache stand fest, daß Brown im kläglichsten Zustande aufgefunden und noch immer bewußtlos sei, aber lebe. Ueber das Verschwinden des großen Vermögens schien noch nichts bekannt geworden zu sein.

Angelika war nicht in der Stimmung, jetzt eine Stunde zu nehmen. Die Mittheilung des Kellners hatte sie so sehr aufgeregt, daß sie nur unter Thränen erzählen konnte, was sie wußte. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, Brown als ihren Wohlthäter zu betrachten und nahm an dem traurigen Fall den herzlichsten Antheil. Aber dabei hatte sie es nicht bewenden lassen; sie war schon nach dem Krankenzimmer gegangen und hatte ihre Dienste angeboten. Die Aerzte waren noch um Brown beschäftigt, deshalb hatte ihr der Eintritt verweigert werden müssen, aber von Smitt war ihr das Versprechen gegeben, daß er sie benachrichtigen würde, wenn der Zustand sich bessere und eine Krankenpflegerin Beschäftigung finden könne. Sie wartete nun von Minute zu Minute auf diese Nachricht. „Ich möchte ihm so gerne beweisen," sagte sie, „daß ich keine Undankbare bin."

Theobald Splitter machte im Vorübergehen seine Visite. „Das ist eine hübsche Geschichte," rief er, noch die Thür in der Hand, hinein; „während wir ihn bei klingenden Gläsern hochleben lassen, schluckt er die erfor-

derliche Portion Kohlendunst, um sich in's Jenseit zu schaffen, ohne unsere Zeche bezahlt zu haben. Ein wunderlicher Kauz."

„Sprechen Sie nicht so!" verwies ihn Angelika, „man muß über das Unglück nicht spotten."

Der Schauspieler zog die Augenbrauen auf und spitzte den Mund. „F—t! Unglück! Es ist etwas anders dahinter."

„Ich glaub's nicht," sagte Angelika erregt; „die Leute müssen etwas zu schwatzen haben."

„Und daß an seinem Schreibtisch alle Fächer und Schiebladen offen gestanden haben — he? und daß der alte Smitt dazu ein sehr dummes Gesicht gemacht und die Zimmer durchsucht hat, ohne etwas zu finden — he? Das hat am Ende doch Zusammenhang. Es muß etwas faul gewesen sein im Staate Dänemark, und da hilft man sich aus der Verlegenheit, wenn man das Licht auslöscht und suchen läßt. Der kam mir gleich nicht recht geheuer vor, schon als ich das Vergnügen hatte, mit ihm hier anzureisen. Ich will darauf wetten — Schwindel!"

Der Musikus grinste in sich hinein. „Sie könnten's getroffen haben." Es war ihm lieb zu hören, daß sich die Meinung verbreitete, es sei mit Browns Reichthum überhaupt nichts gewesen.

Der Schauspieler warf sich in die Brust und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Wir Schauspieler sind Menschenkenner," sagte er wohlgefällig; „wir kennen unsere ganze Gevatterschaft von Monsieur Adam her aus- und inwendig und wissen von der Bühne her, was es heißt,

eine Rolle im Leben spielen. Aber was werden Sie nun mit sich beginnen, schöne Angelika? Auch für Sie dürfte dieses Licht ausgeblasen sein, und Sie werden sich im Dunkeln nicht orientiren können."

„Sorgen Sie nicht für mich", erwiderte sie rasch, „ich werde wenig entbehren."

Splitter suchte ihre Hand zu erhaschen. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," zischelte er nahe ihrem Ohr; „gehen Sie mit mir auf Reisen, schönes Kind — wir werden ein Götterleben führen."

Angelika entzog sich hastig seiner Berührung. „Sie sind ein Unverschämter," sagte sie entrüstet.

Der Künstler lächelte pfiffig. „Und Sie — ein reizendes Mädchen, dem zu Liebe man gern eine Thorheit begeht. Ueberlegen Sie sich's noch; man muß sein Glück nicht mit Füßen stoßen — hi! hi! hi!"

Die Sängerin wandte sich ab; Thränen quollen aus ihren Augen. Das darf dieser Mensch Dir bieten! empörte sich ihr Herz.

Theobald Splitter stieß, als er kichernd das Zimmer verließ, in der Thüre auf Friedrich, der einen ohne Couvert zusammengefalteten Brief durch leisen Druck zu einem Cylinder geformt hatte, durch welchen er gegen das Fensterlicht hin mit dem rechten Auge blinzelte, während er das linke mit der Hand zugedrückt hatte. Er erschrak, als sich die Thür öffnete, und stotterte eine Entschuldigung. Der Schauspieler drohte ihm mit dem Finger: „Das Briefgeheimniß ist gewährleistet, mein Junge!"

Der Brief war für Angelika bestimmt und wurde ihr mit dem Bemerken abgegeben, daß er nicht durch den Postboten, sondern von einem Dienstmann eingereicht sei.

Angelika las:

„Mein liebes Fräulein!

Es ist für mich besser, ich schreibe, als daß ich Sie noch einmal sehe. Ich sehe Sie so gern — aber gestern waren Sie's schon nicht mehr, und ich fürchte, Sie würden es alle Tage weniger sein. Was sollte ich Ihnen auch sagen, da Sie mich ja doch nicht mehr verstehen könnten und wollten? Ich habe diese Nacht schlaflos zugebracht und mir's zurechtgelegt, wie wir mit einander stehen, und bin da auf sehr unglückliche Gedanken gekommen. Wenn man sein ganzes Herz an ein Einziges auf der Welt gekettet hat und muß es nun losreißen — das thut weh; aber wenn's doch einmal sein muß, lieber jetzt gleich, wo ich noch die Kraft dazu in mir fühle, einen männlichen Entschluß zu fassen. Ja, mein Fräulein, ich bin entschlossen, mich von Ihnen zu trennen, wie auch mein Herz blutet. Sie haben über sich verfügt, und es steht mir nicht zu, Sie deshalb anzuklagen, aber daß ich Ihnen nun nichts mehr sein kann, ist mir gewiß geworden. Ich verlasse in den nächsten Tagen die Stadt, um mir auswärts — so fern als möglich — ein anderes Unterkommen zu suchen. Vergessen werde ich Sie nie, und Sie werden in meiner Erinnerung fortleben, wie Sie waren, als ich Sie zum ersten Male sah und wie ich mir einbildete, Sie immer sehen zu müssen. Ich gebe Herrn

Brown zurück, was ich von ihm glaubte mit Dank annehmen zu können — ich will ihm jetzt nichts schuldig sein. Wird mir doch in meiner Armuth der Stolz bleiben, ohne Reue auf den Tag zurücksehen zu können, an dem ich mich im Besitz des Geldes sehr glücklich wähnte. Ach! daß auch Sie sich von einem Manne loszusagen vermöchten, Angelika, der Ihnen gewährt, wonach Sie sich nie hätten sehnen sollen, und der Ihnen nimmt, was Sie wahrhaft reich machte. Aber ich schweige. Zum Tode betrübt Emil Petter."

Der Musikus bemerkte, daß Angelika sich während des Lesens sehr auffallend veränderte, als ob sie eine Ohnmacht anwandelte. Sie sah viel länger auf das Blatt, als es die kurze Schrift zu erfordern schien, und ihr Auge schien doch nichts zu sehen, so nebelhaft verdüstert war der Blick. Die linke Hand hatte sie flach auf die Brust gelegt, wie Jemand, der betheuert, daß man ihn schuldlos bezüchtigt, und die Finger lösten, anscheinend rein mechanisch, eine Broche von kostbaren Steinen von dem kleinen seidenen Tuche ab, das sie um den Hals trug. „Erhalten Sie eine unangenehme Nachricht?" fragte der Musikus besorgt.

Sie fuhr erschreckt zusammen, so daß der Schmuck ihren Fingern entglitt und zur Erde niederfiel. „Ich glaubte mich im Zimmer allein," sagte sie nach einer Weile sich fassend.

„Und der Brief? Ich sehe Sie sehr erregt."

Sie schöpfte tief Athem. „Ich bin's wohl auch —" sprach sie leise vor sich hin, „ein Freund nimmt Abschied."

„Darf ich wissen?“

Sie schüttelte rasch den Kopf. „Nein — nein! Fragen Sie nicht weiter.“

Der Musikus zögerte. „Ich zähle mich auch zu Ihren Freunden, Angelika.“

Sie antwortete nicht, sondern verbarg den Brief ängstlich in ihrem Busen, von dem sich nun das kleine Tuch losgelöst hatte.

„Ich wollte Ihnen nur andeuten,“ fuhr er fort, „daß Sie wegen Ihrer Zukunft nicht besorgt sein dürfen. Es wäre nicht unmöglich, daß jener Herr Brown —“

Sie wurde sehr unruhig.

„Wie es auch mit ihm stehen mag, Sie werden seiner Unterstützung nicht bedürfen, wenn Sie sich mir anvertrauen wollen. Ich bin nicht ganz der Bettler, der ich scheine, und ich betrachte es als eine Freundespflicht —“

Angelika wies ihn mit einem Blick zurück, der die Bitte aussprach zu schweigen. „Ich brauche nichts, als was ich mir verdienen werde,“ sagte sie mit ängstlicher Abwehr. „Daß ich nie dieses Haus betreten hätte!“

„Es steht Ihnen jeder Zeit frei, es zu verlassen.“

„Ja, ja! Das soll geschehen!“ rief sie. Dann aber schien sie sich zu besinnen, daß sie hier noch Pflichten zurückhielten. „Wenn mich der Kranke nicht mehr braucht,“ setzte sie leise hinzu; „ich hab's zugesagt.“

Der Musikus forderte sie nochmals freundlich auf, sich an ihn zu wenden, wenn sie des Rathes eines erfahrenen Mannes bedürftig sei, und entfernte sich dann.

Sobald Angelika sich allein wußte, zog sie nochmals den Brief hervor und überlas ihn wieder und wieder. Jetzt, wo sie ihn verloren hatte, fühlte sie's zum ersten Mal mit aller Stärke, daß sie Emil Petter liebe.

Es schien, als ob sie das Bedürfniß empfand, dieses sie jetzt völlig beherrschende Gefühl auf irgend eine Weise zu bethätigen. Im Zimmer umschauend, fiel ihr Blick in den großen Spiegel und blieb dort haften. Ihr Auge funkelte zornig, sie preßte die Lippen auf einander und ballte sich eine Faust. Dann zog sie mit eiligen Händen die Ohrgehänge aus und warf sie auf die Marmor-Console, die Ringe von ihren Fingern und das Armband folgten. Aus der tiefsten Ecke eines Kleiderspindes wühlte sie die einfachen Kleider heraus, mit denen sie jenen Abend nach ihrem ersten Debüt im Theater hier angefahren war, und legte dieselben mit einer Eilfertigkeit an, als ob es gelte, sich zu einer schleunigen Flucht zu rüsten, die schon auf der Treppe durch die Verfolger bedroht werde. Selbst die modische Frisur der Haare zerstörte sie und ordnete dieselben wieder in früherer Weise. Dann erst, als sie in ihrer äußeren Erscheinung wieder ganz die alte war, wurde sie ruhiger.

Diesem ganzen Thun lag keine Berechnung zum Grunde; sie wußte selbst kaum, was sie that, und noch weniger, warum sie's that. Sie dachte nicht einmal dabei an Petter, und wie er diese Rückkehr zur früheren Einfachheit aufnehmen würde; sich selbst hatte sie ein Genüge gethan und das machte ihr das Herz wieder leicht. Erst als sie auch alle die Gegenstände, die ihr nicht ferner ge-

hören sollten, fortgeräumt und verwahrt hatte, der alte Smitt sich aber noch nicht meldete und sie nun nach dem Buche griff, das in der Marmorvase auf dem Sophatisch lag, und als sie auf dem ersten Blatte eine kurze Widmung von derselben Hand geschrieben fand, die auch die Feder zum Absagebrief geführt hatte, schoß ihr das Blut in's Gesicht und gleich darauf das Wasser in die Augen. Gewonnen und verloren in derselben Minute! —

Der Musikus brachte den Tag in gewohnter Weise zu und spielte Abends und bis in die Nacht hinein im Café chantant Bullenrieser. Man merkte es ihm nicht an, daß bedeutende Erlebnisse seine Verhältnisse völlig umgestaltet hatten. Als er nun aber in sein Dachstübchen gelangt war und die Thür verriegelt hatte, schien ein anderer Geist über ihn zu kommen. Er warf die Violine auf den Tisch, daß die Saiten klirrten und den Bogen darüber, riß die Decke vom Bett und die Bettstücke hinaus und brachte das Packet mit Werthpapieren hervor, das dort sorglich verwahrt lag. Endlich war die Zeit gekommen, wo er sich ungestört an seinem wiedergewonnenen Schatz erfreuen konnte.

Er löste vorsichtig die Decke ab, in die er die Papiere schon in Browns Zimmer gehüllt hatte. Kleine Stückchen Papierkohle und Asche flogen ihm in's Gesicht und mehr noch lagen in dem Tuche ausgestreut. Noch wußte er nicht, wie viel gerettet, wie viel durch das Feuer zerstört war. Er trat an das vorgebaute Mansardenfen-

ster und überzeugte sich, ob man ihn aus den gegenüberliegenden Häusern beobachten könne. Das schien nicht der Fall zu sein; gleichwohl aber verhängte er das Fenster mit seinem Rocke. Nachdem er sich so völlig gesichert hatte, schob er die Violine zur Seite, hob die angekohlten Papiere in der Decke auf den Tisch, stellte das Licht dicht daneben und nahm auf dem Stuhl davor Platz. Eine Weile legte er die Hand auf den Papierstoß, wie wenn er so in aller Form Besitz ergreifen wollte, und die großen Augen blitzten unheimlich drüber hin.

Dann hob er ein Papier nach dem andern langsam ab, prüfte seinen Inhalt und die erlittene Beschädigung. Die oberen Blätter waren bis auf geringe Reste ganz verkohlt, und auch bei den folgenden war nur noch der Kern so fest, daß er sich abheben ließ. „Das kommt Leuten zu gut," murmelte er vor sich hin, „die keine Ahnung von ihrem Gewinn haben. Buchstaben und Zahlen sind nicht mehr leserlich — schade um das schöne Papier, es war für die Tagelöhnerarbeit vieler Wochen eingewechselt. Mag sein — es kommt auf sein Theil, und hier findet sich schon fester Grund. Zehntausend — Fünfzehntausend — Siebenundzwanzigtausend — Bankscheine — Documente — Actien — es war ein Glück, daß er das Pack beschnürt hatte — hier innen ist kaum die Hitze eingedrungen. Nur die Ränder sind abgesengt — das ist gleichgültig —." Er fuhr in seiner Arbeit fort, indem er zugleich die Papiere säuberte und ordnete. Die Summen, die er mit der Bleifeder notirte und flüchtig zusam=

menrechnete, überstiegen seine Erwartung. „Er hat's verstanden, das Gold flüssig zu machen,“ sagte er lachend.

Nach einiger Zeit schien ihn diese Beschäftigung zu ermüden, oder es waren andere Empfindungen, als die des Vergnügens an dem vor ihm aufgehäuften Reichthum, die seine Gedanken ablenkten. Er stützte die Stirn in die Hand und grübelte vor sich hin. „Nun wär's erreicht —“ sprach er leise und in abgebrochenen Sätzen; „über Hunderttausende kannst Du gebieten, der Du den Menschen ein Bettler schienst — kannst Dir ein stolzes Haus kaufen — Dienerschaft halten — Deine Tafel mit den feinsten Weinen besetzen — den Rest Deines Lebens verprassen und verjubeln! War's das? Vor zwanzig Jahren — wie sah es da in diesem Kopf aus — welche Pläne und Entwürfe kreuzten sich darin — welche Träume wogten auf und ab — welche Hoffnungen trieben hier ihr Spiel in den räthselhaftesten Windungen des Hirns? Wenn damals die Schätze in Deine Hand gelegt worden wären — was hättest Du gethan? Vielleicht Waffen gekauft — und eine Legion Unzufriedener geworben — und sie im Sturm gegen die bestehende Ordnung geführt, die Verheißungen der Revolution wahrzumachen. Und Du hättest vielleicht gesiegt und das Banner der Freiheit hoch gehalten — Du wärst untergegangen auf den Barrikaden wie ein Held. Jetzt — —! Die alte Erde hat sich viel tausendmal um ihre Axe gedreht und es ist Tag und Nacht geworden und Sommer und Winter — die Menschheit hat gealtert und sich verjüngt — und nichts mehr ist

geblieben wie es war — nichts, nichts, Du selbst nicht! — und wo ist nun der Punkt, an den der Hebel anzusetzen ist? Die Begeisterung ist verrauscht — das Vertrauen zum Außerordentlichen gebrochen — der Opfermuth klein geworden überall. Zum Sturmlauf auf die Schanzen der tyrannischen Gewalt in Staat und Kirche und Gesellschaft sammelt sich nicht mehr die enthusiastisch erregte Schaar der Todesmuthigen um den Führer, der Waffen vertheilt — man ist gar zahm geworden und hat eine sanftere Parole ausgegeben: Fortschritt! Langsam — langsam — ohne Anstoß rechts und links — um die Hindernisse herum oder darunter hinweggeduckt. Wohl möglich, daß das Ziel dasselbe — aber wir erreichen es nicht, und unsere Kinder nicht, und nicht unsere Enkel — es ist ein weiter, mühseliger Weg und Generationen finden ihr Grab daneben. Mit diesem Besitz war ich vor zwanzig Jahren ein Riese, der Berge versetzen konnte, wenn er die Hand daran legte — heut ein armseliges Zwerglein, das sich abmüht, Felsen zu sprengen, und kaum ein wenig Geröll bei Seite geschafft haben wird, wenn es ermattet niedersinkt.

Es wäre vielleicht für Dich selbst ein Segen gewesen, wenn das Feuer ganz seine Pflicht gethan! Wie klug hätte sich philosophiren lassen über eine Hand voll Asche, die eine Million repräsentirt? Wie großmächtig wärst Du gewesen in Deinem „Wenn —“ und „Falls —.“ Es wäre das Beste, das Licht umzuwerfen und dieses Papier fallen zu lassen bis auf das letzte Blättchen. Dann wär's

abgethan. Du nähmest Deine Violine und zögest sorglos in der weiten Welt umher, und wo Du aufspieltest in Dorf und Stadt, gäb's Freude und Tanz. Ein rechter Musikus könntest Du wieder sein, und sonst nichts als das. Wie wenig bedarf Dein Leib, wenn Dein Herz satt ist? Dein Herz — hast Du noch ein Herz? Dies klopfende Ding, durch das die Blutwellen ziehen bald sanft, bald stürmisch — das freilich! Aber was die Dichter so nennen, die tiefer schauen, als die Anatomen, der Heerd, in dem die Liebe das Feuer entzündet, das den geistigen Menschen durchwärmt — — wie arm bist Du!"

Seine Hand glitt von der Stirn wieder über die Augen, die über die Papiere stierten, und drückten sich in den tiefen Höhlen fest. Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust. Dann plötzlich richtete er das Haupt hoch auf, wie erschreckt von einem Gedanken, und strich das graue Haar über den Scheitel abwärts bis zum Nacken. „Antonie!" bebten seine Lippen. „Antonie — mein Kind! das Kind der Sünde und der Liebe! Ich bin nicht arm — noch nicht, wenn sie mich anerkennt. Diese Schätze — ihr waren sie zugedacht, ihr zugesprochen, mit einem Gelöbniß in der ersten glücklichen Stunde, die sie mir bereitete.

Fühlte sich da nicht das Herz wieder? Flammte das Heerdfeuer der Liebe nicht auf in heiligen Lohen, als ihr Blick es entzündete? Ja! Dir soll dieser Besitz gerettet sein — Dir allein, und wenn Deine reine Hand ihn berührt, wird er Segen bringen!"

Er faßte die Blätter, die er noch nicht einzeln durchgesehen hatte, und warf sie zu den übrigen; es war ihm unmöglich, jetzt weiter zu zählen und zu rechnen. Dabei glitt aber ein Convolut Papiere in vergilbtem Umschlag heraus und dicht vor ihm hin. Form und Farbe mußten auffallen: es ließ sich kaum annehmen, daß in dieser Weise Effecten aufbewahrt seien und ebensowenig, daß das Kohlenfeuer dem Papier diese Färbung gegeben habe. Trotzdem noch immer kaum zur Neugierde gereizt und von seinen Erinnerungen an Antonie abgezogen, hob er nur auf der einen Seite den Umschlag auf, um flüchtig hineinzuschauen und das Päckchen dann zu den anderen Papieren zu werfen. Es lagen alte Briefe darin und beschriebene Zettel, augenscheinlich von verschiedener Hand. Die Schrift der Briefe kam ihm nicht unbekannt vor. Ganz recht — sie stimmte mit der in dem Briefe überein, den er die Nacht vorher dem alten Smitt abgenommen hatte und dessen Verfasser Brown war. Dabei war nun gerade nicht viel Bemerkenswerthes, denn die sämmtlichen Papiere, die auf dem Tisch lagen, kamen ja aus Browns Besitz. Wahrscheinlich hatte er in seiner Cassette auch Briefschaften aufbewahrt und sie in der Aufregung der letzten Stunde mit den Werthpapieren zusammen aufgerafft und eingebunden. Daß es freilich Briefe waren, die er selbst geschrieben hatte —: und auch die Handschrift auf den beigefügten Zetteln, die der Musikus nun herauszog, brachte ihm Ergänzungen, die nur nicht sofort ihr richtiges Unterkommen finden wollten. Indem er so mehr und mehr die ver-

gilbte Hülle lockerte, um wenigstens einen der alten Zettel ganz zu befreien und die Unterschrift zu suchen, glitten plötzlich die Briefe fort und fielen auf dem Tisch auseinander — der eine davon mit der Adresse nach oben.

„An die Buchhalterfrau Elise Taubner in —“

Als ob dicht vor seinen Augen ein Blitz niederfuhr und in den Tisch einschlug, zuckte sein Körper gewaltsam zurück, daß der Stuhl unter ihm krachte. Seine Augen schienen die Schrift verschlingen zu wollen, so gierig hefteten sie sich auf das Blatt, und beide Hände faßten krampfhaft die Tischplatte, indem er sich halb darüber aufrichtete. „Brown — Elise Taubner,“ — murmelte er bebend, „Himmel und Hölle! was ist das?!“

Fünftes Capitel.

Zum neuen Leben.

Als sich bei Brown endlich nach vielen Stunden das Bewußtsein wiederfand und der erste Schmerz über die Fortdauer des Lebens nicht in jener, sondern in dieser Welt sich in einem herzzerreißenden Aufschrei Luft gemacht hatte, gaben die Aerzte den Umstehenden ein Zeichen, daß man ihn nicht aufstöre, sondern ruhig abwarte, bis seine Lebensgeister sich wieder gesammelt hätten.

Als nach einer peinlichen halben Stunde der Kranke wieder die Augen öffnete, fiel sein erster Blick auf das Mädchen, das ihm freundlich besorgt zulächelte, und ihr Anblick schien ihm wohl zu thun. Er schob den Arm, der matt ausgestreckt auf der Decke lag, ein wenig seitwärts und öffnete die Hände. Sie legte ohne Bedenken die ihrige hinein und zog sie nicht wieder zurück, so eigen ihr auch dabei zu Muth war. Es giebt keine versöhnlichere Macht als das Unglück; sieh deinen Feind leiden und du hast schon halb vergessen, daß er dir selbst Leiden bereitete. Angelika hatte nicht einmal das Gefühl der Feind=

schaft zu überwinden, nur die Scheu vor einem Wohlthäter, dessen geheime Absichten schwer verdächtigt waren, und den Kummer über den Verlust des Freundes, der sich seinetwegen von ihr glaubte trennen zu müssen.

Es war am andern Morgen schon heller Tag, als Brown erwachte. Der Kopf schmerzte ihm und seine Glieder waren vor Mattigkeit wie gelähmt, im übrigen aber fühlte er sich ziemlich wohl und nahm nun auch geduldig etwas Speise zu sich, vielleicht weniger aus Bedürfniß, als um Smitt zu beruhigen und gegen seine Wünsche nachgiebig zu stimmen.

Er winkte dem alten Mann, sich neben sein Bett zu setzen. „Es war meine Absicht nicht, wieder in's Leben zurückzukehren," sagte er, ohne zu ihm aufzusehen. — „Sie hätten heute nur an mein Begräbniß denken sollen, Smitt."

„Sprechen Sie nicht davon, lieber Herr," bat der Alte. „Ich weiß jetzt wohl, weshalb Sie mich fortgeschickt haben — wollten mich verlassen ohne Abschied. Aber der liebe allgütige Gott hat's nicht so gewollt."

„Haben Sie auf meinem Schreibtisch Papiere gefunden?" fragte Brown nach einer Weile.

„Ja, Herr!"

„Ein Couvert mit der Aufschrift Ihres Namens."

„Ja wohl, Herr; und einigen Zeilen, die mich hätten stolz machen können, wenn meine Traurigkeit es erlaubt hätte."

Brown drückte ihm die Hand. „Der Inhalt bleibt Ihnen, das versteht sich von selbst."

„Nein, Herr; er bleibt mir nicht, und das versteht sich von selbst.“

„Ohne Widerrede, Smitt —! Sie dürfen mich nicht kränken.“

„Ich kann Sie nicht kränken, wenn ich's nach dem Rechten gehen lasse, lieber Herr. Ich will gar nicht einmal fragen, ob es nicht übertriebene Großmuth war, meine schwachen Dienste so zu belohnen — ich erkenne darin Ihr gutes Herz. Aber es war doch unzweifelhaft ein Vermächtniß von Todeswegen, und kein Richter im Lande könnte es gelten lassen, da Sie ja — Gott sei Dank! — leben.“

Brown seufzte. „Nehmen Sie an, daß ich gestorben sei. — Ich bin auch wirklich gestorben und todt,“ fuhr er sinnend fort; „ich habe alles empfunden, was ein Sterbender empfinden kann, und völlig abgeschlossen mit meinem Leben. Das heißt sterben. Wenn ich jetzt wieder athme und mein Puls schlägt, so ist's nur der alte Leib, der aufgeweckt ist. Es wäre leicht möglich, daß er noch Jahre lang ausdauerte, und es wäre gar keine Seele darin. Wird er aber wieder beseelt, so müßte es ein ganz anderer Mensch sein, der einzöge. Den alten haben Sie beerbt.“

„Sie überzeugen mich nicht, lieber Herr,“ sagte Smitt kopfschüttelnd. „Und ich habe auch sonst noch Gründe —“

„So betrachten Sie es als ein Geschenk, das ich Ihnen jetzt biete,“ fiel Brown dringend ein.

„Auch das nicht, lieber Herr — Es sind Gründe —“

„Gut! Sprechen wir nicht weiter darüber; Sie kennen nun meinen Willen dieserhalb. Fanden Sie sonst nichts?“

„Freilich — noch drei Vermächtnisse — für Fräulein Angelika, für ihren Bruder und — Fräulein Antonie Lobach —“

„Ganz recht. Was für Letztere bestimmt war, behalten Sie an sich und besorgen es an die Adresse. Die beiden anderen Einschlüsse geben Sie mir zurück — ich will selbst darüber verfügen.“

Smitt zog die vier Päckchen, welche er gleich bei der ersten Besichtigung des Zimmers gefunden und vorsorglich zu sich gesteckt hatte, aus der Brusttasche und reichte sie seinem Herrn. Nur das Couvert, in welchem sich die für ihn selbst bestimmte Einlage befand, streifte er ab und steckte es wieder ein. „Das behalte ich zum Andenken,“ sagte er.

„Sie sind ein hartnäckiger alter Mann,“ verwies ihn Brown; „aber es mag vorläufig so sein. Ihr Eigenthum ist bei mir gut bewahrt.“ Er hob das für Antonie bestimmte Papier auf. „Dies wollen Sie nicht besorgen?“

Smitt zögerte es zu nehmen. „Ich weiß nicht, ob ich recht thue, schon jetzt davon zu sprechen,“ sagte er, „aber es bedrückt mich selbst, und es ist auch meine Pflicht, Sie an Dispositionen zu hindern, die unter so ganz anderen Voraussetzungen —“

„Was haben Sie mir mitzutheilen? Sie sehen, ich bin ganz ruhig und gefaßt.“

„Nun denn — ich fand alle Verschlüsse Ihres Schreibtisches geöffnet —“

„Ganz richtig.“

„Und Ihre Cassette fehlte.“

Brown strich sich mit der Hand die Stirn, als wollte er seiner Erinnerung zu Hülfe kommen. „Die Cassette —?“ fragte er, nicht erschreckt, aber einigermaßen verwundert.

„Ja, Herr! Die Cassette fehlt,“ bestätigte der Alte. „Und so wahr Gott lebt —!“

Brown winkte ihm sich zu beruhigen. „Hat außer Ihnen Niemand mein Zimmer betreten?“

„Das ist's ja eben,“ eiferte der Alte. „Das Zimmer war verschlossen und konnte nicht ohne den Hotelwirth geöffnet werden. Mehrere von seinen Leuten drangen dann ebenfalls ein, und mein Schreck, als ich Sie leblos liegen fand, war so groß, daß ich nicht sogleich daran dachte, Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung Ihres Eigenthums zu treffen —“

Brown lächelte. „Es wird also Jemand die Verwirrung benutzt haben, sich mit der Cassette heimlich davonzumachen, was nicht schwierig war, da sie frei mitten im Zimmer stand.“

„Meine Ahnung!“ sagte Smitt kläglich. „Aber es wird sich ermitteln lassen —“

„Beruhigen Sie sich nur,“ bat Brown mit unheimlicher Gelassenheit; „der Dieb wird sich arg betrogen finden. Der ganze Inhalt von Papieren ist verbrannt.“

Smitt schreckte auf. „Verbrannt — die Papiere — Ihr ganzes Vermögen —! Wie ist das glaublich, Herr?“

„Es ist gewiß, Freund. Ich selbst habe sie in den Kamin getragen und den Flammen überliefert.“

Smitt sah ihn prüfend an. Es mochte ihm wohl der Gedanke aufsteigen, ob sein Herr geisteskrank sei, oder wenigstens im Fieber phantasire. Aber sein Auge war ganz klar und sein Blick ruhig; er mußte an die Wahrheit der Mittheilung glauben. „Herr — Herr! Was haben Sie gethan!“ rief er vollständig consternirt.

„Wie ein echter Geizhals habe ich meine Schätze mit mir in's Grab nehmen wollen. Ich bin bestraft.“

Der Alte schüttelte heftig das graue Haupt. „Das mag ein Anderer Ihnen glauben, ich nicht, da ich Sie besser kenne. Nein, nein! Sie hatten andere Absichten, Herr. Aber Sie glaubten auf der Welt nichts mehr zu brauchen, und das war ein schwerer Irrthum. Verbrannt —! Das ganze Vermögen ein Raub der Flammen —! Und Sie leben und sind arm!“

„Ich lebe und bin arm,“ wiederholte Brown sehr ernst — „es ist Gottes Wille.“

„Aber Ihre Gutthat belohnt sich nun um so herrlicher,“ zitterte der alte Mann; „Sie wollten nicht scheiden, ohne denen noch einige Freude zu machen, die Ihnen im Leben in irgend einer Art nahe gestanden hatten; und so ist wenigstens gesorgt, daß Sie nicht darben und Noth leiden dürfen. Ja, ja, es waren noch andere Gründe, dies Geschenk abzulehnen; Gott sei Dank, daß ich fest war!“

Brown musterte ihn fast streng. „Was denken Sie

von mir? Es bleibt dabei — und ich will arm sein. Das Leben wäre mir unerträglich, wenn ich's fortsetzen müßte, wie vorhin. Ich sage Ihnen, es bleibt dabei, und nun kein Wort mehr darüber. — Ich will in jeder Weise meine Rechnung von damals schließen," fuhr er nach kurzer Pause sanfter fort: „Zunächst also: ich will Angelika und Robert sprechen —" „Es wäre auch möglich," fuhr der Kranke fort, „daß mich noch sonst Jemand — bekannt oder unbekannt — zu sprechen wünscht. Ist Ihnen der Brief abgenommen, den ich Ihnen mitgab?"

Smitt bejahte die Frage und gab kurz die näheren Umstände an.

„Weisen Sie Niemand ab," befahl Brown, „wer es auch sein möge. Ich bin darauf gefaßt, mich verantworten zu müssen." Er kehrte das Gesicht nach der Wand und schien wieder einschlafen zu wollen.

Der Alte wartete die Ankunft des Arztes ab, der den Zustand des Kranken ganz erträglich fand, und benachrichtigte dann Angelika, schickte zugleich auch nach Robert. Es wurde Vormittag, bis letzterer, in seiner Wohnung vergeblich gesucht und zum Argwohn geneigt, daß man mit ihm nichts Gutes vorhabe, endlich anlangte. „Was wird er von uns wollen?" holte er seine Schwester aus. „Ich kann nichts dafür, daß er sein Vermögen in den Ofen gesteckt hat."

„Wie weißt Du das?" fragte Angelika überrascht.

„Ja — man spricht davon," redete er sich aus. Er konnte ihr nicht in's Gesicht sehen.

Smitt führte die Beiden in's Krankenzimmer. Brown schien schon auf sie gewartet zu haben. Er richtete sich halb auf, stützte sich auf den Ellbogen und winkte sie heran. Der alte Diener stopfte ihm die Kissen unter Rücken und Kopf und machte dann Anstalten, sich zu entfernen. „Bleiben Sie," bat Brown, „ich brauche einen Zeugen für das, was ich zu sagen habe. — Setzt Euch hier an mein Bett."

Angelika ließ sich gehorsam auf dem Stuhl am Kopfende nieder; Robert, dem die ganze Situation ungemüthlich war, und die Erinnerung an die Nacht, in der er die Cassette abholte, nicht aus dem Gedanken kam, blieb hinter ihr stehen und sah mürrisch in seinen Hut hinab, den er zwischen den Händen drehte. Brown betrachtete ihn eine Weile bekümmert und begann dann:

„Ich habe Euch zu mir berufen, Robert und Angelika, um Euch eine Mittheilung sehr ernster Art zu machen. Vor wenigen Tagen noch war es meine Absicht nicht, mich Euch zu eröffnen; ich wollte das Geheimniß, das mich und Euch berührt, mit mir in's Grab nehmen, zu unglücklich, um noch einer Hoffnung Raum geben zu können, verzweifelte ich auch daran, Euch durch das Vermächtniß meiner Schuld auf andere Wege leiten zu können. Der Himmel hat es anders gefügt. Zuvor noch dies: ich habe in der Stunde, die meine letzte sein sollte, mein ganzes Vermögen vernichtet; die Werthpapiere, aus denen es bestand, sind ein Raub der Flammen geworden — ich bin ganz arm. So habe ich die Gewißheit, daß

Eure Gesinnungen gegen mich nicht durch Rücksichten fremder Art umgeleitet werden können, daß nicht die Aussicht, durch mich für das Leben mit Reichthümern ausgestattet zu werden, Euch zu Heuchlern machen wird. Ich darf nicht Zuneigung von Euch erwarten; im Gegentheil habt Ihr Grund, mich schwer anzuklagen. Ich muß das als die Buße meiner Schuld gegen Euch tragen, und will's geduldig tragen. Besser, als von Euch eines Besitzes wegen geliebt zu sein, den ich verachten lernte und der auch Euch, wie Ihr geartet seid, nicht glücklich gemacht hätte."

Er holte tief Athem und preßte eine Minute lang die Hand auf die Brust, als ob er sein Herz beruhigen wollte. Dann nahm er die beiden Notenpäckchen auf, die er von Smitt zurückerhalten hatte und legte sie vor sich auf's Deckbett. Angelika hatte nicht ohne herzliche Theilnahme seinen räthselhaften Reden gelauscht; Robert biß die Zähne aufeinander, um seine Erregung nicht zu verrathen. Er wußte ja, daß Brown die Wahrheit sprach — das Vermögen war in Flammen aufgegangen, die leere Cassette in seinem Besitz; das Uebrige kümmerte ihn wenig.

„Ich habe Euch nicht ganz hülflos lassen wollen," fuhr Brown fort. „Kurz vor dem Tode dachte ich an Euch und legte dies für Euch zurück. Es ist so viel, daß es Euch nützen kann, wenn Ihr Eure Arbeit und den redlichen Willen, Euch eine geachtete Stellung in der Welt zu erwerben, dazu legt; nicht genug, Euch mühelos den

Ueberfluß in den Schooß zu werfen. Diese meine Verfügung hebe ich nicht auf. Hier, Robert! Es reicht hin, ein Geschäft zu etabliren, das Dich selbstständig und wohlhabend machen kann, wenn Du Deine Kenntnisse und Fähigkeiten darin verwerthest und von dem wüsten Leben abstehst, das Deine Jugend verzehrt. Nimm hier Dein Erbtheil."

Er hielt ihm das für ihn bestimmte Päckchen entgegen.

Robert rührte sich anfangs nicht von der Stelle. Er konnte nicht damit fertig werden, was den Fremden, dem er sich verschuldet wußte, zu einer solchen Zuwendung veranlassen mochte, und witterte dahinter geheime Absichten, die für ihn aber völlig im Dunkel lagen; noch weniger begriff er, wie derselbe sich einen so vertraulichen Ton gegen ihn erlauben und ihm strenge Vorhaltungen machen durfte, von denen er sich doch getroffen fühlte. Endlich warf er trotzig den Kopf auf, als ob er alle Bedenken abschütteln wollte, trat einen Schritt näher an das Bett und nahm mit einem flüchtigen Dank die Papiere in Empfang.

Brown wandte sich zu Angelika. „Für Dich ist dies zur Ausstattung bestimmt," sagte er freundlicher; „ich hoffe, daß es so seine Verwendung wird finden können, daß Du als die Frau eines braven Mannes einst glücklich —"

Angelika drückte seine Hand sanft auf das Deckbett zurück und schüttelte den Kopf. In ihren Augen standen Thränen. „Ich war schon gestern mit mir einig, Alles

zurückzugeben, was ich von Ihnen habe," sagte sie, „und es hat mir Kummer genug gemacht, daß ich es überhaupt angenommen hatte. Ich sage das nicht, um Sie zu kränken — ich glaube gern, daß Sie's recht gut mit mir gemeint haben — aber ich will nicht, daß Menschen, die ich achte, schlecht von mir denken, und das können Sie ja ebenfalls nicht wollen, lieber Herr, wenn Sie mein Wohl wirklich im Auge haben, wie der alte Herr dort mich feierlich versichert hat. Nun kann ich mir freilich nie wieder einbringen, was ich verloren habe — und wer mich einmal aufgegeben hat, der kehrt nicht wieder zu mir zurück — und rufen mag ich ihn nicht, dazu bin ich zu stolz; aber vor mir selbst will ich doch gerechtfertigt sein und in Zukunft soll mir's nicht wieder passiren, daß mich Einer so ansehen darf. Ob ich beim Theater bleibe, weiß ich noch nicht, es geht da arg zu; aber singen hört man in der ganzen Welt gern, und man wird mir für meine Lieder gern geben, was ich brauche. Darum verlangen Sie nicht, lieber Herr, daß ich das annehme, was Sie mir jetzt bieten. Schon deshalb thät' ich's nun und nimmermehr, weil Sie selbst jetzt arm sind und das Geld nöthiger brauchen als ich. Ich danke Ihnen aber recht von Herzen für Ihre gute Absicht, und wenn ich Ihnen in der Krankheit beistehen kann, so wird mir's eine Freude machen, deren ich mich nicht zu schämen habe. Nun kennen Sie mich doch!"

„Und auch mich sollst Du kennen lernen!" rief Brown glückstrahlend, indem er sich trotz seiner Schwäche

im Bett aufrichtete und ihr beide Hände entgegenreichte, daß Smitt nicht schnell genug zuspringen und ihn unterstützen konnte — „auch mich sollst Du kennen lernen. Dank — Dank Dir selbst dafür, daß Du mir das schwere Bekenntniß nun so erleichterst, daß es sich fast freudig zur Lippe drängt. Noch immer bleibt die Last der Verantwortlichkeit groß, die ich zu tragen habe, aber sie mindert sich um mehr als die Hälfte, da ich Dich durch eigene Kraft gerettet sehe. Wende Dich nicht ab von mir, wenn ich Dir das Wort zurufe, das Alles erklärt. Ich bin — Dein — unglücklicher — Vater!“

„Mein Vater —!“ schrie Angelika auf, indem sie zurückzuckte, wie vom Blitz geblendet. Sie betrachtete den Kranken mit einem so eindringlich forschenden Blick, als wollte sie vom Gesicht ablesen, ob er die Wahrheit spreche. „Mein Vater —“ wiederholte sie ganz leise und gleichsam den Klang des ganz neuen Wortes prüfend, senkte wie berauscht die Stirn auf seine Hand nieder und verharrte eine Weile in dieser Stellung, noch unfähig, dem Gefühle der Freude Ausdruck zu geben und doch wunderbar bewegt von einem so unerwarteten Wiedersehen.

Brown ließ sie gewähren. Er begriff, daß sie Zeit haben müßte, von dem Blatte im Buche ihres Lebens, auf dem sein Name stand, die Schrift abzulöschen und sie ganz neu zu fassen.

Und hinter ihr stand Robert — stumm, regungslos, den finstern Blick in die Erde bohrend.

„Auch Dein Vater, Robert," sagte Brown sanft, ihm die andere Hand bietend. „Tritt zu mir!"

Robert rührte sich auch jetzt nicht; nur das Auge gerieth in unruhige Bewegung und wendete sich vom Boden ab zu Angelika und über die Gebeugte hinweg zu Brown, ohne daß er den Kopf hob. Er schauderte unwillkürlich; eine entsetzliche Vorstellung schien ihn zu peinigen.

„Nein! Es ist nicht — es kann nicht sein!" stieß er mit dem Ausdruck des Schreckens aus der gepreßten Brust hervor.

„Und doch ist's!" sagte Brown fest, indem er die vergebens ausgestreckte Hand auf das Lockenhaupt des Mädchens niedersinken ließ, „ich bin Dein Vater — Angelika's Vater. Mein Name in der Heimath war Taubner — ich war jener Taubner, der Weib und Kind verließ und nach Amerika entwich — Du weißt, weshalb. Ich bin der Mann, dem Du ein hartes Urtheil sprachst, als ich Dich hier das erste Mal sah, noch ohne Dich zu kennen. Fordere nicht Beweise von mir, es wäre vielleicht unmöglich, sie zu beschaffen. Aber es bedarf ihrer nicht. Ich will Dich nicht verpflichten, mich anzuerkennen, will durch Deine Anerkennung mir nichts gewinnen, als einen Sohn, der mir's schwer genug macht, ihn freudig mit diesem Namen zu begrüßen. Du bist noch jung, und des Lebens größter Theil liegt vor Dir. Eine große Aufgabe tritt an Dich heran, eine Aufgabe, die das Herz erwärmen könnte, wenn noch ein Funken Menschenliebe darin

schlummert. Ein Sohn kann seinen Vater aufrichten aus tiefster Betrübniß über sich selbst und ihn, indem er sich, aller fremden und eigenen Schuld zum Trotz, zu einem geachteten Manne macht. Versuch's! Und der Segen des Verschuldeten und durch Dich Gereinigten wird Dir eine Wohlthat sein, die Dich reicher macht, als meine Schätze Dich je hätten machen können. Ich habe nichts mehr, Deine Kindesliebe zu erkaufen — der arme Mann nennt sich Deinen Vater, der unglückliche, der von den Pforten des Todes zurückgewiesen ist, damit er hier auf Erden jeden Schmerz bis zur Neige auskoste. Es lockt Dich nichts, meinen Worten Glauben zu schenken; aber wenn eine innere Stimme Dir sagt: er spricht die Wahrheit! dann zögere nicht, sie anzuerkennen, dann sei — mein Sohn!"

Auf Roberts Gesicht zuckten die Muskeln convulsivisch; der Mund öffnete sich halb und stieß kurz und schnell den heißen Athem aus, die Brust wogte immer stürmischer, die Arme spannten sich straff, als ob sie eine gewaltsame Abwehr nöthig hätten. „Ich kann's nicht!" rief er mit einer Stimme, die wie das Aechzen eines Erstickenden klang, „kann's nicht —!" Dabei riß er das Packet Banknoten, das er von Brown angenommen hatte. aus der Tasche, warf es auf's Bett und wendete sich ab, die Faust gegen die Stirn drückend, daß der Kopf in den Nacken sank.

Angelika richtete sich auf und hielt den Fliehenden zurück. „Kannst Du noch zweifeln?" sagte sie mit sanftem Vorwurf. „Er ist es — höre auf ihn!"

Robert machte sich los. „Wenn er's ist — — verflucht mein Denken und Handeln! Was that ich? Du — Du — meine Schwester sein Kind —! Und was noch mehr? Nein! Das ist Teufelei — Satanswerk! Du weißt nicht — was ich —" Er konnte nicht weiter sprechen, ein krampfhaftes Schluchzen erstickte seine Stimme. Er stürzte nach der Thür und eilte fort.

„Folgen Sie ihm, Smitt," bat Brown den alten Mann, der bewegt von einer so ergreifenden Scene die Kissen hatte zurücksinken lassen, „es gilt eine verlorene Seele zu retten!"

Der alte Diener gehorchte schweigend.

Angelika weinte still und Brown wagte nicht, ihr Trost zuzusprechen, dessen er selbst so bedürftig war. —

Im Gange draußen traf Smitt Emil Petter, der sich schüchtern erkundigte, ob er Herrn Brown sprechen könne. „Ich erfahre soeben erst, daß ein großes Unglück —" sagte er stotternd, „aber die Gefahr ist hoffentlich beseitigt —"

Smitt wies ihn nach der Thür und ging weiter.

Emil Petter war nicht wenig überrascht, Angelika am Krankenbette zu finden; kein Zusammentreffen konnte ihm so unerwünscht sein. Er hatte gedacht, mit seinem Briefe von ihr Abschied zu nehmen und sie nicht wiederzusehen. Er wollte sich mit einer kurzen Entschuldigung entfernen, aber sie hatte ihn schon bemerkt, stand eilig auf und trat ihm entgegen. Wunderbar! es war wieder ganz die Ge-

stalt, die ihn früher mit ihrem Zauber bestrickt hatte — er stand wie eingewurzelt.

„O! gut, daß Sie kommen!“ sagte sie, ohne ihre Thränen zu trocknen, seine Hand ergreifend und ihn nach dem Bette ziehend. „Er ist mein Vater!“ Das Gefühl glückseliger Befriedigung, ihm diese Erklärung geben zu können, sprach sich in den wenigen einfachen Worten aus. Ahnte sie doch, was sie auch ihm bedeuteten.

„Ihr Vater —?“ wiederholte Petter verwirrt und betroffen. Was er hörte, war ihm so unerwartet, daß er sich nicht sogleich in die mit einem Schlage veränderte Sachlage zu finden vermochte.

„Angelika's Vater!“ bestätigte Brown. „Es ist so, junger Freund.“

„O! Und ich —“ stotterte Petter, dem jetzt sein Irrthum schwer auf's Gewissen fiel; „ich konnte — — Angelika! Können Sie dem Unbedachten verzeihen — was er in der Blindheit —?“ Er zog ihre Hand, die ihn noch immer festhielt, an seine Lippen und küßte sie stürmisch.

„Was hat Ihnen Angelika zu verzeihen?“ fragte Brown.

„O! Nichts mehr,“ antwortete sie für ihn; „es ist vergessen.“

„Kann's vergessen sein?“ rief er freudestrahlend. „O! Daß ich nur einen Augenblick an Ihnen zweifeln konnte — wie soll ich das je wieder gutmachen? Und wie Sie nun vor mir stehen, Angelika — ganz wieder dieselbe, die Sie waren, als ich Sie zum ersten Male

sah — und doch nicht dieselbe — nicht mehr das Mädchen, das alleinsteht in der Welt, sondern die Tochter des Mannes, der mir ein wohlwollender Freund war — wie soll ich diese Veränderung fassen? Und Sie geben mir die Hoffnung, daß Sie vergessen können, was mein Kleinmuth sündigte? O! Sie wissen ja, weshalb ich mich von Ihnen trennen wollte, Angelika — weil ich Sie liebte!"

„Still, still!" bat sie, purpurroth bis zur Stirn hinauf. „Darf ich's denn schon wissen?"

Seine Verwirrung stieg höher. „Ich kam her," wandte er sich endlich an den Kranken, „um auch von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich wollte die Stadt verlassen und mir weit in der Fremde eine andere Stelle suchen. Das Capital, das Sie mir anvertrauten, glaubte ich nicht zu gebrauchen, da ich alle meine liebsten Hoffnungen gescheitert sah und kein Bedürfniß hatte, mehr zu erwerben, als ich für mich selbst zur Nothdurft — durch meine Arbeit verdienen konnte. Es beschwerte mich überdies aus Gründen, die Sie mir erlauben wollen zu verschweigen, So dachte ich Ihnen zurückzuerstatten, was mir einst so viele Freude gemacht hatte und jetzt gleichgültig geworden war. Es hatte mir große Freude gemacht, weil ich meinte, es mit Angelika theilen zu können; es war mir gleichgültig geworden, als Angelika mein Anerbieten zurückwies und kein Herz für mich zu haben schien. Auch jetzt hat es mir nur Werth unter derselben Voraussetzung. Es ist gesagt und Sie haben's gehört — ich liebe Angelika. Ich bin ein Unglücklicher, wenn Sie mich nicht wieder liebt, oder wenn

Sie uns Ihre väterliche Zustimmung versagen. Es mag ein kühnes Unterfangen sein, den reichen Mann um die Hand seiner einzigen Tochter zu bitten, wenn man nichts einzuwerfen hat, als sein redliches Herz und ein Geschenk desselben Mannes, der vielleicht damit seine Großmuth erschöpfte. Aber vergessen Sie nicht, daß ich mein Herz der armen Sängerin zuwandte, und glauben Sie mir, daß ich auch jetzt keinen Gedanken habe, als an sie. Und ich bin noch desselben Sinnes: nehmen Sie zurück, was wieder Ihnen gehört, wenn Sie mir nicht mehr, weit mehr gewähren wollen und können — Angelika!"

Er war ein anderer Mensch geworden, während er so sprach. Alles verlegene, schüchterne Wesen schien von ihm gewichen; er stand aufrecht wie ein Mann und sprach mit kräftiger Stimme und nicht ohne muthiges Selbstbewußtsein. Brown betrachtete ihn mit großem Wohlgefallen und Angelika neben ihm, deren feuchtschimmernde Augen der dichte Schleier langer Wimpern bedeckte. Es war ihm ein wunderlich wonniges Gefühl, gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens sein Vaterrecht zur wichtigsten Entscheidung angerufen zu sehen, und der Kummer, den ihm soeben Robert gemacht hatte, sprach nicht mehr mit hinein. Aber jetzt, als die Freude über die beiden Menschen, die er so gern glücklich wußte, sein krankes Herz erfrischte und sein Blut in Wallung gebracht hatte, so daß Petter auf seinem Gesicht die Gewährung seiner Bitte glaubte lesen zu können, tauchten plötzlich schwere Bedenken auf und verdüsterten wieder seinen Blick. „Sie

wissen nicht, junger Mann," sagte er ernst und mit fast schmerzlichem Ton, „wie wenig ich berechtigt wäre, von Ihnen zurückzunehmen, was ich in Ihre Hand gelegt habe. Ich bin nicht ganz wahr gegen Sie gewesen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich der Vollstrecker des letzten Willens eines Freundes sei, der sich Ihrem verstorbenen Vater auf's Tiefste verschuldet wußte. Ich täuschte Sie in der Absicht, mir über ein beschämendes Bekenntniß hinwegzuhelfen. Nicht im Auftrage eines Freundes handelte ich — ich selbst bin jener Taubner, der Ihres würdigen Vaters gewissenloser Buchhalter war und sein Vertrauen schnöde mißbrauchte." Das war freilich eine Enthüllung, die Petter so unerwartet kommen mußte, wie die erste, und ihn wieder für eine Weile außer Fassung brachte.

Neben ihm stand Angelika und wartete, augenscheinlich selbst betroffen von dem nun klar gelegten Zusammenhang der Schicksale von Menschen, die sich in Unwissenheit darüber zu einander gestellt hatten, auf seine Aeußerung; er fühlte ihre Hand in der seinigen kalt werden und leise zittern, und konnte doch nicht Worte finden, sie zu beruhigen. Er hätte ihr sagen mögen: wirf Dich an mein Herz und folge mir — Du bist mir recht, wie Du bist, und was kannst Du dafür, daß er Dein Vater ist! Aber seine natürliche Gutmüthigkeit kämpfte mit einem weiteren Zugeständniß an Brown selbst, der ihm mit aufrichtiger Reue entgegengekommen war und den nun jedes unvorsichtige Wort in Gegenwart seines Kindes tief verwunden mußte. Hätte sich nur nicht sein eigener Vater

ihm gegenübergestellt und ihm zugeflüstert: weshalb bist Du so leicht zur Verzeihung geneigt? Weil er Dir sein Kind und seine Schätze dafür bietet! Sieh' Dich vor, daß Du nicht bereuest!

Brown begriff diese Niedergeschlagenheit; er konnte sich völlig in ihn hineinversetzen und in seinen Gedanken lesen. „Sie wissen noch nicht Alles," sagte er traurig den Kopf senkend. „Aus Ihren Reden ersehe ich, daß Sie mich noch für den reichen Mann halten, der ich allerdings vor wenigen Tagen war. Es würde mir leid thun, wenn diese Vorstellung irgend welchen Einfluß auf Ihre Entschließungen haben sollte. Denn sie ist irrig. Angelika ist bereits davon unterrichtet, daß ich mich in der Nacht, in der ich den Tod erwartete, meines gesammten Besitzes entäußert habe. Ich bin ganz arm und Angelika hat jetzt und künftig von ihrem Vater nichts zu erhoffen, als die geringe Ausstattung, die ich für sie reservirte und die sie noch nicht einmal angenommen hat. Alles andere ist verloren."

„O! dann lassen Sie mich sorgen!" rief Petter, auf den diese Eröffnung gerade die entgegengesetzte Wirkung übte, als Brown angenommen haben mochte, freudig erregt, indem er Angelika die Hand drückte und die andere Hand dem Kranken zureichte. „Ich glaube Ihren Worten, obschon mir die Beweggründe Ihrer Handlungsweise noch unerklärlich sind. Was könnte Sie veranlassen mich zu täuschen? Und hier Angelika bestätigt Ihre Aussage durch ihr Schweigen. So stehen wir auf gleichem Boden.

Niemand wird mich bezüchtigen können, daß ich mich von der Aussicht auf Reichthum blenden ließ, ein Bündniß mit dem Mann zu schließen, der meinem Vater mit Untreue lohnte; und mehr als das: vor mir selbst werde ich gereinigt dastehen können. Sie haben Ihre Schuld an mich abgetragen. Ich weiß jetzt, daß ich rechtmäßig zu fordern hatte, was ich von Ihnen erhielt, daß ich Ihnen nicht für eine Wohlthat verpflichtet war. Ich sage nun nicht mehr: nehmen Sie's zurück! Wohl aber: der alte Schuldbrief ist zerrissen und wir sind quitt! Und nun — Angelika — laß Dein Herz sprechen, und nur Dein Herz! Darf ich denn doch hoffen, daß es für mich etwas mehr empfindet, als für alle andern Menschen? Nicht Mitleid soll Dich bewegen, nicht Dankbarkeit, nicht Kindespflicht — ich fordere, was ich gebe: Liebe! Kannst Du mich lieben, Angelika?"

Sie schlang den Arm um seinen Hals und senkte den Kopf auf seine Brust. „Ich bin glücklich," sagte sie leise.

Sechstes Capitel.

Schuld um Schuld.

Der alte Smitt hatte Mühe Robert, der wild fortstürmte, nicht aus den Augen zu verlieren; ihn einzuholen mußte er aufgeben. Er athmete auf und mäßigte seinen Gang, als von der andern Seite der Straß: her Jemand entgegenkam und den Fliehenden aufhielt. Er bemerkte, daß Robert sich mit ihm in ein Gespräch einließ, bei dem er heftig mit den Händen gesticulirte. Es war dadurch Zeit gewonnen.

Der Mann, der ihm diesen Dienst leistete, war der Musikus. „Wohin so eilig?" sprach er Robert an, ihm den Arm vorhaltend.

Der Schlosser stutzte und sah den Gegner, den er jetzt erst erkannte, mit einem grimmigen Blicke an.

„Fragt lieber, woher?" rief er ihm zu. „Der Teufel hat sein Spiel gehabt und Ihr seid mit ihm im Bunde." Er ballte wüthend die Faust unter dem Kinn des Musikus.

„Nun, was giebt es denn?" fragte derselbe zurücktretend.

„Was es giebt? Lustige Geschichten — ha! ha! ha! Könnt sie wieder auf Noten setzen und den Bierphilistern vorspielen. Wer hat mich zu dem Bubenstück verleitet? Wer hat meine Begierden aufgestachelt, daß es mir wie Gold vor den Augen flimmerte Tag und Nacht, bis ich nichts mehr sah, als Gold und Gold und Gold? Zum Mitwisser und Mithelfer habt Ihr mich gemacht bei Euren nichtswürdigen Anschlägen, und mit Euren Lockungen mein Gewissen betäubt, daß ich selbst meine Schwester nicht schonte. Und habt wohl gar gewußt, auf wen Ihr mich hetztet? O pfui! Es ist abscheulich, nur das Wort auszusprechen. Laßt mich fort, sonst gebe ich Euch den Lohn, den Ihr verdient, hier auf der Stelle mit der Faust in's Gesicht. — Verflucht Eure Freundschaft!"

Der Musikus merkte, was vorgegangen war. Er hatte nicht den Muth, Robert vorzuhalten, daß seine schlechten Neigungen ihm nur entgegengekommen wären, daß er benutzte, was sich ihm freiwillig anbot. Seit der letzten Nacht war Robert für ihn ein ganz Anderer geworden.

„Du kommst von Brown?" fragte er halblaut.

„Wie gut Ihr das errathet!" rief der Schlosser mit Hohn. „Wißt Ihr sonst nichts von ihm, als daß er Brown heißt und mit Euch in Californien Gold gegraben hat, und Euch Euren Antheil schuldig geblieben ist? Aber nein! Ihr könnt's nicht wissen! Selbst dem Teufel wär's zu teuflisch, so etwas zu wissen und die That geschehen zu lassen. Und bewiesen ist's auch noch nicht,

nur behauptet, und ich soll's glauben! Mit einem Wort: — er nennt sich — meinen Vater!"

„Er ist Dein Vater!" sagte der Musikus erschüttert; „aber bei allen Heiligsten! ich erfuhr's erst diese Nacht durch einen Zufall, der noch mehr enthüllte. Hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, nie hätt' ich Deine Hülfe in Anspruch genommen — nie hätt' ich sie nöthig gehabt. Aber der Mensch tappt blind umher und wenn er zugreift, ist's selten das rechte. Ich bin auf dem Wege zu Brown. Wir haben gegen einander abzurechnen, und noch kennt er die Zahlen nicht, die ich einzustellen befugt bin. Es ist möglich, daß wir zum Vergleich kommen, möglich auch, daß wir uns wiedersehen, um uns für immer zu trennen. Wie dem auch sei, ich werde nie vergessen, daß seine Frau Deine Mutter war, und hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo Du meine Freundschaft segnest."

Robert betrachtete ihn mißtrauisch. „Es ist Eure Art," sagte er grinsend, „Räthsel aufzugeben, die Keiner rathen kann und dessen Lösung Ihr selbst schuldig bleibt. Ich lasse mich nicht länger am Narrenseil herumziehen, merkt Euch das und geht mir aus dem Wege. Bin's überhaupt satt, mich in der Welt herumstoßen und treten zu lassen wie einen räudigen Hund. Nun zuletzt das —! seinem eigenen Vater — — zum Teufel! es bleibt mir in der Kehle stecken, daß ich dran erwürge. Mag's Euch besser bekommen! Ich habe zwischen heut' und morgen eine Reise vor, die weiter ist als bis nach Amerika und zu der ich kein Reisegeld brauche. Juchhe!"

Er schlug den Arm des Musikus fort, mit dem er ihn halten wollte und stürmte weiter. Indeß war auch Smitt herangekommen und wollte rasch vorübergehen. Der Graue trat auf ihn zu.

„Halten Sie mich nicht auf, mein Herr,“ sagte der Alte, den Unbekannten ängstlich musternd, „ich habe große Eile.“

Der Musikus blieb stehen. „Sie sind doch Herr Smitt, der Diener des Amerikaners?“ fragte er, um sich zu vergewissern, daß er in der Person nicht irre.

Dem Alten war es, als ob er die Stimme schon gehört hätte, aber er entsann sich nicht sogleich, wann und wo, und der Mann war ihm ganz fremd.

„Ich heiße allerdings Smitt,“ erwiderte er, „und diene Herrn Brown. Wenn Sie etwas von mir wünschen — ein ander Mal, mein Herr, stehe ich zu Diensten. In diesem Augenblick —“

Er wollte seitwärts am Musikus vorbeischlüpfen, aber derselbe vertrat ihm wieder den Weg. „Sie müssen sogleich mit mir zurück,“ sagte er sehr bestimmt.

Smitt wurde ärgerlich. Robert war schon wieder weit voraus und bog nach einer Nebenstraße ein, hinter der er ein Gewirr von engen Gassen wußte, in denen er ihm in Kurzem aus dem Gesichte kommen mußte. Er versuchte, den Musikus zur Seite zu schieben.

„Was soll das heißen, mein Herr? — einen ruhigen Fußgänger hier mit Gewalt — Ich werde die Polizei zur Hülfe rufen.“

Der Musikus trat einen Schritt zurück, fixirte ihn aber mit seinen Augen und sagte gelassen: „Was regiert am Sacramento?"

Es fehlte wenig, daß der Schreck, den diese Worte verursachten, den alten Mann zu Boden warf. — Wie ein zitterndes Lamm vor dem Wolfe stand er vor dem unheimlichen Fremden, der ihn an die schauerliche Nacht am Wasser und ihre weiteren Folgen erinnerte. Es war sicher, daß er in engster Beziehung zu Browns Entschluß stand, sich das Leben zu nehmen. Wie nahe lag die Befürchtung, daß sein Herr einen neuen Angriff zu gewärtigen haben werde.

Der Musikus konnte sich eines flüchtigen Lächelns nicht erwehren. „Ich hoffe, daß Sie mir jetzt Rede und Antwort stehen werden," äußerte er ohne Strenge. „Ich fordere Sie nochmals auf, mich nach dem Hotel zu begleiten."

Smitt blickte ängstlich die Straße hinab nach Robert, „Ich habe von meinem Herrn den dringenden Auftrag erhalten," sagte er entschuldigend, „dem jungen Menschen dort zu folgen, mit dem Sie soeben gesprochen haben. Sie machen mir's unmöglich, ihn im Auge zu behalten, wenn er in den engen Gassen —"

„Er wird nicht verloren gehen," unterbrach ihn der Fremde, „und mein Auftrag ist dringender."

Smitt gewann allmälig wieder mehr Fassung. „Herr Brown hat allen Grund zu befürchten," wendete er stand-

haft ein, „daß der junge Mensch, der ihn eben sehr aufgeregt verließ, sich ein Leid zufügt. Das zu verhindern —“

„Wird Ihnen nicht gelingen, wenn es ernstlich gemeint ist,“ fiel ihm wieder der Graue in's Wort. „Im Gegentheil könnten Sie nur seinen Eigensinn stacheln, wenn Sie ihm Opposition machen, und ihn dadurch zu einem voreiligen Entschluß treiben. Ueberdies — es ist heller Tag; da ist für solche Leute wenig zu besorgen. Das Sonnenlicht ist ihnen zu klar; sie suchen die Dunkelheit der Nacht zu ihrem finstern Treiben. Dem dort kann's nicht schaden, wenn er einmal einige Stunden ernstlich über sich nachdenkt und zu dem Resultat kommt, daß er ein Taugenichts sei, an dem der Welt wenig gelegen. Und da ist er auch schon um die Ecke. Bis Sie so weit geolgt sind, haben Sie seine Spur verloren. Aber bekümmern Sie sich darum nicht. Ich kenne so ziemlich alle seine Schlupfwinkel und werde ihn zu finden wissen. Ueberlassen Sie getrost mir den Burschen, der mir durchaus nicht gleichgültig ist.“

Smitt mußte sich überzeugen, daß er Recht hatte; Robert zu folgen, würde jetzt wahrscheinlich ganz nutzlos gewesen sein. Dennoch wendete er sich nach Art alter Leute, die nicht gern ein Vorhaben aufgeben, nicht sogleich zum Rückgange.

„Ich muß Brown sprechen,“ nahm der Musikus wieder das Wort.

„Schonen Sie ihn!“ bat Smitt inständigst.

„Das ist eben meine Absicht,“ bedeutete ihn der

Graue, „und dazu sollen Sie mir helfen. Begleiten Sie mich; ich sage Ihnen unterwegs meine Meinung. Ich habe Grund anzunehmen, daß der Mann, der sich jetzt Brown nennt, früher aber auch andere Namen je nach Umständen geführt hat, kein besonderes Verlangen darnach tragen wird, einen alten Bekannten wiederzusehen, den er längst todt und von den Raubthieren verzehrt glaubt. Es könnte sein, daß bei seiner jetzigen Schwäche mein plötzliches Eintreten ihn so sehr zu erschrecken im Stande wäre, daß daraus die größte Gefahr für Leben und Gesundheit entstünde. Noch gestern hätte ich darauf wenig Rücksicht genommen — heute habe ich von gewissen Verhältnissen Kenntniß, die mich zu milderer Gesinnung bestimmen. Es wird daher gut sein, wenn Sie ihn auf die Unterredung vorbereiten, die ich mir erbitten muß. Sein Gefährte aus dem Goldlande lebt, sagen Sie ihm das, und will ihn ohne Zeugen sprechen."

Smitt fand hiernach alle seine Befürchtungen bestätigt. Zugleich aber äußerte sich in den Reden seines Begleiters ein gewisses unverkennliches Wohlwollen, das ihn wieder beruhigte. Er machte keine weiteren Einwendungen.

Der Musikus wartete im Corridor, während Smitt in's Krankenzimmer eintrat. Nach kurzer Zeit sah er Angelika und Petter dasselbe verlassen und Arm in Arm die Treppe aufwärts steigen. „Habt Ihr Euch gefunden?" rief er ihnen zu. Jetzt erst wurde Angelika auf ihn aufmerksam. „Gefunden für's Leben," sagte sie. „Für die Ewigkeit!" ergänzte Petter. „Und mit unsern Musikstunden

hat's nun ein Ende," rief sie schon vom ersten Treppenabsatz herunter; „ich singe nicht mehr im Theater." — „Das ist doch kein Grund, nichts mehr lernen zu wollen," erwiderte der Musikus; „ich hoffe, wir nehmen nicht so bald von einander Abschied."

Der Musikus fand Brown lang im Bett ausgestreckt anscheinend ruhig. Er war sehr bleich und die Hand, mit der er dem Eintretenden einen Gruß winkte, sank sogleich wieder matt auf die Decke zurück. Der Musikus trat bis dicht an sein Bett, kreuzte die langen Arme über der Brust und betrachtete ihn eine Weile. „Erkennst Du mich?" fragte er dann.

„Ich erkenne Dich," antwortete Brown leise.

„Du wähntest mich todt," fuhr der Musikus fort, „aber ich lebe." Er ließ dabei den einen Arm niedergleiten und berührte die Hand des Kranken.

Brown zuckte ein wenig zurück. „Ich bin darüber nicht mehr im Zweifel, sagte er; es ist ein Wunder, daß Du gerettet bist."

„Ein Wunder, was der blöde Mensch so nennt," entgegnete der Graue. „Dem Frommen ist's Vorsehung, dem Leichtsinnigen Zufall, dem Nachdenklichen das nothwendige Ergebniß zusammentreffender Umstände, die kein Mensch vorauszubestimmen vermag."

Brown seufzte tief. „Du hast meinen Brief erhalten — mehr habe ich für mich nicht zu sagen. Was ich gelitten habe, weiß Gott! Kommst Du Deinen Antheil von Gold zu fordern, den ich mit eigener Lebens-

gefahr über das Gebirge rettete — ich kann Dir nicht mehr gerecht werden. Ich habe mein ganzes Besitzthum in Flammen aufgehen lassen, als ich selbst aufzuhören beschloß. Ich athme wieder, mein Vermögen ist — Asche. Thue mit mir, wie Du willst, ich habe nichts mehr mit Dir zu theilen."

Der Musikus verhielt sich einige Minuten schweigend, die dem Kranken eine Ewigkeit dünkten. Dann sagte er feierlich: „Du hast unehrlich gegen mich gehandelt — dort und hier. Du hast nicht redlich unseren Mundvorrath getheilt, als wir durch die Sierra zogen und Du hast nicht mein Maulthier mit seiner Ladung bei mir zurückgelassen, als Du von mir gingst, obgleich Du wußtest, daß ich noch lebte. Dann hier, als Du lebensmüde gewaltsam abschließen wolltest, hast Du vernichtet, was nicht allein Dir gehörte und wußtest doch, daß sich schon die Hand danach ausstreckte, die das Recht hatte zuzugreifen. Aber ich habe Dich heute nicht aufgesucht, Dir Vorwürfe zu machen. So wie kein Tag unseres Lebens sich zurückwendet von Sonnenuntergang zu Sonnenaufgang, so ist keine That rückgängig zu machen, und wenn wir sie noch so ernst bereuten. Ich führe Dir nur Deine Schuld in's Gewissen, damit Du erkennst, wie schweres Leid Du mir zugefügt hast, und geduldig hinnimmst, was ich dagegen an Leid einwerfe. Auge um Auge, Zahn um Zahn — Schuld gegen Schuld! Niemand kommt frei ohne Lösegeld. Höre mich an! Dein Name ist Taubner, und Du hattest ein schönes Weib — Elise — in dieser Stadt.

Das hast Du mit ihren Kindern sträflich verlassen, um in die weite Welt zu gehen. Nach einigen Jahren schicktest Du Geld und schriebst, sie solle Dir folgen. Aber sie folgte nicht. Weißt Du, weshalb sie nicht folgte?"

„Ich weiß es," stöhnte Brown, den die Erinnerung an Elise schmerzlich berührte.

„Sie hat Untreue mit Untreue vergolten," fuhr der Musikus fort. „Ich zweifle, daß sie Dich jemals mit ganzem Herzen geliebt hat, und wenn es wahr ist, was die Dichter sagen, daß der Mensch nur einmal im Leben wahrhaft lieben kann, so ist mir's gewiß, daß Du nicht geliebt warst. Das Elend, das Du über sie und die Kinder brachtest, mußte den Rest von Neigung fortzehren. Da fand sich ein Mann zu ihr, ein Kapellmeister — er nannte sich Ewald Lauter. Er hatte bis dahin nur in der Kunst gelebt, sich von ihr ganz erfüllen lassen. Wie so manchen Anderen entzog auch ihn die politisch unruhige Zeit mit ihrem stürmischem Drange, Staat und Gesellschaft idealistisch zu regeneriren, seinem eigentlichen Beruf und trieb ihn auf die Bahnen, die über Luftsteinbrücken führten, zu Abgründen. Ihm war das verlassene schöne Weib gleichsam der körperliche Ausdruck des Leides, an dem die Welt zehrte; sein Herz noch unberührt von unreinen Leidenschaften, wurde von unendlichem Mitleid ergriffen und gab sich ganz dem seligen Gefühl hin, beglücken zu können. Elise warf sich in seine Arme — rücksichtslos gegen die kalten Pflichtgebote eines schon von anderer Seite gelösten Bündnisses, mit der glühenden Hingebung einer Frau, die

jetzt erst die Allmacht der Liebe begreifen lernte. Ja — sie liebte und wurde geliebt! Nicht der Segen eines Priesters vereinte sie, sondern das lebendige Bewußtsein, in und für einander zu leben. Einer kurzen Zeit glückseligster Befriedigung folgte nach der bittersten Trennung das Elend auf dem Fuße. Ewald Lauter wurde in's Gefängniß geworfen, des Hochverraths schuldig befunden, zum Tode verurtheilt — Elise erhielt die Nachricht, daß ihr Mann lebte und sie für sich forderte. Sie zögerte nicht zu thun, was ihr das Herz gebot, ob sie schon ihr Verderben damit besiegelte. Sie rettete Ewald Lauter, dem sie doch nicht folgen durfte, und suchte bald darauf für sich und das Kind, das sie ihm geboren hatte, den Tod. Die aufopfernde Treue gegen den Geliebten sühnte die Untreue, deren sie sich gegen den Gatten schuldig gemacht hatte, wenn ihr Unrecht einer Sühne bedurfte. Du selbst bist der Letzte, der einen Stein auf sie werfen darf. Ewald Lauter, ein gebrochener Mensch, entkam nach Amerika. Nach jahrelangem Umherirren ohne Zweck und Ziel traf er im Goldlande Californien in einer Erdhütte einen unbekannten mit dem Tode kämpfenden Mann. Er rettete ihn — zeigte ihm die entdeckten Goldadern — half ihm Schätze anhäufen und ward von ihm krank und verschmachtet auf den Höhen der Sierra verlassen. Wunderbare Fügung der ausgleichenden Gerechtigkeit! Du warst der treulose Freund, ich — Ewald Lauter, der Geliebte Deines treulosen Weibes!"

Brown vernahm kaum noch die Worte, die mit ge-

steigerter Heftigkeit gesprochen wurden. Vor seinem Ohr brodelte und rauschte es, wie die Wasser um einen Ertrinkenden. Es schien dunkel zu werden um ihn her, und nur die großen Augen des Mannes, der droben an seinem Bette stand, leuchteten wie zwei feurige Kohlen in ihn hinein. Er wollte sprechen, aber seine Zunge war schwer wie Blei; er wollte die Decke über das Gesicht ziehen, aber seine Hände versagten den Dienst. Starr lag er da, wie ein Todter, und nur sein röchelndes Athmen bezeugte, daß er lebe.

Der Musikus beobachtete ihn eine Weile, etwa wie der Arzt den Kranken, nach einer lebensgefährlichen Operation. Dann bückte er sich über ihn, legte ihm die Hand auf die Stirn und rüttelte ihn wach. „Glaube doch Niemand, der Drachenzähne aussät, süße Frucht zu ernten," sagte er strenge. „Es kostet Jeder, was er sich bereitet, der eine früher, der andere später — einmal gewiß. Und es giebt keine Reinigung des Lebens von der Schuld als durch das Leid. Das Leid allein ist ein Heilmittel der kranken Seele, von dem sie gesunden kann. Darum sprach ich — nicht als Dein Feind, sondern als Dein Freund, als Verwandter in einem Dritten, dem wir beide in Liebe zugethan waren und das wir von uns nicht mehr lösen können. Gestern noch glaubte ich Dich hassen zu müssen. Erforsche nicht, wie ich's in Erfahrung brachte, daß auch ich Dich — wenn schon unwissentlich — schwer beleidigte; es wird die Zeit kommen, wo auch dieses Letzte sich enthüllt, hoffentlich zur allgemeinen Freude. Jetzt stehen wir

einander gegenüber und dürfen uns fragen: Wer kränkte den andern tiefer — wer hat ein Uebermaß von Groll, das ausgeschüttet werden muß? Sollen wir uns auch ferner mit Feindseligkeiten verfolgen, oder für den kümmerlichen Rest unseres Lebens Frieden schließen, nachdem jeder dem andern freimüthig die Wunden gezeigt hat, die er ihm geschlagen? Elise ist längst Staub — sie reizt unsere Eifersucht nicht mehr. Dir gehörte sie an und mir — ihr Andenken ist uns gemeinsam. So laß uns auch gemeinsame Sorge tragen für ihre irdische Verlassenschaft — die Kinder, denen sie das Leben gab. Was sie Dir, was sie mir gewesen, ihnen war sie nur Eins ungetheilt: Mutter! Und wenn sie denn Geschwister sind von Mutterleib her, dürfen wir sie nie trennen und sondern. Ruft uns aus ihnen nicht die Stimme des unglücklichen geliebten Weibes zu: reicht Euch die Hände! sorgt gemeinsam, daß nicht das Unheil wachse, das Ihr über die armen Verlassenen gebracht habt! Heiligt Eure Vaterschaft und beginnt ein neues Leben in ihnen! Ich wische von der Tafel meines Gedächtnisses jede Kränkung fort, die ich durch Dich erlitten habe. Thust Du desgleichen, so reiche mir Deine Hand."

Ein Thränenstrom stürzte Brown in's fieberhaft glänzende Auge und fluthete über das erhitzte Gesicht. Es war, als ob ihm ein Eisenband von der Brust sprengte und ihm das Herz frei machte, in dem das Blut geronnen war. „Ewald Lauter — Ewald Lauter — sprach er immer leise vor sich hin, und dann wieder: „Elise und

die Kinder.“ Er ergriff die dargebotene Hand und preßte sie zwischen seinen Händen. „Ja — ein neues Leben,“ sagte er schluchzend, „Verzeihung und ein neues Leben! Angelika, Robert, Antonie —! O, daß ich noch reich wäre, gleich unter sie zu theilen!“

„Still davon, mein Freund,“ sagte der Musikus, „irdische Güter beglücken nur den, der auch ohne sie gelernt hat glücklich zu sein. Stecken wir uns würdige Ziele und setzen wir unsere volle Kraft dafür ein. Wir haben uns zu reinigen von dem Staube der Straßen, auf denen wir uns so lange zu unserm Verderben fortgeschleppt haben. Was mich betrifft — ich werde mich wieder mit ganzer Seele der Kunst zuwenden, von der ich nie hätte abfallen sollen. Wenn ich je Antonie finde, so finde ich sie nur auf diesem Wege. Du — wende Dich zur Arbeit und suche darin Deinen Lohn. Der junge Petter ist im Besitz eines ansehnlichen Vermögens — er liebt Deine Tochter Angelika und wird sich mit ihr vereinigen. Er braucht eine geschäftliche Stütze und wird gern Deinen sachkundigen Beistand annehmen. Eure gemeinsame Bemühung wird fruchtbringend sein und auch Robert anreizen, seine Arbeitskraft zuzufügen. Begründet eine Fabrik, in der er thätig sein kann; er ist geschickt und kenntnißreich und wird Euch nützen, wenn er sich erst moralisch gefestigt hat. Für's Erste nehme ich ihn in meine Obhut, um ihn vorzubereiten. Wie er gegen Dich gehandelt hat — Du kennst nicht seine ganze Verschuldung — kann er Dir nicht sogleich vor Augen treten. Aber ich gebe ihn noch nicht verloren.“

„Hier ist, was ich für ihn bestimmt hatte, als ich von der Welt zu scheiden gedachte," sagte Brown gerührt und gehoben zugleich, indem er ihm das Packet Banknoten zureichte, welches Robert auf sein Bett zurückgeworfen hatte. „Er hat sich geweigert, es von seinem Vater anzunehmen, und Du hast jetzt darüber die Verfügung."

Ewald Lauter bedachte sich kurze Zeit. „Gieb!" erwiederte er dann zugreifend, „Ich will's für ihn verwenden, und was davon übrig bleibt, mag seine Geschäftseinlage sein. Ich gebe bald weitere Nachricht, von uns Beiden. Lebe wohl — und wenn wir uns wiedersehen, mag's ein froher Tag sein!"

Er winkte mit der Hand einen Abschiedsgruß und ging.

Als Smitt in's Krankenzimmer zurückkehrte, fand er Brown sehr matt und angegriffen, einer Ohnmacht nahe. Er hatte die Hände über dem Herzen gefaltet und murmelte; — „ein neues Leben, Smitt — ein neues Leben." — —

Ewald Lauter, so heißt der Musikus nun, machte einen Gang in's Freie, sein Gemüth zu beruhigen. Auch ihn, den Kräftigen und Gesunden, hatte die so gewichtige Unterredung schwer angegriffen. Dann suchte er sein kleines Logis bei Bullenrieser auf und legte seine wenigen Sachen zusammen. Auch das Packet mit den Werthpapieren nahm er unter den Betten vor, beschnürte und versiegelte es und hüllte es in alte Kleider und Wäsche. Das Ganze war ein kleiner Ballen, den ein Mann ohne

große Anstrengung unter dem Arm forttragen konnte. „Das sei eingesargt," sprach er leise vor sich hin, „bis es einmal erstehen kann zu der Menschen Freude; ich will den todten Schatz hüten für die Tage, die uns gefallen, und wenn sie nie kommen, mag auch er vergessen sein."

Es war Abend geworden. Der Musikus erinnerte sich, daß es Zeit sei, Robert aufzusuchen; das Wetter war unfreundlich, der Himmel bezogen, die Straße kaum passirbar. Er wickelte sich fest in seinen Mantel und zog den Hut auf die Stirn. In einigen Restaurationen, in denen der Schlosser sonst ziemlich regelmäßig einzukehren pflegte, fragte er diesmal vergebens nach ihm. In seiner Wohnung erfuhr er, daß er den Tag über auswärts gewesen, vor einer halben Stunde aber in ganz verwildertem Zustande und vielleicht angetrunken nach Hause gekommen sei, einen Kasten aus seiner Lade herausgerissen und sich eiligst mit demselben fortbegeben habe. Er hätte dabei unsinnige Reden geführt, wie man das aber an ihm schon gewohnt sei. Dem Musikus wurde nun doch bange. Es war davon gesprochen, daß Robert die Cassette in den Fluß hatte werfen sollen; wenn ihm nun einfiel, ihr nachzuspringen —?

Er beschleunigte seine Schritte. Wohin konnte er sich gewendet haben? Nach dem Wasser wahrscheinlich. Aber der Fluß durchströmte der Länge nach die ganze Stadt in mancherlei Windungen und es war in den äl-, verbauten Stadttheilen nicht einmal überall mög-

lich, an seinem Ufer entlang zu gehen, während gewölbte Durchgänge unter den Häusern hier und dort zu Freitreppen führten, die den Mägden das bequemere Wasserschöpfen gestatteten. Freilich waren diese Wasserstege meistens gerade gegen Abend belebt und wurden daher schwerlich von Jemand aufgesucht, der ernstlich selbstmörderische Gedanken hatte.

Der Musikus beschloß zunächst bei Frau Pfannenbier nachzufragen, bevor er den Fluß absuchte. Robert war wirklich kurz vorher dort gewesen und hatte einen versiegelten Zettel dagelassen, der ihm am nächsten Tage überbracht werden sollte. Die Alte erzählte, daß er ganz gegen seine sonstige Art sehr weich gestimmt gewesen sei und sie um Verzeihung für alle Unbill gebeten habe, die er ihr zugefügt; er gehe weit fort und werde sie schwerlich wiedersehen. Sie habe nun doch wieder „mit dem schlechten Menschen Mitleid gehabt, der ja doch halb und halb „wie ihr Sohn sei", und ihm „von ihrer Armuth" etwas Geld angeboten; aber er habe es ausgeschlagen, weil er gut versorgt sei. Dabei habe er dann mit unheimlichem Lachen auf einen Kasten gezeigt, den er unter dem Arm getragen, und sei fortgegangen. In dem Zettel stand, daß er sich's wohl überlegt habe. Seine Schwester und sein Vater könnten ihm nie verzeihen, was er gegen sie gesündigt. Er sei nun auch schon so weit gekommen, daß er nur noch durch Schlechtigkeit weiter könne, und davor graue ihm selbst. Besser, er mache ein Ende und gehe seiner unglücklichen Mutter nach. Das

Geld, das sein Vater ihm geboten, möge einem Waisenhause in seinem Namen übergeben werden.

Die Erwähnung seiner Mutter und daß er „ihr nachgehen" würde, konnte, wenn er's wörtlich meinte, auf die Spur führen. Der Musikus glaubte jedenfalls diesen Fingerzeig festhalten zu müssen und machte sich ohne Zögern auf den Weg nach der Brücke, die zur Vorstadt hinüberführte und in dessen Nähe das Wirthshaus „Zu den drei Tannzapfen" und die zum Wasser hinabführende Steintreppe lag, an die er kürzlich Brown und Smitt beschieden hatte.

Richtig! da bewegte sich eine dunkle Masse langsam die Treppe abwärts dem Stege zur Ladebrücke zu. Ewald Lauter warf seinen Mantel ab, um nicht im Laufen gehindert zu werden. Athemlos langte er bei dem Einschnitt in die Kaimauer an, schoß die Steintreppe hinab und faßte den Menschen, der dort Betrachtungen über Sein und Nichtsein anzustellen schien, derb in den Rockkragen. „Wohin, Bube?" keuchte er.

Robert, der seine Annäherung nicht bemerkt hatte, erschrak heftig, ließ den eisernen Kasten fallen, den er eben mit einem Strick umband, welchen er dann wahrscheinlich an seinem Körper befestigen wollte, um denselben zu beschweren. Die Cassette schlug auf die Steinstufe auf, kollerte hinunter und platschte in's Wasser, das den beiden Männern in's Gesicht spritzte. „Hast Du noch Appetit auf ein kaltes Bad, mein Junge?" rief der Musikus, zwischen jedem Wort Athem schöpfend und dabei Robert immer kräftig schüttelnd.

„Laßt mich!“ bat derselbe. „Was mischt Ihr Euch —“

„In fremder Leute Angelegenheiten?“ unterbrach ihn der Musikus, indem er ihn nach sich zog. „Sieh da! Bist Du mir fremd? Du hast mir heute schlimme Dinge gesagt und die darf ich nicht auf mir sitzen lassen. Ist das eine Art, feige am Leben zu verzagen, wenn man jung ist und zwei gesunde Arme hat? Weiß ein so strammer Bursche keine bessere Beschäftigung für sich, als neben zerbrochenen Töpfen und allerhand Unrath da unten im Fluß zu liegen und sich von den Fischen benagen zu lassen? Puh! Du wirfst mir vor, ich hätte Dich in's schlimmste Unglück hineingebracht — mag sein, so will ich Dich auch wieder auf's Trockne bringen, und es müßte wunderlich zugehen, wenn ich aus Dir nicht noch einen ganzen Kerl mache. Komm mit mir! Hier taugst Du nichts, kannst nicht von Deiner Vergangenheit los, hängst an der schlechten Gesellschaft, vor der Du Dich nicht mehr zu schämen hast. Vorwärts, wir setzen uns sofort auf die Eisenbahn und fahren eine Strecke in die Welt hinein. Du wirst Augen machen, wie da Alles aussieht, und Lust bekommen, die Hände zu rühren, um auch etwas vor Dich zu bringen. Hast wohl hier schon in den Wirthshäusern geplaudert, daß Du eine Wasserpartie beabsichtigst, bei der es nicht geheuer? Das sieht so nach Dir aus, einen großen Mund haben, um sich Courage zu sprechen. Diesmal um so besser! Mögen Deine Gesellen sich morgen darüber den Kopf zerbrechen, von wel-

cher Ladebrücke Du abgefahren sein könntest — es hat nicht das Mindeste zu sagen, wenn Du für sie mausetodt bist. Hoffentlich sind sie dafür für Dich todt, wenn Du wieder auflebst. Wo ließ ich meinen Mantel? Ah — dort! Nun schnell weiter, damit wir nicht den Zug versäumen!“

Er faßte ihn unter den Arm, warf den Mantel über die Schulter und zog ihn mit sich fort.

Siebentes Capitel.

Ein prinzliches Geschenk.

Antonie wohnte noch immer „an der alten Brücke 27 bei Frau Hagemann." Der Freiherr von Logendorf hatte sich vergebens bemüht, ihr diese „Familienwohnung" zu verleiden und sie zu vermögen, sich auf größerem Fuße einzurichten. Vielleicht gerade deshalb, weil er so eifrig gegen die Dame vom Hause und ihre Töchter Partei nahm, ohne sie doch zu kennen, blieb sie ihnen um so beharrlicher treu und richtete sich bei ihnen so fest ein, als ob sie sich ihr Leben lang nicht mehr von ihnen zu trennen gedächte. „Der Vogel ist das beweglichste Geschöpf in der ganzen Schöpfung," sagte sie, „und hält doch an der Stelle fest, wo er einmal sein Nest gebaut hat, ob es schon genug einladendere Plätzchen in den hohen Laubkronen geben mag. Fängt man erst an, ohne dringenden Grund zu wechseln, so weiß man bald gar nicht mehr, wo man zu Hause ist, und das Leben, das uns doch schon genug herumtreibt, wird unbehaglich. Ich bin zufrieden, und mehr mag ich nicht wollen."

Ueberhaupt fand Logendorf sich in mancher Hinsicht getäuscht. Wenn er erwartet hatte, daß sie seine schnelle Nachfolge mit freudigster Zustimmung begrüßen und ihm durch herzliche Bewillkommnung zeigen würde, wie viel Werth sie auf seine Versicherung lege, daß es ihm nach ihrer Entfernung in der langweiligen Provinzialstadt keine Ruhe mehr gelassen habe, so konnte ihn ihr Benehmen allerdings wenig darin bestärken. Sie war mehr überrascht, als erstaunt gewesen und hatte nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie beim Abschiede nicht darauf gerechnet habe, ihn so bald wiederzusehen, und daß sie hier kaum darauf eingerichtet sei, den früheren ungebundenen Umgang fortzusetzen. Unvorbereitet, wie sie auf seinen Besuch war, empfand sie im ersten Augenblick eine Beklommenheit, von der sie sich bei Vorstellung der vielen fremden und distinguirten Persönlichkeiten, die fast täglich ihre Bekanntschaft suchten, völlig frei gefühlt hatte. Zu allen diesen Menschen hatte sie kein Verhältniß, und wenn sich ein solches bildete, so nahm es ihre jetzige Stellung in der Kunstwelt und in der Gesellschaft zur Grundlage. Logendorf war ein alter Bekannter; er knüpfte an Erinnerungen an, die nur die vertraulichste Erörterung vertrugen. Und doch schienen die veränderten Lebensumstände gerade jenen vertraulichen Ton nicht mehr zu gestatten, der ihr im Hause ihrer Pflegemutter und am Familientisch der würdigen Füllborns so leicht und bequem gewesen war.

Nun stand sie für sich allein, Keinem verantwortlich

als sich selbst, und gerade deshalb um so mehr geneigt, sich mit größter Pünktlichkeit auf Schritt und Tritt zu beobachten. Sie hatte sich in Gedanken gern und viel mit Logendorf beschäftigt, ihrem Retter aus der Gefangenschaft des kleinbürgerlichen Lebens, und das um so lieber und mehr, je erfolgreicher ihr Wagniß und seine Verwendung sich erwiesen. Aber nicht einmal im Traum war es ihr eingefallen, ihn sich heranzuwünschen, gleichsam unter seinen Augen ihre Schule durchzumachen. Jetzt klopfte er ganz unvermuthet an ihre Thür und sagte ihr, daß er in der Residenz sein Zelt aufschlagen wolle, weil ihn die Provinzialstadt ohne sie langweile. Sie konnte sich im Augenblick nicht Rechenschaft darüber geben, weshalb sie ihn ohne jede freudige Erregung ungesucht steif und förmlich empfing, so daß er seinen Aerger über die Enttäuschung kaum zu verwinden vermochte und sich bald mißgelaunt entfernte; aber als sie dann mit sich abrechnete, was es bedeuten wollte, daß ihr die Ohrläppchen glühten und die Thränen recht beißend in die Augen schossen, wie jedesmal, wenn sie sich durch irgend ein äußerliches Begegniß recht im Innersten verletzt fühlte, erkannte sie wohl, daß es sie wie eine Kränkung berührt hätte, daß er nicht empfand wie sie, nicht ebenfalls die Unzuträglichkeit eines Umganges, wie ihn zwei so enge verbundene Menschen wünschen mußten, in ihrer jetzigen Lage einsah, nicht absichtlich fern blieb, wo ihm die Nähe nur Verdruß bringen konnte — daß er ihr eine Visite machte, wie sonst irgend einer weiblichen Berühmtheit,

und nichts als das freundliche Entgegenkommen zu erwarten schien, das ein Mann seines Standes bei solcher Gelegenheit überall glaubt beanspruchen zu können. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht im mindesten, zu erfahren, daß ihre Entfernung aus seinem Umgangskreise nur das Gefühl der Langeweile in ihm zurückgelassen hätte und daß deshalb wohl auch nur das Bedürfniß nach anregender Unterhaltung durch sie befriedigt worden sei und ihn jetzt wieder sehnsüchtig nach ihr gestimmt habe. Wie wenig war sie ihm dann hier, wo die Gesellschaft ihre Hauptaufgabe darin setzte, sich Zerstreuungen und Amusements jeder Art zu verschaffen und wo sie selbst noch so unfähig sich fühlte, in diesem Taumel unbefangen mitzugenießen. Etwas Besonderes hatte sie ihm zu sein vermeint, an das der Maßstab, mit dem er sonst die Menschen zu messen pflegte, nicht heranreichte, wie er selbst auf sie den Eindruck des Außergewöhnlichen gemacht hatte; und nun schien er nichts wissen zu wollen von der zarten Rücksicht, die eine so geistig vertiefte Zusammengehörigkeit forderte. In dem Maße, in dem sie sich in seinen Augen verkleinert vorkam, sank er in den ihrigen, und sie hatte die Empfindung dabei, daß es sich nicht um eine vorübergehende Verstimmung handele, sondern daß sie für alle Zeit etwas verloren habe.

Logendorf hatte es bei diesem ersten Besuch nicht bewenden lassen. Nachdem er den Unmuth, nicht mit offenen Armen empfangen zu sein, von sich abgeschüttelt hatte, machte er den ausgedehntesten Gebrauch von dem Recht

einer alten Bekanntschaft und ließ nicht leicht einen Tag vergehen, ohne bei Antonie vorzusprechen, oder ihr auf der Bühne vor der Vorstellung ein kostbares Bouquet zu überreichen. Auch an dritten Orten sah man sich häufig und er bewies sich dort stets gegen sie als der liebenswürdigste Gesellschafter. Es war, als ob er nicht merken wollte, was sie an ihm vermißte, und was sie ihn an ihr selbst vermissen ließ, jene vertrauensselige Herzlichkeit, die sich glücklich weiß im Besitz eines Geheimnisses, das über den engen Bereich des gewöhnlichen Thun und Treibens hinaus eine duftige Form zaubert, in der das Leben sich verklärt. Antonie nahm ihn, wie er sich gab, und gab sich, als hätte nie ihr Herz sich um die Frage gekümmert, was es für den Freund empfinde. Es that ihr weh, ihn so fremd-freundlich behandeln zu müssen, wie alle die fremden Leute, aber er hatte es nicht anders gewollt. Vielleicht — wenn ihr Gefühl für ihn tiefer gewesen wäre — hätte sie ihm offen gesagt: Bleib fern, um mich nicht zu verlieren!

Um so inniger hingen ihre Gedanken an Franz. Nicht dann erst, seit der Freiherr sie durch seine Ankunft in der Residenz überrascht und verstimmt hatte; schon bei der Eisenbahnfahrt beschäftigte sie sich fast nur mit ihm, und während der ersten Tage ihres Residenzlebens konnte ihr kaum das Unbedeutendste begegnen, ohne daß sie sich dabei hätte vorstellen müssen: was würde Franz dazu sagen — wie würde er sich dazu stellen — wie würde er sich darin fügen? Die Stadt und ihre prächtigen Kunst-

institute besah sie anfangs eigentlich nur mit seinen Augen und aus seinem Ideenkreise heraus. Seine belehrenden Mittheilungen aus dem classischen Alterthum, der Mythologie, der Kunstgeschichte, wie er sie in jener glücklichen Zeit, als er allabendlich mit der alten Mutter und der lebhaften Schwester zusammen an einer Lampe saß, studirte und plauderte, wurden ihr nun wieder lebendig, da überall die Anschauung hinzukam. Sie fühlte, daß sie ihm einen großen Theil des Genusses und der günstigen Anregung verdankte, die ihr aus der Betrachtung dieser architektonischen Kunstwerke, Bilder und Skulpturen in so reichem Maße erwuchsen. Auch in ihrer besonderen Kunst sah sie sich dadurch gefördert. Der Gewinn, den das Auge machte, indem es sich an dem schönen Ebenmaß und der gesättigten Kunstfülle einer antiken Statue ergötzte, übertrug sich unbewußt auf die eigene Schöpfung durch das Mittel der Sprache, deren Ausdruck größer, freier, kräftiger wurde. Daß das Auge sieht, das Ohr hört, die tastende Fingerspitze fühlt, was das geistige Verständniß zu sehen, zu hören, zu fühlen erlaubt, wurde ihr jetzt zur erhebendsten Erkenntniß, und immer war es dann Franz, auf den sie als den frühesten Erwecker und Förderer geistigen Lebens und künstlerischer Triebe in ihrer jungen Seele zurückblicken mußte.

Schon das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester war ein ebenso zartes als zärtliches gewesen; von seiner Seite vielleicht schon deshalb, weil er bei aller Verschwiegenheit — man könnte sagen: selbst vor sich —! doch

wußte, daß kein verwandtschaftliches Band sie aneinander nöthigte; von ihrer Seite, weil ihre lebhafte Phantasie nie beim Realen stehen blieb, sondern in ihren Bildungen die Ahnung aller der Gefühle und Neigungen sprechen ließ, die ein Menschenherz bewegen können, und dann rückwärts wieder auf ein leibliches Wesen reflectirte, dem diese Vorstellungen angepaßt werden könnten, und das immer wieder Bruder Franz war. Die Eröffnungen, die ihr Madame Lobach über ihre wahre Stellung zum Hause gemacht hatte, waren freilich geeignet gewesen, für den Augenblick grausam den stillen Frieden ihres Gemüths zu zerstören und ihre Neigung unsicher zu machen; es schien nur ein Verlust zu sein, den sie durch die Beseitigung der jahrelangen Täuschung erlitt, und auch nachdem der erste Schmerz darüber von ihrer kräftigen und willensstarken Natur überwunden war, konnte sie nicht ohne eine gewisse Scheu mit ihm verkehren, als ob nun alle Beweise von Liebe, deren sich der Bruder erfreut hatte, eine Umdeutung erfahren müßten, die sie schamroth machen könnte. So war die Entfernung aus seiner Nähe ihrem Herzen eine Wohlthat gewesen; sie wirkte beruhigend und ausgleichend darauf, indem sie doch den geistigen Rapport in ursprünglicher Innigkeit wieder herstellte. Mehr und mehr verlor sich in ihrem Andenken die Vorstellung, daß er für ihren Bruder gegolten und in dieser seiner Eigenschaft als Bruder ihre Zuneigung gewonnen habe — am Ende war es doch der Mensch allein, der zum Menschen gesprochen hatte, und was an ihm liebens- und verehrens-

werth war, hatte die rein äußerliche Lösung des Verhältnisses nicht mit hinwegnehmen können. Nun in der Ferne verstand sie erst ganz, was er ihr gewesen war, wie ihrem Herzen eine unheilbare Wunde geschlagen werden müßte, wenn sie ihn daraus trennen sollte, und sie bangte sich nach ihm oft mit aller Schmerzlichkeit dieser Empfindung und hätte mit Freuden viele Festabende hingegeben für eine einzige Stunde seiner immer das Wesen der Dinge berührenden Unterhaltung.

Wunderbar! Daß diese zärtliche Neigung zu Franz mit ihrem Gefühl für Logendorf in Conflict kommen, oder daß unter den Freunden selbst ihretwegen eifersüchtige Regungen Raum gewinnen könnten, war ihr bisher nie ernstlich in den Sinn gekommen. War doch eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des Franz seine große Anspruchslosigkeit, und so schien es gar nicht denkbar, daß er für sich etwas fordern könnte, was sie dem Freunde zu gewähren für gut hielt. Sie hätte sich die Möglichkeit träumen können, Logendorfs Braut zu sein, und es wäre ihr dabei nicht eingefallen, daß Franz etwas einbüßte. Wie sie für ihn empfand, meinte sie unter allen Umständen für ihn empfinden zu können, und diese Empfindung war ihr so gewiß, daß sie auch ihn im sicheren Besitz glaubte. Ein Bedürfniß zur Auseinandersetzung ihrer Neigungen machte sich auch dann nicht geltend, als Logendorf sich ihr durch seine Anwesenheit entfremdete und die Sehnsucht nach dem ältesten Freunde durch sein Fernsein wuchs. Daß sie für sein Interesse in jeder Weise

thätig war, verstand sich von selbst; ihrer Bemühung hatte er es zu danken, daß sein Drama trotz der vorgeschrittenen Saison in Vorbereitung genommen und mit allem Fleiß einstudirt wurde. Hatte sie geschrieben, daß der Generaldirector sich freundlich nach ihm erkundigt, so hätte sie voranschicken müssen, daß sie keine Gelegenheit versäumte, ihm die Heranziehung dieser schätzbaren Kraft als einen Vortheil für sein Institut mit aller Wärme darzustellen. —

Mit ihrer Wirthin, der Wittwe Hagemann, stand Antonie auf dem besten Fuße. Sie hatte sich ihr förmlich in Pension gegeben, und die einträgliche Verwendung, welche die Arbeit ihrer Töchter bei ihr fand, machte sie um so mehr zu einem Gegenstande zärtlichster Fürsorge. Amande, die jüngere, war nun ganz in ihren Dienst getreten; die ältere, aber ebenfalls noch sehr jugendliche Elvira, die als Zuschneiderin in einem großen Modistengeschäft ziemlich regelmäßige Arbeit hatte, behielt doch Zeit genug übrig, für Antonie die Stoffe auszumitteln und zu wählen, die sie zu ihrer Theatergarderobe brauchte, und sie soweit einzurichten, daß die fleißigen Nadeln der Mutter und Schwester die Anzüge im Hause fertig machen konnten. Amande, das muntere Mädchen, war überglücklich, durch ihre Dienste bei Antonie so in Anspruch genommen zu sein, daß die gröberen Arbeiten von ihr nicht verlangt werden konnten. Sie trällerte lustig den ganzen Morgen, wenn sie die Zimmer reinigte und die gebrauchten Garderobegegenstände ausstäubte und säuberte, oder die Blumen

besorgte, mit denen Antonie alle ihre Fenster bestellt hatte. Und dann konnte sie wieder mäuschenstill sein und kaum einmal von ihrer Näharbeit aufblicken, wenn Antonie schrieb, oder laut ihre Rollen studirte. Abends begleitete sie dieselbe in's Theater. War Antonie selbst beschäftigt, so half sie ihr in der Garderobe und folgte ihr bei jedem Auftreten bis dicht an die Coulissen, bis zum letzten Augenblick noch zupfend, ausstreichend, die Falten ordnend, im andern Falle erfreuten sich Beide von einer Loge aus, die auch oft noch für Mutter und Schwester Raum gewährte, am Schauspiel. Antonie konnte sich keine zuthunlichere und geschicktere Gesellschafterin und Dienerin wünschen, Amande freilich auch keine liebenswürdigere und duldsamere Herrin. So war das Verhältniß zwischen ihnen das beste.

Frau Hagemann hatte nun wirklich — die Mittel der Familie erlaubten es ja — eine Aufwärterin angenommen, die zu gröberen Dienstleistungen und zum Theil auch zur Aufwartung im oberen Stock verwendet wurde, wo die industrielle Wittwe ebenfalls eine Anzahl Zimmer zu vermiethen hatte. Dort wohnten meistens Herren, die dann auch von ihr den Morgenkaffee erhielten, sonst aber außer Beziehung zum Hauswesen standen. Da die zweite Etage ihren besonderen Ausgang nach dem Treppenflur hatte, belästigte diese Junggesellenwirthschaft Antonie nicht im mindesten, außer daß sie noch manchmal spät in der Nacht über sich rumoren hörte, wenn die Nachtschwärmer sich zur Ruhe begaben. Aber auch dort

standen mitunter Logis leer, und die Störung war jedenfalls erträglich. „Ich hab's im Allgemeinen lieber mit Herren, als mit Damen zu thun," meinte Frau Hagemann; „ihre Bedürfnisse an Wohnungsbequemlichkeiten und Bedienung bleiben sich immer ziemlich gleich; weiß man's dem Einen recht zu machen, so weiß man's Allen recht zu machen. Sie nehmen auch mehr Rücksicht als die Damen, die immer schon beim Miethen tausend Bedingungen stellen und dann ängstlich darüber wachen, daß sie auch punktweise erfüllt werden. Sie bezahlen ja dafür —! allerdings recht pünktlich, muß ich hinzusetzen." „Dann möchten Sie mich wohl so bald als möglich los werden?" fragte Antonie neckisch lachend. „O! es giebt Ausnahmen!" beeilte sich die erschreckte Wirthin zu versichern.

Ohne kleine Mißhelligkeiten war es freilich in der ersten Zeit nicht abgegangen und sie wiederholten sich manchmal auch jetzt noch. Der Grund war immer derselbe gewesen. Einer jungen Schauspielerin von der Schönheit und dem Talent Antoniens wird es in einer großen Stadt, die den Hof mit seinem ganzen Anhange beherbergt, nie an einer Schaar reicher Anbeter fehlen, die ihr Wohlgefallen am Passendsten und Deutlichsten durch mehr oder minder kostbare Geschenke auszudrücken glauben, sich wohl auch damit ein freundliches Entgegenkommen zu verschaffen hoffen. Obschon nun Antonie sehr gut wußte, daß dergleichen Ovationen durchaus üblich waren und, wenn sie acceptirt werden, zu nichts verpflich-

teten, so hatte sie doch eine wahre Aversion dagegen und gab schon nach den ersten Versuchen, sich ihr auf diese Weise angenehm zu machen, die gemessensten Anweisungen, nichts der Art für sie anzunehmen, um der Mühe der Rücksendung überhoben zu sein. Damit konnte nun Frau Hagemann durchaus nicht fertig werden und auch Amande fand es schwer begreiflich, wie man so schöne Sachen von der Hand weisen könne, die doch nur ein Zeichen der Verehrung und der Anerkennung ihrer Kunstleistungen wären. „Den reichen Leuten sind das nur Kleinigkeiten," meinte die Mama, „und sie legen auf ihre Geschenke nicht den Werth, wie unsereins, wenn er dergleichen anschaffen müßte. Es geschieht ihnen der größte Gefallen damit, wenn sie ihr Vergnügen auf solche Art nach ihren Verhältnissen angemessen bezahlen können, und sie werden sich für beleidigt halten, wenn Sie sich so stolz abschließen. Eine Schauspielerin muß mit dem Publikum gut stehen, nnd ein gewisser Theil des Publikums kann sich die Kunst kaum genußreich denken ohne persönliche Beziehungen zu der Künstlerin. Warum wollen Sie sich nicht beschenken lassen, wenn's den Leuten Freude macht?"

Antonie hatte darauf nur immer die Antwort, daß sie so egoistisch sei, auch nach ihrem eigenen Behagen zu fragen, und daß sie sich nur wohl fühlen könne im Bewußtsein vollster Unabhängigkeit. Ein Geschenk müsse Werth für den Empfänger haben, sagte sie, sonst sei es eine Last; sie wolle Niemand täuschen, und sie kränke auch

Niemand, wenn sie alle ohne Ausnahme zurückweise. Warum erlaube man sich nur einer Schauspielerin gegenüber derartige Beweise von Wohlgeneigtheit? Weil man trotz aller Bemühungen um ihre Gunst den Stand nicht sonderlich achte. Keinem Mädchen aus guter Familie werde man sich so zu nähern wagen. An den Zuschauern, die den Ohrgehängen, Ringen und Broschen, Brüsseler Spitzen und seidenen Roben Beifall klatschten, die sie als ihr Geschenk wiedererkennten, sei ihr wenig gelegen. Das Einzige, was sie anzunehmen gestattete, waren Blumen. „Sie erfreuen," sagte sie, „und welken schnell; sie sind einen schönen Dank werth und fordern nicht mehr." Frau Hagemann mußte sich fügen, aber sie that's ungern und suchte doch von Zeit zu Zeit unter allerhand Vorwänden auch andere Spenden einzuschmuggeln, was dann bei der Entdeckung jedesmal einen heftigen Strauß gab. Antonie mußte allen Ernstes mit ihrem Abzuge drohen, um sich Gehorsam zu schaffen.

Und doch war nur kürzlich wieder ihr Gebot übertreten, freilich in einem ganz besonderen Falle. Kein Geringerer als Prinz Arthur hatte während Antoniens Abwesenheit auf der Probe durch seinen Secretär einen kostbaren Brillantschmuck überschickt und ein eigenhändiges Billet beigefügt. Frau Hagemann war dadurch in die größte Verlegenheit gekommen. Ihre schüchternen Versicherungen, daß sie nicht autorisirt sei, für das Fräulein etwas in Empfang zu nehmen, außer Briefen und allenfalls Blumen, wurden mit sehr bezeichnendem Lächeln zu-

rückgewiesen; es sei der Prinz, der sich das Vergnügen mache, die Künstlerin auszuzeichnen, deren Leistungen ihn mit größter Hochachtung für sie erfüllten. Was blieb der guten Frau, die noch dazu im Innersten gern zustimmte und von Devotion überfloß, anders übrig, als mit tausend Entschuldigungen über die erhobenen Einwendungen die Niederlegung des funkelnden Schmuckes auf Antoniens Toilettentisch zu gestatten.

Daß ihre Miethérin sich darüber sehr unzufrieden äußern würde, konnte sie vorhersehen; aber daß sie so zornig aufwallen könne, wie es in Wirklichkeit geschah, hatte sie doch nicht für möglich gehalten. „In welche mißliche Lage versetzen Sie mich," rief sie in Thränen ausbrechend. „Ist es Ihnen nicht bekannt, welche Verbindungen der Prinz mit einigen meiner Colleginnen unterhält? Wissen Sie nicht, was man in der Stadt von seinem Leben und Treiben erzählt? Soll ich in's Gerede kommen, es sei nun die Reihe an mir, seinen Enthusiasmus für die Kunst durch das geringe Opfer meines Rufes aufzufrischen? Schon sieht in den Gesellschaften, in denen ich ihm nicht auszuweichen vermochte, jedes Auge auf uns; jeder Blick, jedes Wort, jedes Lächeln wird nach den Voraussetzungen abgeschätzt, zu denen man sich bei dem lebhaften Interesse des gnädigen Herrn für die neuste Acquisition des Herrn Generaldirectors für berechtigt glaubt. O! ich habe in kurzer Zeit viel gelernt in der noblen Gesellschaft — ich weiß Freundschaften zu taxiren. Und nun gar dies! Es ist der erste

prüfende Versuch, wie er's bei mir wagen kann. Gelingt er, so darf er sich jede Zumuthung erlauben. Daß Sie mir das angethan haben!"

Madame Hagemann, auf's äußerste bestürzt, entschuldigte sich damit, daß doch eine Ablehnung eine offenbare Beleidigung gewesen wäre, deren Verantwortlichkeit sie nicht habe übernehmen können.

„Keine Nacht bleibt der Schmuck in meiner Wohnung," rief das geängstigte Mädchen, „keine Nacht! Sofort muß er an den Absender zurückgehen. Ich werde ihm schreiben — — Mein Himmel! in dieser Aufregung weiß ich kaum, wo meine Gedanken. Was soll ich ihm schreiben?"

Sie ging hastig durch das Zimmer. Frau Hagemann bereitete eine Limonade und stellte sie ihr auf den Tisch. So mitleidig sie Antoniens Betrübniß und Rathlosigkeit auch stimmte, es ging doch weit über ihr Verständniß, wie man so unglücklich sein könne, einen Prinzen zum Verehrer zu haben.

Hans von Logendorf kam zufällig. Es konnte ihm nicht verschwiegen bleiben, was Antonie so außer sich gebracht hatte, daß sie auch jetzt noch vergebens nach Fassung rang. Er ließ sich halb von ihr, halb von Madame Hagemann den Vorfall erzählen, ohne den Redestrom zu unterbrechen; es war in solchen Fällen stets seine Gewohnheit, den andern Theil sich erschöpfen zu lassen, um inzwischen ruhig abwägen zu können, welche Stellung er dazu zu nehmen habe. Sein erster Gedanke diesmal war,

daß er zu sehr unglücklicher Stunde eingetroffen sei, und daß er besser fortgeblieben wäre. Antonie fragte nicht, was sie thun solle — in der Sache selbst war sie anscheinend fest entschlossen — sondern forderte Rath, wie sie's thun solle. Eine Aeußerung darüber war schon mißlich genug, aber es kam dazu, daß er ihren Entschluß selbst nicht einmal durchaus billigen konnte, und doch die Schwierigkeit peinlich empfand, durch seinen Widerspruch nicht zu verletzen.

„Wie schaffen wir den Schmuck in die Hände des Prinzen zurück?" fragte Antonie. „O! ich wüßte wohl einen Weg, der beiden Theilen genehm sein könnte; aber er fordert die Mildthätigkeit eines Freundes. Sie, Herr Baron, gehen beim Prinzen ein und aus; ich weiß, daß er Sie hochschätzt und mit einer Vertraulichkeit beehrt, die auch von Ihrer Seite einmal ein freies Wort gestattet. Sie kennen mich und werden sicher die Gründe achten, die mich bestimmen, das Geschenk nicht anzunehmen. Sie werden sie aber auch in eine Form zu kleiden wissen, die ihnen das gefälligste Ansehen giebt und zugleich die Möglichkeit einer Mißdeutung nimmt. Sie wären ganz der rechte Mann, hier zu vermitteln. Wenn Sie aus Freundschaft für mich — aus Mitleid mit meiner Unbehülflichkeit — in meinem Namen dem Prinzen diese Juwelen zur Verfügung stellen, ihm unter vier Augen meine Bedenken erklären wollten — ich würde Ihnen sehr dankbar sein; und ich bin überzeugt, auch der Prinz würde Ihnen danken —"

Sie unterbrach sich selbst, denn sie bemerkte, daß Logendorf die Farbe veränderte und das Auge senkte. „Was verlangen Sie von mir, bestes Fräulein,“ sprach er mit unverkennbarer Beklommenheit, indem er das schwarze Bärtchen losließ, das er mit den Zähnen gefaßt hatte; „der Prinz würde eine solche Einmischung in seine intimsten Angelegenheiten unter keinen Umständen dulden und mich auf's ungnädigste in meine Schranken zurückweisen. Er würde glauben, daß ich selbst auf Ihren — ihm sicher ganz unerklärlichen Entschluß influirt hätte, und die Beleidigung würde dadurch noch ostensibler erscheinen. Der Zorn, der sich in der ersten Aufwallung gegen mich entladen müßte — doch das wäre gleichgültig —! würde seine Auffassung der Sache so sehr trüben, daß Sie selbst darunter schwer zu leiden hätten; er könnte es Ihnen nie verzeihen, daß Sie seiner Niederlage einen Zeugen gegeben hätten — dessen Stellung in der Gesellschaft —“

Antonie ließ ihn nicht aussprechen. „Sie haben Recht,“ sagte sie streng und kühl; „ich habe mir's inzwischen selbst schon anders überlegt. Sie haben beim Prinzen etwas zu verlieren — ich nicht; die Partie würde sich ungleich stellen, wenn Sie für mich eintreten wollten.“ Sie kehrte ihm den Rücken zu und trat an ihren Schreibtisch. So fest sie die Worte gesprochen hatte und so energisch auch jetzt ihre ganze Haltung war, die Bitterkeit der Zurückweisung versetzte ihr fast den Athem. War das der Freund?

Logendorf folgte ihr und faßte ihre Hand. „Uebereilen Sie sich um Himmelswillen nicht, mein theuerstes Fräulein," bat er mit aller der Herzlichkeit, die ihm zu Gebote stand, wenn er versöhnen wollte. „Ich kann mich ganz in Ihre Seele versetzen, und fühle die Kränkung, die Ihnen des Prinzen unzartes Benehmen verursacht, mit Ihnen! Es empört mich der Gedanke, daß der Prinz sich einreden könnte, ein Wesen Ihrer Art auf so plumpe Weise zu gewinnen. Aber ich bin so weit davon entfernt zu glauben, daß es ihm auch durch das geschickteste Entgegenkommen gelingen würde, daß seine Zudringlichkeit mich nicht im mindesten beunruhigen kann. Und warum sollen Sie sich dadurch beunruhigt fühlen? Sind Sie Ihrer doch vollkommen sicher! Wissen Sie doch, daß für Jeden, der einmal in den reinen Spiegel Ihrer Seele geblickt hat, das sonnenhelle Bild durch kein Stäubchen getrübt werden kann, das ihm von außen her anzufliegen droht. Und wer Sie nicht kennt, wer sein Urtheil über Sie fertig hat, wie über Jeden, an den er seine Schablone anlegt, werden Sie den bekehren, und kann Ihnen an einer Bekehrung etwas gelegen sein? Ueberlegen Sie das!"

„Und was soll aus alledem folgen?" fragte Antonie unmuthig und mit rauher Betonung.

„Daß Sie sich vielleicht unnöthige Sorge wegen der Aufmerksamkeit des Prinzen machen und derselben erst eine Bedeutung geben würden, wenn Sie ihm zeigen wollten, zu welchen Befürchtungen sie Anlaß gegeben hat. Halten Sie ihn für fähig, die Reinheit Ihrer Gesinnung

zu würdigen? Wird er Ihrer Ablehnung nicht Motive unterlegen, die ihn nur noch mehr reizen, Ihre Sprödigkeit zu überwinden? Und wenn er Ihren auffallenden Schritt ganz so betrachtet, wie Sie ihn betrachtet wünschen, als eine schroffe Absage für alle Zeit, wird er nicht aller Welt die junge Dame, die so eilfertig hinter dem großmüthigen Geschenk eines ihre Kunstleistungen ehrenden Mäcens eine Falle für ihre Tugend wittert, dem Gespött preisgeben und im Geheimen die Beleidigung rächen? Die Empfindlichkeit der hohen Herren ist groß; sie sind nicht daran gewöhnt, Widerspruch zu hören, und Sie dürfen nicht vergessen, mein Fräulein, daß in diesem Falle der Secretär von der Sachlage Kenntniß hat, der Prinz also fürchten muß, wenn er plaudert, selbst blosgestellt zu werden."

„Und Sie rathen deshalb?" — fiel ihm Antonie erregt in's Wort, indem sie ihn mit einem schnellen Blicke aus ihren großen Augen maß.

„Mein Rath wird Ihnen mißfallen," erwiederte er mit Zurückhaltung, „und doch ist er meiner tiefsten Ueberzeugung nach der beste, den ein Ihnen aufrichtig ergebener Freund zur Erwägung stellen kann. Ich würde ihn zurückhalten, wenn ich nur an mich dächte und nicht tief bekümmert wäre, daß Sie sich Ihre Stellung untergraben. Fragen wir uns doch einmal, welche Folgen denn nun zu gewärtigen wären, wenn Sie sich den Anschein gäben, das kostbare Geschenk gerade in dem Sinne anzunehmen, in dem es in diesem gnädigsten Handschreiben überreicht wird —"

„Herr Baron —!“ zuckte es von Antoniens bleichen Lippen.

„Gerade in dem unschuldigen Sinne,“ fuhr er beschwichtigend fort. „Sie danken ihm mit der Versicherung, daß es Ihr eifriges Bemühen sein werde, Ihre Kunstleistungen zu steigern, um auch ferner den gewiegten Kenner zufrieden zu stellen. Und damit ist's abgethan. Wer kann Sie nöthigen, den Schmuck zu tragen? Und wenn der Prinz wirklich so blind sein sollte, nach einer so kühlen Abfertigung Erfolge für möglich zu halten, so wird es Ihnen nicht schwer fallen, ihn durch Ihr Benehmen stets in angemessene Entfernung zu bannen, ohne daß Sie die Rücksichten außer Acht lassen dürfen, die Sie seiner hohen Geburt schuldig sind. Ich müßte ihn wenig kennen, wenn ich daran zweifelte, daß es ihm sehr bald werde langweilig werden, Bemühungen fortzusetzen, deren Aussichtslosigkeit auf der Hand liegt.“

Logendorf hatte absichtlich seiner Rede einen fast scherzhaften Ausdruck gegeben, um anzudeuten, wie leicht sich der Vorfall nehmen ließe, wenn man ihn nur richtig zu behandeln wisse. Aber Antonie folgte dieser Lockung nicht. Keine Muskel ihres ernsten Gesichtes bewegte sich, und ihr Blick verlor nichts von seiner frühern Strenge. „Ich danke Ihnen für Ihren, ich will's gern glauben, gutgemeinten Rath,“ sagte sie kalt; „es ist der Rath eines Mannes, der mit der Welt zu rechnen weiß, wie sie nun einmal ist — eines Diplomaten. Daß Sie ihn für mich passend halten, das — thut mir aufrichtig leid. Es widerstrebt mir, mich auf eine Widerlegung Ihrer Gründe

einzulassen, deren praktische Bedeutung ich überdies nicht verkennen kann. Wenn sie aber auch unwiderleglich wären — ich könnte nicht danach handeln; mein Gefühl ist dagegen, und — wie Sie auch über diese Schwäche lächeln mögen — ich glaube meinem Gefühl mehr als meinem Verstande. Ich werde dem Prinzen schreiben."

„Nur heute nicht, Antonie —" bat er, „heute nicht, in dieser Aufgeregtheit —"

„Heute!" sagte sie sehr bestimmt. „Ich bin jetzt ganz ruhig, verlassen Sie sich darauf, Herr Baron."

„So geben Sie wenigstens das Schreiben mir zur Durchsicht, mein Fräulein. Ich bin geübt in der Kunst, Pillen zu bereiten, die ohne bittern Geschmack über die Zunge gleiten."

Sie bedachte sich einen Augenblick. „Es ist besser, der Prinz glaubt daran, daß ich selbst die Schreiberin bin," sagte sie dann ablehnend.

Er merkte, daß sie allein sein wollte und griff seufzend nach seinem Hute. Sie nickte zum Abschiede mit gezwungenem Lächeln.

„Sehe ich Sie auf der Soiree der Fürstin Lupignani?" fragte sie conventionell freundlich, als er schon auf der Schwelle stand. Eine Violine, die im Zimmer über ihr gestimmt wurde, schien ihre Gedanken darauf hingelenkt zu haben.

„Wenn ich Sie dort antreffe —" versicherte er, überrascht von dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs.

Sie nickte wieder. „Man hat mich eingeladen, um

etwas vorzutragen," sagte sie mit leisem Spott; „es steht freilich nicht auf der Karte." Sie schien das Bedürfniß zu haben, durch eine Unterhaltung gewöhnlichster Art den Eindruck der früheren so ernsten Unterredung zu verwischen. Der Freiherr war unschlüssig, ob er noch einmal zurückkehren solle. „Wer spielt da oben?" fragte sie, als eben die Violine einige kräftige Passagen hören ließ.

„Ein Herr, der gestern zwei Zimmer bei mir gemiethet hat," antwortete die Hagemann, „ein früherer Kapellmeister, der hier —"

„Es ist gut," bedeutete sie Antonie, „seine Lebensgeschichte wird uns schwerlich interessiren. Lassen Sie in der nächsten Stunde Niemand zu mir."

Das war zugleich ein Wink für Logendorf, den er verstand. Er empfahl sich, von Frau Hagemann bis zur Treppe begleitet. „Ich habe sie so noch nie gesehen," konnte sich dieselbe nicht versagen zu bemerken. Der Freiherr antwortete darauf nicht.

Antonie setzte sich an den Tisch zum Schreiben. Lange hielt sie die Feder in der Hand und schaute gedankenvoll auf das weiße Blatt. Dann schrieb sie langsam und bedächtig, jeden Buchstaben sorgfältig ausziehend, als ob sie eine Abschrift machte:

Euer Hoheit

haben mir Ihr gnädiges Wohlwollen in einem höchsteigenhändigen Schreiben zu erkennen gegeben, dessen Lob-

spenden mich übermüthig machen könnten, wenn Sie nicht andererseits selbst Sorge getragen hätten, durch eine Spende anderer Art zugleich wieder meinen Stolz tief zu demüthigen. Ew. Hoheit scheinen, indem Sie Ihren so warm-beredten Worten kalte Steine von gewiß hohem Werthe, gleichsam zur Bekräftigung Ihrer Anerkennung meiner schwachen Verdienste um die Hebung des Schauspiels, beizufügen für nöthig hielten, mich mit dem Maße derer gemessen zu haben, denen die erfolgreiche Uebung der Kunst und der Beifall der Kenner nicht der einzige würdige Lohn ihrer Thätigkeit ist, sondern die Aufmunterungen materieller Art bedürfen, um nicht in ihrem Streben zu erlahmen, oder Sie haben hinter der so hoch geehrten Künstlerin das eitle Mädchen nicht vergessen zu dürfen geglaubt, das am Funkeln der Juwelen seine kindische Freude hat und darüber vergißt, daß, wer an irdischen Schätzen sein Herz weiden kann, nie hier auf Erden den Himmel schauen wird. Wie soll ich nun Ew. Hoheit meinen pflichtschuldigen Dank sagen, ohne zu erröthen? Wie soll ich Ew. Hoheit bezeugen, daß mich Höheres beseelt, daß ich mir das Glück, Sie künstlerisch zu befriedigen, nur dann vollkommen zu denken vermag, wenn ich mich zugleich im Besitz Ihrer Achtung sicher weiß? O! gestatten Ew. Hoheit, daß ich den Versuch mache, mir diese Achtung, wie ich sie verstehe, zu gewinnen, indem ich mir die Erlaubniß erbitte, die Steine wieder in Ihre gütige Hand zurückzulegen und nur die huldreichen Zeilen als ein theures Andenken behalten zu dürfen! Ihrer

Großherzigkeit darf ich vertrauen, nicht mißverstanden zu werden, wenn ich mich so in die glückliche Lage versetze, aus freiestem Herzen für die mir erwiesene Huld danken zu können als Ew. Hoheit

gehorsamste und treu ergebenste
Antonie Schiller, Hofschauspielerin.

Die Schreiberin athmete hoch auf, als sie zierlich den Punkt hinter ihren Titel gesetzt hatte.

Achtes Capitel.

Vater und Tochter.

Der Violinspieler oben war kein anderer als Ewald Lauter, der Musikus.

Er war nicht erst am Tage zuvor nach der Residenz gekommen, sondern hielt sich schon seit Wochen daselbst auf; aber gestern erst hatte er für sich und Robert bei Frau Hagemann Quartier genommen. Seine Abreise war, nachdem er den jungen am Leben verzweifelnden Menschen auf der Steintreppe zum Flusse beim Kragen gefaßt und mit sich fortgezogen hatte, so übereilt gewesen, daß er hier erst daran denken konnte, sich und seinen Begleiter für ihre neue Lebensweise in Stand zu setzen. Robert war wie betäubt erschienen und hatte fast die ganze Reise über im tiefen Schlaf gelegen; die Aufregungen der vorigen Tage und Nächte wirkten so erschlaffend nach. Dann aber schien das lebhafte Treiben der Residenz, die zugleich eine sehr namhafte Handels- und Fabrikstadt war, auch seine Lebensgeister mächtig zu wecken und seine Aufmerksamkeit zu spannen.

Der erste Gang des Musikus war nach einem Kleiderladen, wo er sich und Robert von Kopf bis zu den Füßen neu equipirte. „Wenn man ein anderer Mensch werden will,“ sagte er zu seinem Begleiter, dem es Vergnügen machte, von seinem veränderten Aussehen im Spiegel Notiz zu nehmen, „muß man auch alle Aeußerlichkeiten fortschaffen, die an das frühere traurige Dasein erinnern. Wird die ganze Umgebung eine andere, so muß doch vor Allem das Nächste am Leibe danach umgewandelt werden! Ich habe schon niemals begreifen können, wie Jemand mit rechter Lust eine Vergnügungsreise antreten kann, ohne am Tage der Abfahrt, oder noch besser, auf der ersten Station das Kleid zu wechseln.“ Er selbst wählte für sich einen grauen Anzug; die Farbe schien ihm lieb zu sein. Nun erst zeigte sich die Figur in ihrer ganzen stattlichen Höhe. Statt seines Radkragens nahm er einen langen faltigen Mantel, wie er allerdings nicht mehr modern war, aber bei richtiger Behandlung gut kleidete. Der Künstler, der die spießbürgerliche Prosa des Lebens gern umgeht, documentirte sich auch darin.

Am ersten und zweiten Tage führte er Robert in der Stadt umher und zeigte ihm alle Herrlichkeiten derselben. Es war recht sichtlich in dem ganzen Benehmen des jungen Mannes, wie er sich freier und freier fühlte, indem seine Gedanken mehr und mehr von der Heimath und allem, was er dort verlassen hatte, abkamen und sich den neuen Objecten zuwandten, die seine Sinne fesselten. Dann hieß es aber: „nun an die Arbeit!“ Er besuchte

mit ihm mehrere große Fabriken, namentlich Werkstätten der Eisenindustrie, und ließ ihn anstaunen, was die gemeinsame und geordnete Thätigkeit der Menschen in Verbindung mit den kunstreichsten Maschinen Großes hervorbringen könne. Er sprach auch mit den Vorständen und fand bald einen der ersten und geachtetsten Fabrikherrn bereit, auf seine Wünsche in Betreff Roberts einzugehen. Ohne daß derselbe zugegen war, sagte er dem würdigen Manne, der selbst vom einfachen Schlosser angefangen hatte, daß Robert, wovon dieser aber jetzt noch nichts wissen dürfe, Aussicht habe, künftig einmal selbst eine große Fabrik zu übernehmen oder in Gang zu bringen, und bat ihn, darnach seine Ausbildung so einzurichten, daß er eine hinlängliche Uebersicht über den ganzen technischen Betrieb, aber auch in die Hauptzweige nähere Einsicht erhalte, um selbst einmal seine Arbeiter controliren zu können. Ein bestimmter, auskömmlicher Arbeitslohn sollte regelmäßig an Robert gezahlt werden, aber er versprach, denselben mit Rücksicht auf die größere Mühe der Ausbildung und den daraus für Andere entstehenden Zeitverlust unter der Hand zu erstatten, und machte sofort einen namhaften Vorschuß. Der neue Arbeiter war dadurch gut eingeführt.

Als der Musikus einige Tage später Erkundigungen über seinen Zögling einzog, erfuhr er zu seiner Freude, daß derselbe sich bereits als ein äußerst geschickter Arbeiter bewährt habe, dem es leider nur zu sehr an den allgemeinen Vorkenntnissen der Mechanik fehle, um mit

vollem Nutzen für den angedeuteten Zweck beschäftigt werden zu können. Das fühlte Robert auch selbst.

„Das ist ein großes Wesen," sagte er, als er eines Abends aus der Fabrik zurückkehrte, „dem Sie mich zugeführt haben. Wenn man's so oberflächlich betrachtet, scheint's in lauter Einzelheiten auseinander zu fallen, und wenn man von Arbeitstisch zu Arbeitstisch geht, sieht jedes Stück recht einfach aus und man meint's machen zu können, so gut als ein Anderer, wenn nur ein wenig Uebung dazu kommt. Es ist auch wirklich so. Ich hab's hier und dort am Schwierigsten versucht, und es ist mir leicht geworden. Wenn man nun aber fragt, warum der Theil gerade so und so gestaltet ist, oder zusieht, wie die Stücke zusammengesetzt werden, um in ihrer Verbindung doch erst wieder den Theil eines größeren Ganzen zu geben, oder aufmerksam gemacht wird, wie dieses Ganze zu Stande kommt und nun in allen seinen Theilen von einem Punkte aus bewegt wird, so schwirbelt's Einem im Kopf und man steht so dumm davor, als hätte man nie ein Stück Eisen in der Hand gehabt. Und das ist noch nicht einmal das Drückendste! Ich glaube, es ließe sich auch das lernen, die Stücke gegen einander gehörig abzupassen und zu combiniren, wenn man die Zeichnung vor sich hat und die Maße kennt. Aber wer die Zeichnung gemacht und die Maße gefunden hat, der muß ein ganzer Mann gewesen sein! Wenn man Einem sagen kann: das und das soll da und da in Bewegung gesetzt werden, und er kann's ausrechnen und auf Papier schreiben, so daß in

seinem Kopf das Ganze fertig steht, ehe noch irgend ein Arbeiter ein Stück Eisen glühend gemacht oder seinen Hammer geschwungen hat — das ist etwas! Ich meine, man kann sein Leben lang an den Werktischen arbeiten und kommt nicht dahinter, was man eigentlich thut. Die Leute fragen auch nicht viel darnach und selbst die Werkmeister wissen wenig Auskunft zu geben. Es muß nun gerade so sein, sagen sie, damit es paßt. Das weiß ich auch; aber warum es so sein muß, darauf kommt es mir an."

„Das kannst Du freilich in der Fabrik selbst kaum lernen," bestätigte Ewald Lauter freundlich, „aber zu lernen ist's, wenn schon an anderer Stelle, und nicht mit der Hand, sondern mit dem Kopf. Willst Du's versuchen? Mathematik und Mechanik heißen die Wissenschaften, die dazu führen, und sie sind schwierig genug. Unter allen Umständen lehren sie: einsehen und bekannte Gesetze zur Anwendung bringen, und das wäre so viel, als Dir jetzt das höchste Erreichbare scheint. Aber es giebt noch etwas drüber hinaus, und ich bezeichne es Dir, damit Du vollen Respekt vor der Arbeit bekommst, der Du Dich widmest. Du kannst ein perfekter Rechenmeister sein und alle Gesetze der Mechanik durch und durch verstehen und ein tüchtiger Techniker dazu, wie ihn eine große Fabrik als obersten Leiter verlangt, und Du kannst doch nur nachbilden, was Andere vorgebildet haben. Selbst etwas zu schaffen, was vorhin noch nicht war, dazu gehört ein erfinderischer Geist, den Niemand anlernen kann.

Eine Idee haben, die fruchtbar wird für die ganze Menschheit und sie auf dem Wege der Vervollkommnung einen Schritt weiter schiebt, das ist ein Geschenk des Himmels. So lange Feuer gegen Wasser gewirkt hat, gab es Dampf, und hundert Millionen und aber Millionen Menschen sahen ihn aufsteigen, und es waren die klügsten und kenntnißreichsten Leute darunter; der Eine aber, der einsah, daß der Dampf eine Kraft sei, durch die Bewegung herzustellen sei, der hatte den Stein der Weisen gefunden, und die Ersten, die den Dampfkessel in ein Boot stellten oder ihn auf Eisenschienen setzten, oder ihn in Verbindung mit Hammer und Säge brachten, waren seine Jünger bei der Reformation der Arbeit durch die Hilfeleistung der Maschine. Das ist ein großes Beispiel; für die kleinste Erfindung gilt aber dasselbe: der Geist muß über den Menschen kommen, wie beim Pfingstwunder, damit er versteht, was vorher unverstanden war. Blicke in die Zukunft — stelle Dir ein Wünschenswerthes, noch nicht Erreichtes vor, etwa daß der Mensch durch die Luft segeln und Lasten tragen könnte, wie jetzt über das Meer. Wir sehen, wie's der Vogel macht und können es ihm doch nicht nachthun, weil unsere Kraft nicht zureicht und die Maschine, die sie verstärkt, zu schwer ist für das leichtflüssige Element; wir lassen einen Ballon aufsteigen, gefüllt mit leichten Gasen, aber der Wind treibt ihn, wohin er will, und Segel und Ruder erweisen sich unkräftig, ihn zu lenken nach des Menschen Willen. Wie Viele haben nicht schon den Verstand verloren über ihren Grübeleien, wie ein Luftschiff zu bauen

sei, und sie büßen ihre Unwissenheit im Narrenhause. Es läßt sich vielleicht sogar mit Zahlen und Buchstaben beweisen, daß eine solche Erfindung unmöglich sei, wie man bewiesen hat, daß sich niemals ein Schiff oder ein Wagen mit Dampf würde fortbewegen lassen — und doch ist es mir gewiß, daß einmal ein Begnadeter eine Idee haben wird, von der sich jetzt noch kein Professor der Mechanik etwas träumen läßt, und daß wir durch diese Idee die Herrschaft über die Luft erringen werden, wie wir sie schon heute über Erde und Wasser haben. Das ist so eine Fernsicht, an der unsere Phantasie sich müde schauen kann, ohne den Horizont zu erreichen."

Robert horchte mit halboffenem Munde; er hatte über etwas der Art bisher noch nicht nachgedacht, fand sich nun aber kräftig angeregt, die gegebene Spur selbstthätig zu verfolgen.

Von der früheren Ueberhebung im Gefühl seiner Geschicklichkeit in mechanischen Fertigkeiten war nichts mehr zu merken. Mit sichtlicher Freude nahm er den Vorschlag des Musikus auf, sich trotz seines vorgeschrittenen Alters von einem tüchtigen Lehrer in den Schulwissenschaften unterrichten zu lassen, so weit sie ihm in seinem Fache förderlich sein könnten. Ein beim Gewerbeinstitut angestellter Professor, der in dem Ruf einer ganz besonderen Befähigung für den Unterricht schon erwachsener Leute von geringer Schulbildung stand, wurde gewonnen; der Fabrikherr ließ gern einige Stunden im Tage zu einem so löblichen Zwecke frei, und Robert gab sich dem unge-

wohnten Studium mit einem Eifer hin, der sich nur aus seiner ehrgeizigen Natur heraus erklären konnte. Einmal erweckt, strebte sein Bildungstrieb über die engen Grenzen hinaus, in denen der Handwerker ein Genüge findet.

Ewald Lauter hatte inzwischen vollauf Zeit, seinen eigenen Zwecken vorzuarbeiten. Er war nach der Residenz gegangen, um hier die gewünschte Verbindung mit Antonie anzuknüpfen. Er hatte nicht versäumt das Theater zu besuchen, als sie in ihrer Vaterstadt zum ersten Mal auftrat, und ihr Spiel hatte den tiefsten Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Wie erregt er war, bewies der Brief, den er am Tage darauf in ihre Hände gelangen ließ. Er nannte sich nicht, weil er fühlte, daß er unwürdig sei, sich als ihren Vater zu bekennen, und daß er auf ein herzliches Entgegenkommen nicht hoffen dürfe. Schon damals wurde es ihm gewiß, daß er Antoniens Vertrauen und Zuneigung im Voraus gewinnen müsse, wenn die Enthüllung des wahren Verhältnisses, in dem sie zu einander durch Elise Taubner standen, nicht abstoßend auf sie wirken und die Versöhnung erschweren sollte. Fast bereute er nun, ihr geschrieben und sie in Unruhe versetzt zu haben. Er machte für's erste keine weiteren Versuche, sich ihr zu nähern, sondern beobachtete sie nur mit immer wachsendem Interesse aus der Ferne und erfreute sich in der Stille seines Herzens der Erfolge, die ihr künstlerisches Auftreten belohnten. In ihm selbst erwachte wieder der Künstler, und seine musikalischen Vorträge bei Bullenrieser erregten mitunter selbst die Bewunderung der

Kenner, die neugierig das Local betraten, um beim Nachhausegehen einzuräumen, daß sich hier eine geniale Kraft in leider niedrigem Wirkungskreise aufzureiben drohe.

Ewald Lauter war, wie schwere Täuschungen er auch zu überwinden gehabt hatte, im Grunde seiner Seele der Idealist geblieben, den schon seine ersten Schritte in's Leben kennzeichneten. Es war ihm nicht gegeben, die Dinge so nackt und kahl zu nehmen, wie sie sich dem rechnenden Verstande darstellten; sie bedeuteten ihm nur etwas, sofern sie sich in eine höhere Ordnung bringen ließen, deren Harmonie unbewußt in ihm anklang. Selbst seine Verirrungen wuchsen aus der Sehnsucht heraus, über das Ungenügende des wirklichen Daseins hinwegzukommen und hinwegzuhelfen. Nur daß seine Vorstellungen nicht mehr so phantastisch, seine Pläne nicht mehr so extravagant waren, daß er jetzt nähere und erreichbare Ziele in's Auge faßte, so weitaussehend sie auch noch immer dem kleinlichen Geiste hätten erscheinen müssen, der nur in seine Speculationen hineinzieht, was mit Händen greifbar ist. Der Schatz, den er aufbewahrte, war ihm nicht der beneidenswerthe Besitz eines reichen Mannes, der ihm dazu helfen kann, sich das Leben angenehm zu machen und vermöge der dem Gelde innewohnenden Anziehungskraft neue Schätze zusammenzubringen. Kaum daß vorübergehend einen Augenblick ein Gefühl derartiger Befriedigung seine Neigungen in's Schwanken brachte. Aber auch dabei blieb er nicht stehen, daß er sich die Freude vergegenwärtigte, Antonie durch Reichthum zu beglücken, oder Brown und

seine Kinder in die Lage zu bringen, nun auch ihren Antheil würdig nützen zu können; Antonie, Brown, Angelika, Robert waren ihm nur die unumgänglichen Mittelspersonen, durch die gewisse Ideen, mit denen er sich unablässig beschäftigte und deren Klärung ihm nicht geringe Mühe verursachte, sollten in's Leben eingeführt werden können. Hinter Antonie stand die Kunst, hinter Brown und Robert die Industrie und sociale Bewegung auf dem Felde der Arbeit; Kunst und Industrie — das waren die Großmächte, in deren Dienst thätig zu sein ihn locken konnte.

Auch hier in der Hauptstadt suchte er eine persönliche Begegnung mit Antonie nicht sofort. Er sah sie im Theater und nahm auch Robert dorthin mit, um ihn an edlere Vergnügungen zu gewöhnen und eine Bekanntschaft aus der Ferne einzuleiten. Es war eine ganz neue Welt, die sich dem jungen Maschinenbauer erschloß und zu der er nicht sogleich ein Verhältniß finden konnte; aber es imponirte ihm, was er sah und hörte, und machte ihn nachdenklich. Je höher die Erscheinungen um ihn herum wuchsen, desto zaghafter wurde er in dem Urtheil über sich selbst, desto eifriger bethätigte sich aber auch sein Trieb zu lernen, um aus sich etwas zu machen. Wie oft am Tage strich der Musikus durch die Straße, in der Antonie wohnte, und sah zu ihren Fenstern hinauf! Er wußte bald genau, wer sie zu besuchen pflegte, und informirte sich eingehend über die Persönlichkeit ihrer Freunde und Verehrer. Logendorf, der am häufigsten aus- und

einging, hatte keine Ahnung davon, daß er unter Controlle eines geheimen Aufsehers stehe. Dann, als nach einiger Zeit ein Logis bei Frau Hagemann frei wurde, ließ Ewald sich die Gelegenheit nicht entgehen, sich als Abmiether zu melden. Er konnte darauf rechnen, leichter mit Antonie eine Verbindung anzuknüpfen, wenn er in demselben Hause mit ihr wohnte.

Die Violine machte Antonie zuerst aufmerksam. Wenn auch gedämpft, drang doch der Ton durch die Decke in ihr Zimmer und sagte ihr, daß oben ein Kunstgenosse Quartier genommen habe. Sie war musikverständig genug, um sich schon nach den ersten Proben überzeugen zu können, daß es sich nicht um gewöhnliche Leistungen handele, und wie alles Bedeutende, man möchte sagen instinctiv sie anzog und fesselte, so wußte sie sich bald in einem gewissen Verhältniß zu dem unbekannten Musikus, ohne freilich die Neugierde zu empfinden, sich über seine Person näher zu unterrichten. Sie hatte auch nicht nöthig, Erkundigungen über ihn einzuziehen; Frau Hagemann und Amande plauderten gern aus, was sie wußten, und ließen sich den neuen Unterhaltungsstoff nicht entgehen. Daß der Musikus ein etwas wunderlicher Mensch sei, von dem man schwer sagen könne, ob er etwas Anziehendes oder Abstoßendes habe, daß er sich oft sanft wie ein Kind und dann wieder, scheinbar ohne äußere Veranlassung, rauh und eckig benehme, daß man manchmal bei der größten Aufmerksamkeit gar nicht verstehe, was er eigentlich sagen wolle, daß er merkwürdig große

Augen habe und aus denselben manchmal fast unheimlich um sich schaue, daß er sich ganz in Grau kleide und manches Andere erfuhr Antonie von der redseligen Wirthin. Amande fügte hinzu, daß er nicht allein wohne, sondern einen jungen Menschen bei sich habe, der aber den ganzen Tag über in Arbeit sei und wenig von sich sehen lasse. Er sei in seinem Aeußeren gar nicht übel, habe aber wenig Lebensart, denn er grüße kaum linkisch, wenn sie ihm einen freundlichen guten Tag biete, wie sie sich dazu „als der Wirthin Töchterlein" für verpflichtet halte. Dazu sei er aber nicht zu schüchtern, sich auf der Treppe noch dreimal nach ihr umzusehen, ehe er das Haus verlasse, als ob sie nur seinetwegen an der Glasthür stehe, und nicht vielmehr die Zeitungsfrau erwarte. „Was giebt es doch für sonderbare Menschen auf der Welt!" rief sie lachend.

Es konnte nicht überraschen, als der Musikus um die Erlaubniß bat, sich der Hofschauspielerin vorstellen zu dürfen; man war an dergleichen Visiten von Künstlern aller Art gewöhnt und hätte es vielleicht sogar unartig gefunden, wenn der Hausgenosse von Antonie keine Notiz genommen hätte. Was mehr auffiel: er erschien in seinem grauen Rocke und mit der Violine unter dem Arm. Auch sein Benehmen unmittelbar nach seinem Eintritt in den kleinen Salon rechtfertigte durchaus das Prädicat „wunderlich", das Madame Hagemann ihm gegeben hatte. Denn es schien ihn, als Antonie ihm freundlich entgegenkam und ihn nöthigte, Platz zu nehmen, ein Gefühl von

Zaghaftigkeit so zu überkommen, daß man die Hand, welche den Hut hielt, zittern sah; er versuchte zu sprechen, aber die Stimme drohte zu ersticken; dabei blitzte das große Auge, das sich unverwandt auf die Schauspielerin richtete, mit jener Lebhaftigkeit, welche tiefe Gemüthsaufregung zu verrathen pflegt. Antonie trat erschreckt zurück und wechselte mit Madame Hagemann einen Blick, der sagen konnte: unbegreiflich!

Es war das erste Mal, daß Ewald Lauter Antonie so nahe gegenüberstand, daß ihr Auge ihn erfaßte, daß ihre melodische Stimme ihn ansprach. Sie ist Dein Kind! durchschauerte es ihn, daß alle seine Nerven zuckten. Und sie ahnt nicht, wer vor sie tritt, und Du darfst nicht aussprechen, was Dich bewegt. Er hatte sich mehr Festigkeit, mehr Geistesgegenwart zugetraut — war er doch seit Tagen innerlich auf diese Begegnung vorbereitet —! und nun fühlte er sich ganz schwach und ohnmächtig zur Verstellung. Einen Moment war es ihm, als ob er in die Kniee sinken und rufen müßte: ich bin Dein Vater — nimm mich an! Aber der Gedanke, daß er ihr ein Fremder sei, und die mitleidige Rücksicht, sie nicht durch ein Geständniß zu erschrecken, auf das sie so wenig gefaßt sein konnte, hielt ihn zurück. Sei kein weichmüthiger Knabe! rief er sich zu, greife der Zeit nicht vor — bringe zum guten Ende, was Du wohl erwogen hast! — Sein Blick wurde ruhiger und senkte sich zur Erde. Er war wieder Herr seiner selbst.

„Ich mochte mich Ihnen nicht vorstellen, mein Fräu-

lein," löste er die peinliche Situation, indem er mit leiser Stimme seine Anrede begann, „ohne mein Instrument mitzubringen, das mich erst zu einem Menschen macht, der vielleicht auf Ihre Beachtung Anspruch hat. Ich bin ein Musikus — weit in der Welt herumgestreift, und endlich hierher verschlagen, wo ich gern ein festes Unterkommen für meine letzte Lebenszeit finden möchte. Ich gestehe, daß ich mich der Hoffnung hingegeben habe, in Ihnen, mein Fräulein, eine Fürsprecherin gewinnen zu können, und ich wollte deshalb um die Erlaubniß bitten, Ihnen etwas vorspielen zu dürfen, damit Sie prüfen, ob ich Ihrer Empfehlung würdig bin."

„Es wird keiner Probe Ihrer Kunst bedürfen, mein Herr," entgegnete Antonie, die nun das eigenthümlich zaghafte Wesen des Fremden auf die Schüchternheit des Supplicanten glaubte zurückführen zu können; „ich bin bei den Concerten, die Sie Ihren vier Wänden gaben, unsichtbar Ihre aufmerksame Zuhörerin gewesen und habe bewundert, welche Fülle von Tönen das kleine Instrument auszuströmen mächtig ist, wenn eine Künstlerhand die Saiten bewegt. Es ist mir eine Freude, den Spieler selbst kennen zu lernen, wenn ich auch —"

„O! mein Fräulein!" unterbrach sie der Musikus glückstrahlend; „Ihre Anerkennung thut mir sehr wohl. Ich würde nur bedauern, wenn meine musikalischen Selbstgespräche Sie in Ihren Studien stören sollten. Es wird nur einer Andeutung bedürfen, in welchen Stunden des

Tages Sie Ihre Rollen zu üben pflegen, um mich für diese Zeit stumm zu machen."

„So anspruchsvoll bin ich nicht, mein Herr," versicherte die Schauspielerin. „Wenn man nicht sein Haus für sich haben kann, was allerdings eine gar schöne Sache sein mag, so ist der Grundsatz: Leben und leben lassen! wohl angebracht. Es mag wohl auch durch die Decke hinauftönen, wenn ich zur Stärkung meines Organs declamatorische Uebungen mache, als ob ich hundert Schritte weit verstanden werden müßte, und ich kann Ihnen nicht versprechen, dieselben Rücksichten auf Ihre musikalischen Stimmungen zu nehmen, die Sie mir so großmüthig bieten. Ich meine aber auch, wenn man recht in sich vertieft ist, ist man immer und überall mit sich ganz allein. Mir wenigstens geht es so. Hat mich etwas Geistiges erfaßt, so sehe und höre ich nichts, was um mich vorgehen mag, und ich könnte dann eben so gut auf dem Markte als in meiner einsamen Stube nur für mich sein."

„Das ist eine beneidenswerthe Fähigkeit," entgegnete der Musikus, „wenn man die Verbindung mit der Außenwelt willkürlich aufheben und sich isoliren kann. Auch mir sind solche Zustände nicht ganz fremd, bei denen sich die Sinne gleichsam nach innen wenden und nur Weisungen von der schaffenden Phantasie annehmen; aber sie treten doch nur in den höchsten Momenten geistigen Lebens ein, wie sie sich selten entwickeln und auch bei den begabtesten Menschen nur selten entwickeln dürfen, wenn nicht der körperliche Organismus gestört werden soll. Es em-

pfiehlt sich sicher, alles Zerstreuende möglichst zu entfernen, um die Anstrengung, die eine solche Concentration der Sinnesthätigkeit unzweifelhaft erfordert, nicht übermäßig zu vergrößern. Gestatten Sie mir also immerhin, das Meinige dazu beizutragen, damit Ihnen Ihre Aufgabe erleichtert werde."

Der Musikus erschien Antonie gegenüber wie verwandelt. Von dem sonstigen hastig zufahrenden Wesen und der Schroffheit seiner Ausdrucksweise war keine Spur geblieben; er war sanft und mild wie ein Kind. Antonie interessirte das Gespräch und sie setzte es gern fort. „Es handelt sich kaum um ein willkürliches Abstrahiren von den Außendingen," sagte sie, „so wenig man willkürlich im Schlafe seine Sinne hindert, von außen etwas aufzunehmen und der Seele zuzuführen. Es liegt in der Natur des Schlafes, daß er das Bewußtsein aufhebt, und so mögen auch wohl ganz von selbst gewisse Nerven außer Dienst treten, wenn andere angespannt werden. Ich kann nicht sagen: jetzt will ich nicht sehen, nicht hören; aber indem ich von irgend etwas Gedachtem eine vollkommene Anschauung gewinne, sehe und höre ich eben nicht mehr, was außer derselben steht."

„Ganz recht!" bestätigte er. „Nur daß der Schlaf den Zustand geistiger Ruhe, jene Isolirung aber, von der wir sprechen, einen Zustand höchsten geistigen Wachseins bezeichnet, die Wirkung also eine sehr verschiedene sein muß. Wie wenig Menschen vermögen überhaupt eine solche vollkommene innere Anschauung von etwas rein Geistigem zu gewinnen?"

Er setzte die Violine unter das Kinn und tippte leise auf die Saiten, um die Stimmung zu prüfen. „Ich habe lange nicht classische Musik geübt,“ fuhr er fort, „ich fürchtete sie vor dem Publikum, das mir zu Gebote stand, zu entweihen. Aber Sie brechen den Bann, mein Fräulein! Es gehört dem schaffenden Geiste eines großen Musikers an, was ich Ihnen jetzt vorführen will.“

Antonie überzeugte sich, daß es das beste sei, ihn gewähren zu lassen. Hätte sie nicht fürchten müssen, eine Verpflichtung zu übernehmen, die ihr Sorge machte, sie würde mit noch größerem Vergnügen der Musik gelauscht haben, die nun so volltönend dem kleinen Instrument entquoll und schon nach den ersten Strichen durch ihre grandiose Einfachheit jedes künstlerisch gestimmte Gemüth erheben mußte. Bald hatte sie auch Alles um sich her vergessen und lebte nur in den Tönen. Der Musikus konnte mit dem Beifall zufrieden sein, den sie ihm nach Beendigung seines Spiels in aufrichtiger Bewunderung zollte.

„Bei Ihrem Vortrag“, sagte sie, „ist es mir recht klar geworden, daß es musikalische Gedanken giebt, die mit sonstigen Gedanken wenig gemein haben und nicht mit dem Verstande, sondern nur mit dem allgemeinen Empfinden begriffen werden können. Ich meine nicht das, was der Musikus von Fach so nennen mag, nämlich eine eigenartige Reihe von Tönen, die das Thema für das Musikstück hergiebt, sondern den Stimmungsgehalt dieser Tonweise und ihrer Variationen und Modulirungen, so daß also der Hörer von ganz bestimmten Gefühlen über-

wältigt wird, die sich doch nicht mit Worten aussprechen lassen, und eine Folge sich entwickelnder Empfindungen durchmacht, ohne doch für sie gleichsam eine Geschichte zu haben. Wollte man den Versuch wagen, den Eindruck im Vortrag wiederzugeben, vielleicht würden nicht zwei Hörer unabhängig von einander sich in derselben Weise aussprechen, nur die allgemeinen Gegensätze von Ruhe und Bewegung, Lust und Leid, Sehnsucht und Befriedigung müßten sich überall wiederfinden. Soll ich nun bei der eben gehörten Musik eine mit Worten darstellbare Vorstellung machen, so wäre es etwa die folgende: eine zum Tode betrübte Seele, die ihren Schmerz immer tiefer und tiefer in sich hineingrübelt, wird plötzlich aus ihrer Vereinsamung durch einen Lockruf der fröhlichen Welt geweckt; es beginnt ein Ringen zwischen der Schwermuth, die Anfangs noch Bedürfniß ist, und dem Frohsinn, der die Sorgen und Kümmernisse zu verscheuchen trachtet; der Gewinn ist eine freiere Stimmung, die das Gemüth von allem Beengenden und Beklemmenden erlöst und über das irdische Leid hinaushebt zu jener heiteren Resignation, welche die Rückkehr zur Freude des Daseins vorbereitet."

„Ihre Empfindung trifft mit der meinigen genau zusammen," erwiderte Ewald froh bewegt, „wenngleich ich nicht im Stande gewesen wäre, sie so fest zu formuliren. Wie sich nun hier für eine musikalische Form ein poetischer Gedanke findet, wenn man auf die Grundstimmung zurückgeht, so läßt sich auch umgekehrt aus einer dichterischen Vorstellung ein musikalischer Gedanke gestal-

ten, wobei es dann auf die Kunst des Musikers ankommt, eine ähnliche Empfindung hervorzurufen. Ich will versuchen, Ihnen eine Probe solcher Uebertragung zu geben, wenn Sie mich anhören mögen."

Antonie bat darum; der Musikus interessirte sie mehr und mehr.

„Mir ist nicht sogleich ein passendes Gedicht gegenwärtig," fuhr er nachdenklich fort, „aber was hindert uns, den Stoff zu einem solchen selbstthätig zu erfinden? Denken wir uns zum Beispiel ein elementares Verhältniß der menschlichen Gesellschaft: den Vater und sein Kind. Bald nach der Geburt des kleinen Wesens, die ihn mit unnennbarer Freude erfüllte, mag eine schmerzliche Trennung eingetreten sein, auf die erst nach langer Zeit ein Wiedersehen folgt; der Vater weiß, daß sein geliebtes Kind vor ihm steht und sein Herz zittert in Sehnsucht, sich zu eröffnen; aber das Kind kennt ihn nicht, ahnt nicht, wer es so fremd anspricht. Allmälig erst wird ihm der Ton vertraut und weckt verwandte Gefühle; es muß ein Freund sein, der so warm mit ihm empfindet, dem kein Geheimniß der jungen Seele verborgen bleibt. Wer bist Du, Mann, daß der Blick Deines Auges mein Innerstes erbeben macht, der Ton Deiner Stimme mich tief durchschauert? Was giebt Dir Gewalt über mich? Sprich! Da jubelt es auf in ihm, als ob die himmlischen Heerschaaren ein Loblied des Höchsten anstimmten; gefunden, ruft er, gefunden! Ich bin — Dein Vater."

Er war aufgesprungen und hatte die Arme ausgebreitet, und stand nun so vor Antonie, als erwartete er, daß sie sich an seine Brust werfen und ihm entgegenrufen sollte: Dein Kind! Aber sie betrachtete ihn scheu und rührte sich nicht; es war ihr wundersam zu Muthe, wie noch nie bei der ersten Begegnung mit einem Menschen — fast unheimlich, wie er so tief ergriffen schien von einer Einbildung seiner Phantasie. Aber empfand sie nicht eben so stark, daß Wahrheit und Dichtung in ihr eins wurde und alles Geträumte ein Wirkliches? Es war etwas Sympathisches in ihren Naturen, das auch in ihrer Seele zu sprechen anfing; sie verstand es noch nicht, aber sie neigte ihm ihr Ohr.

„Es ist nur eine Geschichte, die ich Ihnen zu spielen gedachte, mein Fräulein," sagte er zurücktretend mit gewaltsamer Beherrschung seiner Gefühle, „eine Geschichte, wie sie sich doch ereignen und einem Dichter Stoff zu einem Gedicht geben könnte, das ich wohl einmal von Ihnen gesprochen wünschte. Sie würden innerlich davon erregt sein, wie ich, auch wenn Sie keine persönliche Beziehung zum Inhalt hätten, denn Sie haben die Gabe, alles Leid und alle Lust mitzuempfinden, die ein Menschenherz bewegen können, und sich selbst darüber zu vergessen. Hören Sie nun, ob die Töne der Violine dazu stimmen!"

Er setzte wieder das Instrument an und ließ den Bogen über die Saiten gleiten. Das Lied, das er spielte, brauchte er nicht erst zu componiren; lange schon lebte es

in seiner Brust und jede Note war mit seinem Herzblut geschrieben. Nur daß der Ausdruck jetzt voller, mächtiger, leidenschaftlicher wurde, da er sich nun unmittelbar dem ersehnten Gegenstande selbst zuwandte. Der Schmerz der Trennung, die Trostlosigkeit des Umherirrens, das Glück des Wiedersehens, die geheime Ahnung der Zusammengehörigkeit, immer wachsend und wachsend bis zur Gewißheit einer erwiederten Neigung, das Alles sprach sich mit hinreißender Wärme aus; als dann aber die Töne das Bekenntniß verkünden sollten: ich bin Dein Vater! da überkam ihn das Gefühl so gewaltig, daß er das künstlerische Maß verlor und die Saite aufschreien lies unter dem krampfhaft zitternden Bogen, bis sie mit einem gellenden Laut platzte und sich um seine Hand ringelte.

Antonie fuhr erschreckt auf; ihre Augen standen in Thränen. Sie hatte, während er spielte, daran denken müssen, daß sie auch eine Waise sei, und daß ihr Vater vielleicht noch lebe und unbekannt sich ihr nähern könne, und daß sich dann Alles wiederhole, wie im Gedicht, das recht für sie gedichtet schien. „Muß Ihr Lied so enden?“ fragte sie bewegt und erschüttert zugleich.

„Es endet so für mich,“ antwortete der Musikus, indem er das Instrument und den Bogen senkte. „Schon was der Vater empfindet, drückt sich in Tönen nicht mehr aus — in des Kindes Herz zu schauen, nachdem ihm das Geheimniß enthüllt, habe ich noch nicht vermocht. Die Saite riß — vielleicht war das die Antwort.“

„Nein — nein!“ sagte sie beinahe heftig und stand

auf. „Nur im Leben kann ein solches Begegniß mit einem Mißton schließen, die Kunst muß eine harmonische Lösung suchen.“ Sie setzte sich an's Klavier, das sie bald nach ihrem Einzuge gemiethet hatte, und griff einige Accorde. Dann nahm sie die Melodie auf, die das Thema seines Vortrages gebildet hatte, und brachte sie in einfacher, aber würdiger Führung bis zu Ende.

Als sie umschaute, sah sie sich im Zimmer allein. —

Neuntes Capitel.

Bei einer fürstlichen Tänzerin.

Die Gesellschaft bei der Fürstin Lupignani, deren Namen Antonie im Gespräch mit Logendorf erwähnt hatte, fand am bestimmten Tage statt.

Die Fürstin war die junge Wittwe des Fürstin Andrea Lupignani, der längere Zeit neapolitanischer Gesandter gewesen war, mehr aber durch seinen Reichthum, als durch seine diplomatische Begabung geglänzt hatte. Nachdem seine erste und kinderlose Ehe schon früh durch den Tod seiner Frau aufgehoben war, hatte er sich in schon vorgerückten Jahren in eine bildschöne Tänzerin verliebt und dieselbe sogar zum Altar geführt, ohne sich doch lange seines Glückes erfreuen zu können. Durch sein Testament überkam die Fürstin den größten Theil seiner colossalen Reichthümer. Nach einjährigem Aufenthalt in Süditalien, wo sie ihre Angelegenheiten mit vielem Geschick ordnete, kehrte sie, eine Deutsche von Geburt, nach der geliebten Heimath zurück und bezog wieder das palaisartige Gebäude, das der Fürst gleich nach seiner zwei-

ten Heirath erworben und für sie auf's luxuriöseste ausgestattet hatte. Dort führte sie, mehr ihres großen Besitzes, als ihres Ranges wegen selbst in den höchsten Kreisen wohl angesehen, und umschwärmt von einer Schaar junger und alter Liebhaber mit den besten Namen, das genußreiche Leben halb einer reichen Aristokratin, halb einer Künstlerin. In ihrem glänzenden Hause versammelte sie Alles, was die Residenz an Berühmtheiten jeder Art, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern aufzuweisen hatte, und es kam nicht selten vor, daß selbst der Hof von ihrer Einladung Notiz nahm und die vortrefflich arrangirten Soireen mit seiner Gegenwart beehrte. Bei der Fürstin Lupignani Zutritt haben, hieß in die Gesellschaft eingeführt sein.

Diese Soireen waren aber auch in der That nicht gewöhnlicher Art. Abgesehen von der wahrhaft fürstlichen Pracht der großen Räumlichkeiten, in denen sie stattfanden, und der splendiden Aufnahme der Gäste, boten sie dem Kunstfreunde mancherlei Genüsse, die er sich sonst entweder gar nicht, oder wenigstens nicht mit solcher Bequemlichkeit verschaffen konnte. Wie gewöhnlich Damen, die eine Zeit lang auf der Bühne geglänzt haben, nach ihrem Rücktritt von derselben auch in den glücklichsten Verhältnissen bald sehnsüchtig auf die Vergangenheit zurückschauen, die ihnen die freie Ausübung ihrer Kunst gestattete, so konnte auch die Fürstin die frühere Tänzerin nie ganz vergessen und suchte gern, schon bei Lebzeiten ihres Mannes, Gelegenheit, bei Maskenscherzen und leben=

den Bildern ein beifalllustiges Publikum um sich zu versammeln. Für die junge Wittwe fiel die Rücksicht, welche die Stellung ihres Gemahls verlangte, fort, und wenn sie auch nicht die Neigung fühlte, zur Bühne zurückzukehren und ihren früheren Beruf wieder aufzunehmen, so besaß sie doch nicht umsonst die Mittel, ihr eigenes Haus zu einem stattlichen Kunsttempel zu gestalten, in welchem sie selbst den Musendienst übernehmen durfte. Freilich konnte nicht die Rede von eigentlichen Tanzproductionen sein, wie sie das Ballet fordert; aber es fanden sich unter den Verehrern der Dame alterthumskundige Gelehrte, die genau wissen wollten, daß der Tanz der alten Griechen hauptsächlich in schönen Stellungen und rhythmischen Bewegungen des Oberkörpers und der Arme bestand, eine Kunst, die leider verloren gegangen sei, deren Wiederbelebung aber auf den enthusiastischen Dank aller Kunstfreunde zu rechnen habe. Es wurde nun an bildlichen Darstellungen des Alterthums zusammengebracht, was irgend in dieses Gebiet schlug, und zuerst im engeren Kreise die Probe gemacht, wie weit man sich in der Nachahmung wagen dürfe. Das lange faltige Gewand der griechischen Tänzerinnen, unter der Brust mit einem Gürtel zusammengehalten und nur Schultern und Arme bloß lassend, trat in so entschiedenen Gegensatz gegen das moderne Balletkostüm, daß die Verdächtigung, es sei auf die Schaustellung gewöhnlicher Künste abgesehen, schon dadurch gänzlich ausgeschlossen schien. Die sehr einfache und getragene Musik von Harfen und Flöten, die ein be-

kannter Componist dazu lieferte, vervollständigte den Contrast mit einer modernen Tanzvorstellung, und so glaubte die Fürstin durchaus in den ihrem Stande gebotenen Grenzen zu bleiben, wenn sie ihren Gästen das Vergnügen schaffte, das classische Alterthum wieder leibhaftig erstehen zu sehen. Der Beifall war, wie bei der Neuheit des Arrangements und bei den wirklich höchst anmuthigen Leistungen der Fürstin zu erwarten stand, groß, und seitdem bildeten diese mimischen Darstellungen gleichsam den Mittelpunkt ihrer glänzenden Gesellschaften, zu denen eingeladen zu sein man sich's allgemein zur Ehre schätzte.

Auch Antonie hatte der Fürstin auf Logendorfs Veranlassung ihre Aufwartung gemacht und von ihr bald darauf einen Gegenbesuch erhalten, der sie wegen der gesellschaftlichen Gleichstellung, die sich darin aussprach, nicht wenig erfreute. Sie war seitdem wiederholt der Gast der hohen Frau gewesen und hatte sich gern bereit gezeigt, ihr ausgewähltes Auditorium durch declamatorische Vorträge zu erfreuen, die dann viel dazu beitrugen, ihr einen geachteten Namen zu machen. Auch diesmal wußte sie sehr gut, daß die Aufforderung an sie herantreten würde, ihr schönes Talent glänzen zu lassen, und hatte sich darauf vorbereitet, nicht einen abschlägigen Bescheid ertheilen zu dürfen.

„Ich rechne heute in verstärktem Maße auf Ihren gütigen Beistand, mein werthes Fräulein," rief ihr die Fürstin bei der Begrüßung entgegen. „Die Geschwister Pandolphi, die uns ein Duett singen wollten, haben ab-

sagen lassen, weil die reizende Ludowika sich bei der Rückfahrt vom Concert erkältet hat. — Wie habe ich angerathen, sich doch vorzusehen, sich durch einen warmen Sonnenschein um Mittag doch nicht verführen zu lassen, als sei der Winter nun schon zum Thor hinausgejagt! Ach! diese Italiener sind ein leichtsinniges Völkchen! Tritt sie mit seidenen Schuhen auf die nasse Straße hinaus, um ihren Wagen zu erreichen, während sich die nobelsten Cavaliere erbieten, sie auf Händen zu tragen. Ha, ha, ha! Und im leichten Mäntelchen, das der Wind aufjagt. Meinen Pelz hatte sie verschmäht. Da hat sie's nun, und ich leide mit. Die Gesellschaft ist unglücklich, wenn sie nicht entschädigt wird, und wer vermöchte sie zu entschädigen, als Sie. Können Sie mich im Stich lassen?"

„Ich thue gern, was ich kann, Sie zufrieden zu stellen," erwiderte Antonie freundlich, „und fürchte nur, daß der Mangel an Abwechselung — — Aber wie wär's —" unterbrach sie sich selbst in verändertem Ton mit großer Lebhaftigkeit, als ob ihr eben ein sehr glücklicher Gedanke aufgestiegen wäre, und hielt dann doch wieder inne, um ihren Vorschlag erst bei sich zu überdenken.

„Nun, wie wär's —?" inquirirte die Fürstin, aufmerksam gemacht.

Antonie blätterte langsam ihren Fächer auf und schloß ihn wieder. „Es wird sich doch nicht schicken" — sagte sie zurückhaltend.

„Was wird sich nicht schicken? Was kann sich nicht schicken? Es giebt eine Form für Alles. Nur heraus

mit der Sprache! Sie hatten einen Einfall, und gute Einfälle sind die Spielsachen, die die Engel im Himmel verlieren. Man muß sie sofort aufheben. Nun?"

„Prüfen Sie denn, gnädige Frau, ob etwas damit anzufangen ist. In demselben Hause mit mir wohnt ein Violinist, der zu den bedeutendsten Musikern gehört, die ich kennen gelernt habe —"

„Ah! das läßt sich hören."

„Er ist besonders groß bei Improvisationen ganz eigener Art —"

„Vortrefflich — vortrefflich!"

„Begleitet aber auch declamatorische Vorträge ohne weitere Vorbereitung mit seinem Instrument, das ihm in der Weise dienstbar zu sein scheint, wie uns etwa die Sprache —"

„Ein Genie — ein Genie!"

„Allerdings, gnädige Frau, ein sehr merkwürdiges Genie, dem die lauteste Bewunderung zu Theil werden müßte, wenn man ihm Gelegenheit gäbe —"

„Das kann ja geschehen, ich sehe nicht ein —"

„Aber ich muß noch hinzufügen, ein etwas wunderlicher Mensch."

„Wie die Genies immer —"

„Der lange Jahre Amerika durchwandert und nicht gerade die Manieren zurückgebracht hat, die man in unseren Salons anzutreffen gewohnt ist."

„Er wird sich doch zu benehmen wissen."

„Ich kenne ihn zu wenig, um dafür gutstehen zu

können. Da er aber bei der fürstlichen Capelle einzutreten wünscht —"

„Muß er sich doch als ein Mann von gesellschaftlicher Bildung fühlen. Glauben Sie, daß er sich bestimmen lassen würde, sich hier zu produciren?"

„Er bat mich um eine Empfehlung, und es könnte ihm keine bessere zu Theil werden —"

„Freilich — freilich. Aber wie machen wir das? Er ist hier noch nicht eingeführt —"

„Das war eben mein Bedenken, gnädige Frau. Wenn Sie mich aber autorisiren wollen, an ihn ein paar Zeilen zu schreiben, ich könnte die Sache so darstellen, als ob es gerade mir selbst darauf ankäme, für ein Declamatorium eine musikalische Begleitung zu haben."

„Charmant! Das richten wir gleich in's Werk." Sie winkte einem ihrer Diener: „Eine Visitenkarte mit meinem Namen und einen Bleistift! — Sie werden auf der Rückseite hinreichend Raum haben, nicht wahr?"

Ohne die Antwort abzuwarten, wandte sie sich neu eintretenden Gästen zu, unter denen sich auch der Freiherr von Logendorf befand. Antonie trat in eine Fensternische, schrieb dort an einem kleinen Blumentisch und instruirte den Diener in Betreff der Besorgung.

Logendorf hatte sie nicht aus den Augen verloren und folgte ihr, sobald er sich der Wirthin vorgestellt hatte. „Haben Sie Nachricht von Hause?" fragte er. „Franz ist doch sicher ein sehr gewissenhafter Briefschreiber?"

„Das glauben Sie nicht, Herr Baron," entgegnete

sie. „Er vernachlässigt mich im Gegentheil recht unverantwortlich. Wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Gedicht entschädigen würde —“

„Ah! Er hat sich zu den Lyrikern geschlagen. Hat die Welt bald einen ersten Liebesfrühling zu erwarten?“

„Ich glaube kaum. Die kleinen Blätter, die da aufknospen, scheinen allein für mich bestimmt zu sein.“

„Was doch nicht sagen soll,“ bemerkte der Freiherr lächelnd, „daß damit ihre Bestimmung erfüllt sei? Die Dichter tragen ihre Geheimnisse gern auf den Markt — man muß sich vor ihnen in Acht nehmen.“

„Durchaus nicht,“ antwortete sie in demselben scherzhaften Tone; „die Geheimnisse sind nicht gefährlich, bei denen alle Welt Mitwisser sein kann.“

Logendorf ließ den Gegenstand fallen. „Hat sich der Prinz nicht wieder gemeldet?“ fragte er leise.

„Wie sollte er?“

„Hm — Sie kennen ihn eben nicht!“

„Was ich ihm schrieb, war nicht mißzuverstehen.“

„Glauben Sie? — Sie hätten meinen Rath befolgen sollen.“

Antonie legte den Fächer an den Mund und sah ihn prüfend an. „Warum nochmals darauf zurückkommen?“ sagte sie. Die Röthe stieg ihr in's Gesicht.

„Weil die Sache keineswegs abgethan ist. Wissen Sie, daß ich — Ihren Brief nun doch gelesen habe?“

„Sie hätten —?“

„Ihren Brief an den Prinzen gelesen. Er selbst gab ihn mir, als ich vorgestern auf seine Einladung einen Besuch machte. Ich glaube, er hat mich nur eingeladen, um mir den Brief zu zeigen, obgleich ein Auftrag gleichgültiger Art den Vorwand gab.“

„Aber was konnte er damit bezwecken —?“

„Er vermuthete, daß ich von Ihrem Entschluß Kenntniß erhalten habe! Es lag also in seinem Interesse, mich auch wissen zu lassen, wie er darüber dächte.“

„Und wie denkt er darüber?“ fragte sie zögernd.

„Echt prinzlich,“ mein Fräulein. „Sie werden beim Schreiben die Erfahrung gemacht haben, wie schwierig es ist, einem großen Herrn eine unangenehme Wahrheit zu sagen. Es bleibt am Ende doch nichts übrig, als sie in Schmeicheleien einzuhüllen, und wenn sich dann der Leser die Schmeicheleien gefallen läßt, als ob sie baare Münze wären —“

„O! sich selbst täuscht er nicht — sich selbst sicher nicht.“

„Wenigstens hat er alle Veranlassung, sich den Anschein zu geben. „„Ist das nicht originell?““ rief er mit erkünstelter Lebhaftigkeit; „„Ihre kleine Freundin fängt an, mir Respect einzuflößen. Als ich das merkwürdige Schreiben las, habe ich sehr lachen müssen — aber ich lache jetzt nicht mehr. Ich bekenne mich schuldig, der jungen talentvollen Dame eine zu flüchtige Beachtung geschenkt zu haben; sie verdient, daß ich mich eingehend mit ihr beschäftige. Ich erweise ihr eine kleine Aufmerksamkeit, und wie dankt sie dafür? Indem sie mit der Naive-

tät einer schönen Seele andeutet, daß sie einer großen werth wäre. In der That originell! Aber ich liebe die originellen Menschen — bilde mir selbst ein, zu ihnen zu gehören. Man kann so etwas mit mir wagen, und es ist eine sehr liebenswürdige Schmeichelei, daß man's wagt. Sind Sie nicht ganz meiner Meinung, Baron?" " So plauderte er weiter, als ob er allen Grund habe, sich zu einer großen Eroberung zu gratuliren."

„Und Sie waren seiner Meinung?" fragte sie streng, indem ihre großen Augen sich fest auf ihn hefteten. Es lag in der Betonung ihrer Worte und dem sie begleitenden Mienenspiel die Andeutung, daß sie geneigt war, an einer verneinenden Antwort zu zweifeln.

Der Freiherr fühlte das. Er zog den Zipfel seines Bärtchens zwischen die Lippen und wich ihrem Blicke aus. „Fräulein Antonie ist ein Charakter, Hoheit, erlaubte ich mir zu bemerken," berichtete er. „ „Um so interessanter!" " rief der Prinz. „ „Es ist langweilig, stets mit Menschen zu thun zu haben, die sich alle Mühe geben, nichts für sich selbst sein zu wollen, als die gefügsamen Werkzeuge eines fremden Willens. So bequem sie im Augenblick sind, man wird ihrer bald satt und wirft sie zu den übrigen Verbrauchten. Wenn man das Unglück hat, als Prinz geboren zu sein, macht man da sehr trübe Erfahrungen. Opposition! ich dürste nach Opposition; sie hält das Leben frisch, indem sie zu Anstrengungen nöthigt. Wo Kraft ist, fehlt auch nie der Muth und — dem Muthigen gehört die Welt." "

„Diese Gesinnungen scheinen mir sehr löblich," bemerkte Antonie, „es ist in ihnen ein Zug von Seelengröße, die mir den Prinzen achtenswerth macht."

Logendorf lächelte sarkastisch. „Nur muß man um Himmelswillen ihn nicht beim Worte nehmen wollen," sagte er. „Es giebt keinen zweiten großen Herrn, der so wenig Opposition zu ertragen verstände, als er, sobald sie ihm ernstlich und nachhaltig entgegentreten würde. Kleine Hindernisse zu besiegen, das mag ihn mitunter reizen; aber er wird sich stets auf den Kampf nur einlassen, wenn er den Sieg für gewiß hält. Wer von ihm selbst Unterwerfung unter ein Gesetz fordert, das seine Willkür beschränken soll, ist sein Feind und wird sich als Feind behandelt sehen. Kann er ihn nicht demüthigen, so muß er ihm aus dem Wege. Ich würde bedauern, wenn Sie sich darüber Illusionen machten, mein Fräulein."

„Und wenn ich mit Ihren Augen sehen könnte, Herr Baron, käme ich dadurch in eine günstigere Lage?" fragte sie. „Ich habe gethan, was ich für meine Pflicht hielt; darüber hinaus kann Niemand. Und so lassen Sie mich auch in Zukunft meinen Eingebungen folgen, die mich, was auch kommen möge, wenigstens nie in Zwiespalt mit mir selbst bringen werden. Ich — fürchte den Prinzen nicht."

Logendorf schien kaum noch aufzumerken. Seine Augen waren auf die Thür zum Vorzimmer gerichtet, aus welchem so eben der Generaldirector Graf Kanstein seine jüngste Tochter in den Saal einführte. Die Fürstin be-

grüßte sie sehr zuvorkommend, und eine Schaar von Cavalieren und Offizieren drängte sich gleich darauf um die junge Dame, sie mit Bitten um einen Tanz bestürmend. Ihre Erscheinung war in der That geeignet, Aufsehen zu erregen. Ohne auffallend groß zu sein, imponirte sie durch ihre schlanke Gestalt und die aristokratische Haltung, die ihr ganz natürlich schien. Sie trug auf den schwarzen Locken, die über den blendendweißen Nacken niederfielen und den Spitzenbesatz des meergrünen Atlaskleides berührten, einen Kranz von Schilfblättern, denen über der Stirn eine Wasserlilie wie ein Diadem Halt gab. Eine leichte Röthe auf den Wangen hob noch die Zartheit der Haut, und die schwarzen Augen, die mit den Diamanten ihrer Ohrgehänge um die Wette blitzten, gaben dem regelmäßig geformten Gesicht Leben und Bewegung. Nur langsam und durch immer neue Begrüßungen aufgehalten, schritt sie am Arm ihres Vaters der Mitte des Saales zu.

Logendorf begleitete sie mit unruhigen Blicken. Es schien ihm peinlich zu sein, von Antonie zurückgehalten zu werden, die er doch nicht allein stehen lassen durfte. Antonie bemerkte seine Verlegenheit und kam ihm zur Hülfe, indem sie sich zu einer alten Dame wandte, die in der Nähe Platz genommen hatte und die Gesellschaft durch ihre Lorgnette musterte. Der Baron benutzte denn auch seine Freiheit sofort und eilte der Comtesse entgegen, die nun ihren Arm aus dem des Grafen zog und in seiner Begleitung einer Reihe Fauteuils zuschritt, von denen mehrere noch unbesetzt waren.

„Ich darf doch nicht befürchten, Vetter,“ warf sie unterwegs leicht hin, „daß Sie sich meinetwegen in der sicher sehr interessanten Unterhaltung gestört haben, in der ich Sie bei meinem Eintritt fand. Das sollte mir leid thun, denn ich würde Sie schwerlich entschädigen können.“

„Gleich wieder in kriegerischer Stimmung, meine gnädige Cousine?“ antwortete er, indem er ihr dienstfertig einen Sessel zuschob und sich auf die Lehne des nächsten stützte. „Fräulein Antonie Schiller macht nicht Anspruch darauf, allein der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit zu sein.“

Comtesse Feodore zog ein wenig die Oberlippe aufwärts und zeigte eine Reihe perlweißer Zähne. „Wirklich? Diese Bescheidenheit macht sie um so liebenswürdiger. Aber sie ist bei Ihnen, fürchte ich, schlecht angebracht, lieber Baron; denn Sie gehören zu den flüchtigen Geistern, die fest eingekorkt zu werden verlangen, wenn sie nicht entweichen sollen.“

„Und wer sagt Ihnen, daß Fräulein Antonie so freiheitsmörderische Absichten gegen mich hat?“ fragte er, auf den Scherz eingehend. „Sie weiß aus eigener Erfahrung am besten, daß die eingekorkten Geister die allergefährlichsten sind; sie sprengen das Gefäß, in dem man sie dingfest machen will und fliegen in die Weite. Der witzige Kerkermeister hat zuerst das Nachsehen.“

Feodore zog spöttisch den Mund und sah mit einem prüfenden Blick von der Seite zu ihm auf. „Das ist

eitel Spielerei mit Worten," sagte sie verweisend; „der Eine denkt an dies und der Andere an das. Spielen Sie doch mit mir nicht Versteckens. Ich will mich nicht zu dem mysteriösen Glauben bekennen, daß Sie hier die schöne Helena im Traum oder in Mephistopheles Zauberspiegel gesehen haben, und von der Sehnsucht, das Urbild zu entdecken, beunruhigt von hier auf und davon gegangen sind, um sich in einem Provinzialstädtchen zum perfecten Actenwurm auszubilden, was Ihnen übrigens nach eigenem Geständniß schlecht genug geglückt ist; aber das können Sie doch nicht in Abrede stellen, daß Ihre alten Freunde noch lange nicht das Glück gehabt hätten, Sie wieder in ihrer Mitte zu sehen — bemerken Sie, daß ich mich sehr höflich ausdrücke — wenn nicht die Zauberin, in deren Netze Sie sich dort verstrickten, Sie hierher nachgezogen hätte. Was antworten Sie darauf, Cousin?"

„Daß ich Sie mit größter Genugthuung scharfsinnige Untersuchungen über meine Herzensangelegenheiten anstellen sehe, theuerste Cousine," antwortete er ohne Besinnen, „was mir ein gutes Zeichen der Fortdauer Ihrer Theilnahme für mich ist. Getroffen?"

„Fehlgeschossen! Vielmehr ein Zeichen meiner Theilnahme für die schöne Zauberin, in deren Banden ich Sie zur Strafe aller Ihrer Sünden am weiblichen Geschlecht zeitlebens schmachten sehen möchte."

„Eine nicht üble Strafe, mein gnädiges Fräulein. Ach! Sie sind auch in Ihrem Zorn die Güte selbst. Wenn

ich nun aber gar nicht so straffällig wäre — wenigstens nicht vor Ihrem Richterstuhl? Wenn ich hier die Flucht ergriffen hätte, um mich einem Zauber zu entziehen, dem in der Nähe zu widerstehen ich mein schwaches Herz nicht gewachsen fühlte, und wenn doch derselbe Zauber sich stark genug erwiesen hätte, mich wieder zurückzureißen, nachdem ich eine vergebliche Anstrengung gemacht, ihn zu paralysiren — wie dann?"

Feodora entblätterte ihren Fächer und verdeckte mit demselben die Augen. „Es ist besser, daß ich Sie gar nicht ansehe," sagte sie, „wenn Sie so ungeheuerliche Dinge berichten. Es könnte Ihnen passiren roth zu werden."

„Wagen Sie's immerhin, schönste Cousine," bat er, „ich werde stets Farbe bekennen. Um wie viele Tänze für den heutigen Abend darf ich bitten, meine Gnädigste?"

„Um alle, damit ich Ihnen einen Generalkorb ertheilen kann. Ich bin versagt."

„Unmöglich! Sie können so grausam nicht gewesen sein —"

„Bin ich schuld daran, daß Sie sich nicht mehr beeilen? Nun ist's zu spät."

„Ich kann mich so nicht abtrösten lassen. Wenn ich fußfällig bitte —"

„Versuchen Sie's nur!"

„Ich kniee in Gedanken —"

„Schön gesagt! Und welchen Tanz würden Sie mit mir am liebsten tanzen?"

„Wenn ich wählen muß — den Walzer.“

„Zufällig den einzigen, den ich mir wirklich noch reservirt habe.“

„Darf ich aufstehen?“

„In Gedanken. Ha, ha, ha! Sie machen sich's bequem, Vetter.“

„Und der Walzer —?“

„Ich will's noch überlegen. Fragen Sie später nochmals nach. Wollen Sie mich zu Fräulein Antonie führen? Sie hat dort einen schlechten Platz neben der alten schwerhörigen Generalin Grabow. Ich möchte ihr einen guten Abend wünschen.“

Sie erhob sich und reichte Logendorf den Arm. Antonie stand auf und ging ihr entgegen. „Ich komme Sie zu erlösen,“ sagte die Comtesse schalkhaft; „Ihr Organ könnte bedenklich darunter leiden, wenn Sie noch lange den Versuch fortsetzen, sich der alten Dame verständlich zu machen. Promeniren wir ein wenig durch die Zimmer, in denen es gewiß wieder neue Decorationen zu bewundern giebt. Die Fürstin weiß ihre Verbindungen mit Italien gut zu nützen; mehr als ein Maler und Bildhauer arbeitet dort für sie. Den Fischerknaben mit der Angel in jener Nische am Aquarium erinnere ich mich noch nicht gesehen zu haben. Kommen Sie! Es ist recht sinnig, den Burschen in die Nähe des Wassers zu stellen, zu dem er die natürlichste Verwandtschaft hat. Dafür hat die Fürstin ein merkwürdig feines Gefühl. Ich wollte, daß sie auch bei ihren pantomimischen Darstellungen —

ach, lieber Baron, halten Sie sich nicht für verpflichtet, uns zu folgen. Sie sind mit bestem Dank und in Gnaden entlassen — wenigstens von meiner Seite. Sie haben sich noch zu so vielen Tänzen zu engagiren, daß es schade wäre, wenn Sie die kostbare Zeit versäumten. — Wie ich neulich wieder Ihre Jeanne d'Arc bewundert habe, mein Fräulein! Es ist eine Hoheit in dieser Darstellung —"

Sie nahm vertraulich ihren Arm und zog sie plaudernd fort, nach einigen Schritten dem Freiherrn noch über die Schulter weg einen triumphirenden Blick zuwerfend. Logendorf sah den beiden herrlichen Gestalten, die vor ihm hin durch den Saal mit dem spiegelblanken Parquet mehr zu schweben als zu gehen schienen, lange nach, bis sie im anstoßenden Zimmer hinter einer Gruppe von hohen Palmgewächsen verschwunden waren. So schön Antonie war, Feodora schien nicht zu fürchten, neben ihr zu verlieren. Es kam ihm so vor, als ob sie absichtlich einen Vergleich herausforderte. Aber auch Antonie hatte nicht nöthig, demselben auszuweichen. Wenn mindestens ein Theil des günstigen Eindrucks, den die Comtesse machte, auf ihre glänzende Toilette zurückzuführen war, die, mit dem feinsten Geschmack gewählt und componirt, ihre natürlichen Reize erhöhte, so schien Antonie auf diese Künste nicht den mindesten Werth gelegt und, wenn sie überhaupt darüber nachdachte, sich auf die Wirkung verlassen zu haben, die stets die einfachste Form dem an sich Bedeutenden zu verleihen vermag. Sie trug außer einer

Brustnadel mit der Nachbildung eines antiken Kopfes keinen Schmuck — vielleicht schon des Prinzen wegen — und im Haar nur zwei rothe Kamelien, die sich hinter dem vollen gekräuselten Scheitel kaum bemerklich machten. Wer die beiden Damen nicht kannte, hätte Feodora eher, als sie, für die Schauspielerin halten können. Wie befriedigt würde Frau Cornelia Füllborn ihrem Schützling nachgeschaut haben, wenn die kleine Frau unter den Gästen gewesen wäre!

Logendorf war so in Gedanken versunken, daß er das Eintreten des Prinzen trotz des Geräusches, welches dasselbe verursachte, nicht bemerkte. „Wollen Sie sich zum Säulenheiligen ausbilden?“ fragte der hohe Herr im Vorbeigehen, ihm gnädigst die Hand auf den Arm legend.

„Hoheit wollen verzeihen“ — schreckte der Baron auf.

„Ah! bitte, bitte! Hat mir viel Spaß gemacht, Sie auch einmal in Melancholie versunken zu überraschen. Was ist Ihnen denn passirt, daß Sie hier den Hamlet tragiren? Sollte Ihre schöne Freundin ausgeblieben sein?“

„Hoheit meinen —?“

„Nun freilich! Von wem kann sonst die Rede sein, als von der reizenden — sie hätte sich einen italienischen Namen geben sollen, das klingt voller. Wäre sie eine Sängerin, sie müßte sich von mir umtaufen lassen. Wie sie sich nur den hyperpathetischen Schiller zum Namensvetter hat wählen können, den sie in ihrem Spiel erst in's Menschliche umcomponiren muß. Meinen Sie nicht auch, lieber Baron, daß wir Deutsche diese ideale Un-

natur nachgerade überwunden haben könnten? Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir seine Helden und Heldinnen auf ihrem Kothurn bewundernswürdig langweilig finden; der Räuber Moor ist noch der einzige, der Temperament hat, und Temperament braucht die Kunst, wenn sie uns warm machen soll. Da lobe ich mir Goethe. Er wußte, daß man ein großer Kriegsheld und Patriot sein und nebenher ein allerliebstes Schätzchen haben kann, dem man's gar nicht übel nimmt, daß es nicht viel danach fragt, was Tante Moral zu der Geschichte sagt; und sein Gretchen — da merkt man doch Fleisch und Blut, Gretchen müßte die Kalenderheilige aller Künstlerinnen werden. Ja, ja, ja! was sagen Sie zu dem superben Einfall?"

Der Prinz nahm eine leichte Verbeugung für die vorausgesetzte zustimmende Antwort und wandte sich andern Gästen zu, die sich schon so postirt zu haben schienen, daß ihnen die Ehre einer Anrede nicht leicht entgehen konnte. Seine Blicke schweiften indessen im Saal umher von einer Dame zur andern, und von Zeit zu Zeit bewegte sich ein Lorgnon in goldener Einfassung nach dem Auge, wenn eine besonders auffallende Erscheinung ihn mehr als gewöhnlich fesselte. Endlich schien er im Nebenzimmer entdeckt zu haben, was er suchte; er bewegte sich rasch durch den Saal dorthin, und kreuzte zwei Damen, die untergefaßt hinter den Palmen vortraten und auf einen kleinen Tisch zuschritten, der eine Bronce-Statuette trug. Sie blieben stehen und nahmen seine Begrüßung entgegen.

Logendorf beobachtete die Gruppe aufmerksam aus

der Entfernung. Der Prinz schien sich vorwiegend an Antonie zu wenden, Feodora aber trotzdem das Wort zu führen. Antonie war ernst und schloß sich enger an die Gräfin an, als vorhin beim Promeniren. Feodora lachte munter und gestikulirte lebhaft mit dem Fächer. Der Freiherr wiegte unmuthig den Kopf. „Sie kann sich nicht beherrschen," murmelte er in sich hinein, „wie ungeschickt, ihn merken zu lassen, daß sie sich unfrei fühlt." Der Tadel galt Antonie, die allerdings die Beklommenheit, die sie bei der Begegnung mit dem Prinzen erfaßt haben mochte, nicht leicht überwinden zu können schien. Es war Logendorf nicht gleichgültig, welche Schlußfolgerungen derselbe daraus zog.

Er fühlte sich erleichtert, als zum Glück recht bald die Fürstin hinzutrat und nach einem kurzen Gespräch die Schauspielerin entführte. Für Feodora brauchte er nicht besorgt zu sein. Er folgte ihr nun selbst in das zweite Zimmer und wurde vom Prinzen sogleich herbeigerufen. „Ich bewundere soeben die kunstvolle Toilette der Comtesse," sagte er galant, „so etwa denke ich mir die Wassernixen des alten Märchens, die einmal Lust bekommen, einen modernen Ball zu besuchen. Aus grünen Wasserfäden haben sie sich ein Kleid gewoben und im Auftauchen eine Wasserlilie erhascht, um sie mit dem Schilfkranz auf's Lockenhaar zu drücken; wie Diamanten glänzende Wassertropfen sind an den zarten Ohrläppchen und in den Falten des Kleides hängen geblieben. Habe ich Ihre Intentionen errathen?"

„Hoheit geben eine Probe Ihres dichterischen Talents in einer Improvisation, zu der ich den Stoff geliefert zu haben sehr glücklich bin," erwiderte Feodora mit einer Verbeugung. „Ich wünschte nur, Hoheit hätten Grund, meine Unterhaltung nicht wässerig zu finden, wie meine Toilette. Die Nixen in den alten Märchen pflegen sich durch Witz nicht gerade auszuzeichnen."

Der Prinz war um eine verbindliche Redensart nicht verlegen, und Logendorf meinte, daß das Wasservölkchen in tausend Jahren doch auch etwas gelernt haben müßte. Indeß hatte die Musik in dem an dieses Verbindungszimmer stoßenden Concertsaal, in welchem auch eine kleine Bühne aufgebaut war, die Ouvertüre angestimmt, und die Gesellschaft zog sich allmälig dort hinein, auf den Sesseln Platz nehmend, welche in parallelen Reihen hintereinander aufgestellt waren.

Die Bühne, welche nur aus einer ziemlich breiten, aber nicht tiefen, mit kostbaren Teppichen belegten Estrade bestand, welche nach drei Seiten völlig unabgeschlossen war und auf der seitwärts ein Concertflügel stand, lehnte an die Rückwand des Saales gerade an der Stelle, wo dieselbe eine sehr breite Thüröffnung hatte. Die Wand selbst war mit einer Decorationsmalerei bedeckt, welche die Front eines griechischen Tempels darstellte; die Thüröffnung füllte den Raum zwischen den beiden mittelsten Säulen und war mit einem Vorhang von schwerer rother Seide verhängt. Die Estrade erschien wie die erhöhte Vorhalle des Tempels und war auch gegen die Zuschauer

hin mit Stufen versehen. Um den modernen Flügel mit dieser Architektur nicht in zu grelle Disharmonie treten zu lassen, hatte derselbe so weit als möglich antike Formen erhalten; er stand auf Greifenfüßen mit vergoldeten Klauen und ließ rundum an den Wänden einen Fries in Basrelief selbst aus weiterer Entfernung erkennen, welcher die Künste feierte. Eine Harfe lehnte daran. Das ganze sehr einfache Arrangement zeichnete sich durch Noblesse aus und erinnerte wenig an das eigentliche Theater.

Nachdem die Ouverture beendet war, vernahm man wie aus weiter Ferne ein Präludium von Harfen und Flöten, eine weiche fast rührende Musik, die sich dem Ohr einschmeichelte, während das Auge vorläufig noch unbeschäftigt blieb. Erst als im Saal vollkommene Stille herrschte, bewegte sich der seidene Vorhang leise zur Seite. Die Gaskronen im Saal schienen zu erlöschen und in dem hell erleuchteten Raume hinter dem Vorhang stand die Fürstin im Kostüm einer griechischen Tänzerin, in der rechten Hand eine goldene Schale, in der linken, mit einer graziösen Biegung des Armes bis zur Stirnhöhe erhoben, eine antike Kanne von demselben glänzenden Metall haltend, eine Minute lang unbeweglich einer schönen Statue gleich. Ein Murmeln des Beifalls lief durch den Saal; die im Theater üblichen lauten Ovationen waren verbeten. Die Fürstin schien befriedigt. Wie aus der marmornen Erstarrung erwachend schlug sie das Auge auf; ein holdseliges Lächeln tändelte um den halbgeöffneten Mund. Noch schien der Körper kein Leben gewonnen zu haben,

nur das Gesicht spiegelte mit immer lebhafterem Ausdruck die Freude des nun bewußten Daseins wieder. Dann hob sich langsam der schöne Kopf zur Kanne hinauf, senkte sich zur Schale; der erhobene Arm bewegte sich wie prüfend, ob er sich regen dürfe; die Hand mit der Schale folgte; allmälig gewann der ganze Oberkörper Freiheit. Nun wechselten die zierlichsten Stellungen, in welchen die Tänzerin nach den beweglichen Uebergängen immer wieder zur Ruhe plastischer Darstellung zurückkehrte, um dann in graziösen Wendungen und Biegungen eine neue Position zu erringen, welche die frühere an Reiz überbieten konnte. Jetzt war die Schale gefüllt und wurde zum Trunk dargereicht, jetzt senkte sie dieselbe ein wenig, um den Göttern eine Libation darzubringen, jetzt setzte sie das goldene Gefäß selbst an den Mund, jetzt trug sie die Kanne auf dem Kopfe. Unerschöpflich schien sie in Erfindungen zu sein. Endlich war's, als ob die Kanne geleert sei und der Wein, den sie gekostet, eine berauschende und einschläfernde Wirkung übte. Die Harfen und Flöten wiederholten matter und matter dieselben einfachen Passagen in immer längeren Pausen und setzten endlich ganz aus; die Tänzerin schien in die frühere Erstarrung zurückversunken zu sein; auf der dunkelrothen Hinterwand erschien sie wieder wie ein Bilderwerk. In diesem Moment schwebte der seidene Vorhang zu und die Gasflammen im Saal blitzten hell auf. Man konnte sich einbilden, in einen Zauberspiegel geschaut zu haben.

Im Zuschauerraum waren bald alle Zungen gelöst;

jeder suchte seiner Bewunderung den möglichst enthusiastischen Ausdruck zu geben. Während das Orchester hinterwärts von der Estrade ein gewöhnliches Musikstück zum Besten gab, ließ sich die Conversation nicht stören. Nach einiger Zeit erschien die Fürstin wieder im Ballkleide unter ihren Gästen. Man stand allgemein auf und dankte ihr für den ungewöhnlichen Genuß, nur bedauernd, daß sich derselbe heute nicht wiederholen solle. „Jede Wiederholung ist eine Abschwächung,“ antwortete sie; „man hat nirgends so viel Grund haushälterisch zu sein, als in der Kunst.“

„Sie haben Recht,“ sagte der Prinz, „nicht nur daß die Wirkung beim Zuschauer sich abschwächen muß, sondern auch der Darsteller wird, in dem natürlichen Gefühl dagegen anzukämpfen, zu Uebertreibungen verleitet. Wer das Dacapo erfunden hat, war das genußunfähigste Geschöpf, das je einen Sitzplatz im Parterre gedrückt hat.“

Es folgte nun der Gesangvortrag eines berühmten Tenoristen, eine Declamation Antoniens, eine Symphonie des Orchesters. Inzwischen war die Fürstin abberufen und kehrte mit Ewald Lauter zurück, der seine Violine unter dem Arm trug und von ihr als ein bestens empfohlener Musiker vorgestellt wurde. Seine auffallende Erscheinung brachte neue Spannung in die Gesellschaft, die sich noch vermehrte, als Antonie sich an's Clavier setzte, um ihn zu begleiten. Als der Vortrag der schwierigen Composition beendet war, vernahm man nur eine Stimme darüber, daß man selten ein so reines Violin-

spiel gehört habe. Der Prinz selbst war entzückt davon und sagte dem Musiker einige anerkennende Worte, nebenher auch die Begleitung laut rühmend. Es kam zur Sprache, daß Ewald Lauter auch als Improvisator auf seinem Instrument Bedeutendes leisten solle; man verlangte eine Probe und der Prinz gab ein Thema. Auch diese Aufgabe wurde zur größten Zufriedenheit der Gesellschaft gelöst, und mit gleichem Erfolg accompagnirte der Musikus eine Declamation Antoniens, mit der dann die Soiree schloß. Die Fürstin dankte ihr in den lebhaftesten Ausdrücken für ihre gütige Unterstützung und unterhielt sich längere Zeit mit dem Musikus, der in nicht geringem Grade ihr Interesse gewonnen zu haben schien.

Auch der Prinz trat hinzu. „Und Ihr Hausgenosse also?" wandte er sich an die Schauspielerin.

„Allerdings, Hoheit," bestätigte Antonie schnell gefaßt; „Herr Ewald Lauter wohnt über mir, aber er macht sich Hoffnung, durch Ihre gnädige Protection einen Platz unter mir zu gewinnen — im Orchester nämlich vor den Lampen — und ich werfe mich gern zu seiner Fürsprecherin auf, da ich Ew. Hoheit durch die Zuführung eines so bedeutenden Musikers bestens zu dienen glaube."

Der Prinz lächelte gnädig. „Man wird nicht widerstehen können," sagte er zu Antonie, und dann zum Musikus gewandt: „Stellen Sie sich in den nächsten Tagen in meinem Palais vor, mein Herr, vielleicht finde ich für Ihr Talent eine noch passendere Verwendung. — Man

wird darauf bedacht sein müssen, Fräulein, sich in Ihrer nächsten Umgebung Freunde zu erwerben," scherzte er zu Antonie leicht hin, bot der Fürstin den Arm und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Man kehrte in den Tanzsaal zurück, wo Erfrischungen herumgereicht wurden. Der Musikus paßte die Gelegenheit ab, Antonie allein zu sprechen, dankte ihr dafür, daß sie ihn in die Gesellschaft eingeführt habe, in der sie selbst glänze, und wollte sich verabschieden. „Bleiben Sie noch," bat sie; „in einer Stunde hoffe ich gleichfalls mich freimachen zu können, und Sie benutzen dann meinen Wagen. Es darf nicht den Anschein haben, als ob wir uns hier nur an unserem Platz fühlten, so lange wir die Gäste unterhalten. Wir sind selbst Gäste und wollen es merken lassen."

„Ich will mich zwingen," sagte der Musikus, „so schwer es mir auch ankommt, in dieser Luft zu athmen, für die man schon geschulte Lungen mitbringen muß. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wunderlich mir die Gesellschaft vorkommt — etwa als wäre sie von Glas, und wüßte das sehr gut, und nähme sich deshalb sorgsam in Acht, zu hart gegen einander anzustoßen, um nicht zu zerbrechen. Wenn sie miteinander conversiren, höre ich die Gläser klingen ganz fein und leise; sie stimmen immer zusammen und das Ganze klingt wie ein Glockenspiel auf dem Pavillon eines chinesischen Mandarinen, wenn ein sanfter Wind darüber hinstreift. Spielzeug — Spielzeug! Man muß sich hüten, es derb anzufassen, wenn

man nicht die Scherben in der Hand behalten will, und doch juckt's in den Fingern, einmal kräftiger anzuklopfen und einen herzhaften Ton herauszubringen. Wie befinden Sie sich, meine Gnädigste? „Klingelingeling!" Die Fürstin war heute wieder superb! „Klingelingeling!" Was sagen Sie zu Fräulein Schiller? „Klingelingeling." Ach! wie reizend sie die Verse spricht —! „Klingelingeling." Zum wie vielsten Male habe ich während einer halben Stunde schon diese Unterhaltung an mir vorüberziehen lassen? Ich habe nicht den Muth, mit diesen zierlichen Glasglöckchen anzubinden."

Antonie lachte. „Sie sind so zerbrechlich nicht, als sie scheinen," sagte sie. „Es ist wunderlich, was sie mitunter für Stöße und Püffe hinnehmen, nur um hier munter mitklingeln zu dürfen. Es lernt sich merkwürdig schnell mit ihnen umzugehen, und wenn man's gelernt hat, war's kaum der Mühe werth."

Der Musikus blickte mit seinen scharfen Augen im Saal umher. „Wer ist die junge Dame im meergrünen Kleid," fragte er, „die neben dem Baron Logendorf?"

„Sie kennen ihn?"

„Ich kenne alle Ihre näheren Freunde. — Sie scheinen sehr vertraut miteinander."

„Eine entfernte Verwandtschaft macht das nicht auffällig, und Comtesse Feodora Kanstein ist eine ebenso schöne als liebenswürdige Dame."

Sie sagte das ruhig, fast kühl vor sich hin, aber der Ton hatte etwas eigenthümlich Gedrücktes. Als ob sie

sich verschluckt hätte, hüstelte sie in ihren Fächer und wendete sich zur Seite.

„Der Prinz beobachtet Sie schon seit Minuten sehr aufmerksam durch sein Lorgnon,“ bemerkte Ewald Lauter.

„Gehen wir,“ sagte sie schnell, „im zweiten Zimmer sind noch einige Plätze frei.“

Er führte sie dorthin.

„Halten Sie sich später in der Nähe des Prinzen,“ bat sie nach kurzem Schweigen; „es könnte sein — — Sie leisten mir einen Dienst!“ brach sie kurz ab. Er nickte zustimmend.

Bald darauf gab die Musik den Tanzlustigen das Zeichen zur Aufstellung. Antonie zog sich in ein Cabinet zurück, das seinen Eingang hinter der Palmengruppe im Nebenzimmer hatte. Durch die zu beiden Seiten aufgenommenen Portieren von blauem Damast gelangte man in einen achteckigen Raum, welcher keinen zweiten Ausgang hatte.

Antonie fand dort die meisten Stühle bereits besetzt. Aeltere Herren und Damen hatten sich hierher zurückgezogen, um sich einige Minuten Ruhe zu gönnen. Man ging ab und zu, blätterte in den Mappen, knüpfte ein flüchtiges Gespräch an oder verhielt sich schweigend. Antonie vertiefte sich in die fein stilisirte Nachbildung eines Frieses, der sich über eine Reihe von Blättern hinzog und zur Deutung der einzelnen Gruppen aufforderte. Als sie zufällig einmal aufblickte, bemerkte sie in dem Sessel neben dem ihrigen den Prinzen. Das Blatt, das sie gerade hielt, glitt ihr aus der Hand.

Im Gesicht des Prinzen zeigte sich jener sarkastische Zug, den Antonie gleich bei der ersten Begegnung bemerkt hatte, auffallend stark ausgeprägt. Aber es klang sehr freundlich, als er fragte: „Sie tanzen nicht, mein Fräulein?"

„Nein, Hoheit," antwortete sie gepreßt. Sie sah dabei über den Tisch hinweg und musterte die übrige Gesellschaft. Sie bestand nur noch aus einigen alten Herren, zu denen sich der Adjutant des Prinzen gesellt hatte.

„Das ist auffallend bei Ihrer Jugend," setzte der hohe Herr das Gespräch fort. „Warum tanzen Sie nicht, wenn ich fragen darf?"

Antonie nahm alle ihre Geistesgegenwart zusammen; sie ahnte, daß sie dieselbe nöthig haben würde. „Ich habe früher wohl auch getanzt, Hoheit," sagte sie ruhiger, „wenn schon nie mit besonderem Vergnügen. Seit ich mich aber ernstlich der Kunst gewidmet habe, sind mir dergleichen Lustbarkeiten völlig gleichgültig geworden."

„Wollen Sie damit andeuten, daß Sie Tanz und Scherz nicht für verträglich halten mit ernstem Kunststreben?" fragte der Prinz.

Antonie bedachte sich einen Moment. „Ich stelle nicht allgemeine Regeln auf, Hoheit," erwiderte sie dann, wieder die Friesabbildung aufnehmend und vor sich hinhaltend, um nicht genöthigt zu sein, ihn anzusehen, „ich bezeichne eben nur mein subjectives Gefühl, das sich so ausspricht, ohne damit auch nur für mich selbst ein Princip aufstellen zu wollen. Es ist vielleicht nichts als eine

Schwäche und Beschränktheit, daß ich nicht jetzt ein lustiges Mädchen und nach einigen Stunden die auf die höchsten Aufgaben der Kunst bedachte Schauspielerin sein kann; aber ich komme nun einmal nicht darüber hinaus, denn ich kann nicht außer mir gestalten, sondern nur in mir; mit ganzer Seele muß ich dabei sein, wenn mir eine Schöpfung gelingen soll, mit voller Leidenschaft muß ich mich meinem schönen Beruf hingeben, wenn ich mir selbst darin genügen will; in jedem Augenblick muß mir gegenwärtig sein, daß ich mich dem hehren Dienst der Musen gewidmet habe, wenn ich mein Ideal nicht verlieren will — mit einem Wort: was ich bin, muß ich ganz sein."

Der Prinz war ernst geworden. Hatte Antonie ihren Zweck, ihm zu imponiren, erreicht? „Sie nehmen die Dinge hoch," sagte er, „und das kann meine gute Meinung von Ihnen nur bestärken. Ich fühle mich von den Menschen sympathisch berührt, die in ihrer Denk- und Empfindungsweise über das Alltägliche hinausgehen und den Kopf in den Wolken tragen. Aber haben Sie wohl eine Ahnung, mein Fräulein, wie allein Sie mit Ihrer Gesinnung dastehen? Sollten Sie nicht die Bemerkung sehr bald gemacht haben, daß die Genossen, mit denen Sie arbeiten, mehr oder minder trotz ihres hohen Berufs arge Weltmenschen sind, die bei der Kunst die Mittel suchen, es im Lebensgenuß den Bevorzugten gleich zu thun, die so glücklich situirt sind, sich keine Beschränkungen auflegen zu dürfen? Man muß mit der Welt rechnen, wenn sie uns nicht selbst aus ihrer Rechnung streichen soll."

Antonie sah über das Blatt weg mit einem ihrer eindringlichen Blicke, denen sich so schwer ausweichen ließ, auf den Prinzen. „Muß man das?“ fragte sie hastig, „muß man das wirklich? Und wenn man das nicht thut — ja freilich, dann wird man aus der Rechnung gestrichen. Vielleicht aber doch nicht ohne Kampf, der Bewegung in die todte Masse bringt. Und wenn endlich — bilden nicht diese Striche gerade die Leiter, auf der die Menschheit aufwärts schreitet zu ihrer Vervollkommnung? Was ist je schon Großes geworden in der Welt ohne eine volle, rücksichtslose Begeisterung? Und warum sind wir heute so klein, so machtlos in der Kunst, als weil diese Begeisterung fehlt? Ich bin mir bewußt, allein zu stehen, aber wenn ich rund um mich her die Erbärmlichkeit kriechen sehe, so setze ich eine Ehre darin, allein zu stehen.“

„Das ist ein stolzes Wort, mein Fräulein,“ rief der Prinz mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, „aber es gefällt mir — ohne Reserve! es gefällt mir.“

„Es sollte Ihnen nur gefallen, Hoheit,“ antwortete die Schauspielerin leise und mit gesenkten Augen, „wenn Sie dazu mein demüthiges Bekenntniß halten, daß ich mich selbst noch recht klein und unbedeutend finde, wenn ich meine Leistungen mit denen der Meister vergleiche, denen ich nacheifere, und mit den vielleicht noch unerreichten Anforderungen, welche die ersten Geister der Nation an die Schauspielkunst gestellt haben, daß nur das Bewußtsein aufrichtig zu streben mich so muthig und kühn macht.“

Der Prinz bewegte abwehrend ein wenig die Hand,

die auf dem Tische lag und mit einer kleinen Bronce-figur spielte. „Keine unnöthige Bescheidenheit, mein Fräulein —“

„Ich bin wahrhaft, Hoheit,“ betheuerte Antonie sich aufrichtend, „und was ich gesagt, ist meine wahrhaftige Meinung.“

Der Adjutant hatte inzwischen die alten Herren in ein Gespräch gezogen, das sie völlig zu beschäftigen schien. Es handelte sich um einige Oelgemälde, welche die Fürstin auf der Ausstellung angekauft und im Saal placirt hatte. Man war uneinig, ob eine vielfach besprochene gewagte Verkürzung sich auf dem einen oder dem anderen befinde. Schließlich war der Adjutant aufgestanden und hatte den Herren den Vorschlag gemacht, den Streit an Ort und Stelle zu entscheiden, womit sie einverstanden waren. Sie verließen deshalb das Kabinet und der Adjutant folgte ihnen auf dem Fuße. Im Vorbeigehen streifte er die innere Portiere, und war es nun Zufall oder Absicht, sie löste sich von den Schnüren und fiel lang nieder, den Eingang zum größten Theil verdeckend. Er schien es nicht zu bemerken und ging weiter.

Antonie erhob sich rasch von ihrem Sessel und machte eine Bewegung sich zu entfernen.

„Bleiben Sie!“ sagte der Prinz schnell und in fast strengem Ton, und dann freundlicher: „ich bitte Sie noch zu bleiben, mein Fräulein.“

Antonie warf einen ängstlichen Blick auf die Portiere. „Hoheit —“

„Ich unterhalte mich gerne mit Ihnen," fuhr er fort, ohne seine Stellung zu ändern, „und das Gespräch, auf das wir geführt sind, hat ja wohl auch Interesse für Sie."

„Wenn Hoheit die Gewogenheit haben wollen, es im Saal fortzusetzen —" wendete sie zitternd ein.

„O! warum das?" rief er, sich ein wenig seitwärts neigend. „Ich finde es hier sehr gemüthlich und spüre nicht die geringste Neigung, in dem Gewühl einer Tanzgesellschaft über Kunstangelegenheiten zu debattiren. Ich bitte, behalten Sie Platz, mein Fräulein." Er legte dabei die Hand auf ihren Arm und zog sie sanft auf den Sessel zurück. Ohne sich einer auffallenden Unart schuldig zu machen, durfte Antonie das Kabinet nicht verlassen.

„Wovon war doch zuletzt die Rede?" nahm der Prinz wieder das Wort, indem er die langen dünnen Finger an die hohe Stirn legte. „Ach, ich entsinne mich. Sie entwickelten ihre rationellen Anschauungen über die Berufspflichten der Schauspieler. Oder nein — Sie wollten kein Prinzip aufstellen; nur für Sie selbst sollte es gelten, daß Sie es als ein Glück empfänden, sich mit ungetheilter Neigung den höchsten Aufgaben der Kunst im idealsten Sinne zu widmen. Ich hätte so viel begeisterte Hingebung in unserer realistischen Zeit kaum für möglich gehalten. Aber ich zweifle nicht an der Wahrhaftigkeit Ihrer Gesinnungen, mein Fräulein, und ich fühle mich von derselben erwärmt und gehoben. Es wäre bedauerlich, sehr bedauerlich, wenn Sie nicht ein solches Ziel erreichten.

Und doch — — Sie haben zwei Feinde, mein Fräulein, die Alles aufbieten werden, Ihnen den Weg zu verlegen, und ich weiß nicht, ob Sie gegen dieselben gerüstet sind."

„Hoheit meinen —" sagte Antonie mit möglichster Zurückhaltung, da er eine Pause machte und sie, in den Sessel zurückgelehnt und wieder mit der kleinen Figur spielend, mit einem ungewöhnlich scharfem Blicke musterte.

„Ich meine," fuhr der Prinz gelassen fort, „es sei stets von Vortheil, sich seine Gegner genau anzusehen, bevor man sich auf einen Kampf einlassen wolle; man weiß erst, was man selbst vermag, wenn man ihre Stärke und Hülfsmittel kennt. Der erste der beiden Feinde nun, von denen ich sprach, ist — Ihr Herz."

Antonie schrak innerlich zusammen und wurde marmorbleich. Sie faßte wieder nach der Seitenlehne des Sessels um sich zu erheben.

„Sie haben diesen Feind gemeinsam mit allen ihren Schwestern, mein Fräulein," sprach der Prinz mit derselben Gelassenheit weiter, ohne Antoniens Aufregung bemerken zu wollen. „Es ist eine alte und immer wiederkehrende Erfahrung, daß die Flügel, mit denen das Weib sich zu den freien Regionen geistigen Schaffens aufschwingt, im Feuer der Liebe schmelzen. Es liegt in der Natur dieser Leidenschaft, wie sie sich im weiblichen Herzen regt, daß sie sofort eine Alleinherrschaft anstrebt, um sich zugleich einem fremden Willen gefangen zu geben. Der kirchliche Segen festigt die ersehnte Vereinigung für das ganze Leben — aus dem tugendhaft liebenden Mädchen wird

vielleicht eine glückliche Frau; aber mit den Penaten des häuslichen Heerdes vertragen sich die Musen schlecht. Sind Sie Ihres Herzens sicher, mein Fräulein?"

„Diese Frage, Hoheit —"

„Darf nicht unerörtert bleiben, wo es sich um ein so ernsthaftes Ding wie die Kunst handelt. Es giebt freilich junge Damen, die ihr kleines Talent zu Markt tragen, um mit dessen Hülfe eine sogenannte gute Partie zu machen. Die Kunst ist ihnen nicht Zweck, sondern Mittel. Sie haben nichts mit ihnen gemein, mein Fräulein. Nun aber die andere Seite: die Künstlerin=Vestalin! Das wäre ein lockendes Ideal. Wenn es nur nicht auf einer Höhe stände, in deren eisiger Kälte das Herzblut gefriert! Und die Künstlerin braucht doch ein warmes, leicht empfängliches Herz, das sich rückhaltlos der Welt erschließen muß, um all ihre Wonne und all ihr Leid in sich aufzunehmen und in höherem Pulsschlage wieder auszuströmen. Ein Weib, das die Liebe abschwört, mag eine gottselige Nonne werden können, die auf den himmlischen Bräutigam wartet, eine Künstlerin ist daran auf ewig verdorben. Fühlen Sie das, mein Fräulein?"

Antonie schwieg. Ihr war, als ob der Mann, der mit so satanischer Ruhe sein Problem erörterte, seine langen dünnen Finger um ihren Hals gelegt hätte und ihr die Kehle zuschnürte. Wird mich denn Niemand von ihm erlösen? war der einzige Gedanke, den ihr Kopf festzuhalten vermochte.

„Es bleibt zum Glück noch ein Drittes möglich,"

fuhr der Prinz fort, „aber es gehört der Muth einer großen Seele dazu, sich diese Lösung anzueignen. Kleinen Geistern und schwachen Naturen sind die Schranken des Gesetzes und der bürgerlichen Moral aufgerichtet, damit sie daran einen Halt gewinnen und die Gesellschaft nicht schädigen, die aus Ihresgleichen besteht. Die Ueberschreitung, die ihnen so leicht Verderben bringt, weil sie nichts Eigenes einzusetzen haben, ist oft den Starken und Selbstbewußten eine heilige Pflicht, die ihnen erst die Freiheit giebt, dem Antriebe des Genius zu folgen. Wer in seinen Leistungen weit über das Durchschnittsmaß hinausgeht, sollte der ängstlich sein, auch für seine weiteren Bedürfnisse Anerkennung zu verlangen? Wenn der Hafen der Liebe, die Ehe, zu flach ist, um auch die Künstlerschaft einlassen zu können, und doch wieder der Künstlerschaft Segel und Ruder fehlt, wenn sie die Liebe nicht ausrüstet — welche Rettung aus diesem Dilemma giebt es für den weiblichen Genius, als jenes Dritte: die Befreiung der Leidenschaft von den Fesseln der kleinbürgerlichen Moral, die freie Selbstbestimmung —"

„Ich werde Sie nicht weiter anhören, Hoheit," unterbrach die Schauspielerin streng, indem sie sich rasch erhob.

Prinz Arthur zuckte leicht die Achseln und stand nun gleichfalls auf. „Ich glaubte mit der Künstlerin zu sprechen," sagte er, „die eine sehr hohe Meinung von ihrem Beruf und das sehr stolze Bewußtsein hat, ihn in würdigster Weise erfüllen zu können. Diese Künstlerin achtet sich selbst, wie mir scheint, wenig, wenn sie sich mit

einem jungen Mädchen identificirt, das so gut erzogen ist, zu erröthen, wenn man ihm von der Liebe spricht. Brechen wir aber davon ab, mein Fräulein. Ich erwähnte noch eines zweiten Feindes, den ich für nicht minder gefährlich halte, und ich nenne ihn die Vertrauensseligkeit. Hatten Sie den ersteren mit ihren Schwestern gemein, diesen theilen Sie mit der ganzen Künstler-Genossenschaft. Es ist den geistigen Naturen, die in sich Schöpfungskraft fühlen, eigen, daß sie meinen, nur sich selbst hingeben zu dürfen, um die Welt in ihre Bahnen zu zwingen, daß sie großmüthig — ich will nicht sagen hochmüthig — über das Getriebe zu ihren Füßen hinwegsehen und glauben, in der Freundschaft der Himmlischen unantastbar zu sein. Sie vergessen, daß sie für die Irdischen und mit ihnen arbeiten und daß sie nur sich selbst abmüden, wenn sie die Bedingungen übersehen, unter denen ein Einfluß auf die Menge überhaupt erst möglich und wirksam ist. Freilich ist nöthig, daß der Künstler Vertrauen zu sich selbst habe; aber dies vorausgesetzt hat er mit allen den Potenzen zu rechnen, die überall in der Welt die entscheidende Stimme haben, und er wird nichts erreichen als die spitzige Dornenkrone eines unfruchtbaren Märtyrerthums, wenn er ihnen nicht — Concessionen macht."

Antonie hörte jetzt, wo sie sich jeden Augenblick dem Prinzen glaubte entziehen zu können, aufmerksam zu. Was er sprach, formulirte ungefähr die Gedanken, die sie sich in trüben Stimmungen oft schon selbst über die Abhängigkeit der Idee von den materiellen Mitteln zu ihrer

Darstellung gemacht hatte. Aber es widerstrebte ihr, dem Prinzen Recht zu geben, der sicher diese Auseinandersetzungen nicht ohne bestimmte noch unklare Absicht gerade jetzt beliebte. „Das Gute ist selbst eine zwingende Macht, Hoheit," sagte sie deshalb ausweichend, „ich glaube an sie."

„Das ist durchaus nöthig, wenn Sie siegen wollen," bestätigte der Prinz. „Aber werden Sie diesem beseligenden Glauben allein vertrauen und die Hand derer zurückweisen, die mit Ihnen kämpfen wollen? Das wäre offenbar Verrath gegen die gute Sache, der Sie zu dienen beabsichtigen. Ich biete mich zu Ihrem Mitkämpfer an, mein Fräulein — ich! Auch in meine Wiege haben die Musen gnädig ein Geschenk gelegt; das geheime Band, das die Künstlergenossenschaft umschlingt, schließt auch mich ein. Und mehr! Ein günstiger Zufall, oder sagen wir lieber ein gütiges Geschick, hat mich in der Gesellschaft an einen Platz gestellt, der mir von selbst einen weiten Wirkungskreis öffnet. Gerade auf dem Gebiet, auf dem Sie Ihre Saat auszustreuen gedenken, sind meine Machtbefugnisse fast unbeschränkt. Tausenden sind meine Wünsche Gebot; die reichsten Mittel stehen zu meiner Verfügung; der Generaldirector und sein Anhang von kleinen Machthabern sind meine Geschöpfe, wie ich winke, stehen und fallen sie. Wen ich mit meinem Schilde decke, der kann lächelnd auf die Schaar der Angreifer hinabsehen, die ihn mit ihren giftigen Pfeilen bedrohen. Das Größte darf er kühn wagen. Nun wohl! ich habe den guten Willen, Ihren genialen Kunstbestrebungen diesen mächtigen Schutz an-

gedeihen zu lassen, Ihnen Vollmacht zu geben nach Ihren Intentionen reformatorisch zu wirken, Antonie, Sie zum Statthalter in dem Reiche einzusetzen, das meiner Herrschaft unterworfen ist! Fühlen Sie, was diese Zusicherungen bedeuten? Haben Sie den Muth, sich auf die Höhe zu stellen, die ich Ihnen zeige, auf die ich Sie führen will? Antworten Sie!"

Er hatte nach und nach erregter gesprochen, als sonst seine Art war, und Antonie hatte mit verhaltenem Athem zugehört. Ihr Gesicht glühte, und vor den erhitzten Augen tanzten feurige Funken hin und her. „Mir schwindelt, Hoheit," sagte sie leise und beängstigt. „Und das Alles — um welchen Preis?"

„Um den höchsten, den ich fordern kann," rief der Prinz plötzlich mit vorbrechender Leidenschaftlichkeit, indem er einen Schritt auf sie zutrat und seine Hand auf die ihrige legte; „um das Recht, mich Ihren — Freund nennen zu dürfen, Antonie!"

Das Mädchen zitterte am ganzen Leibe, wie die Taube, die eine Schlange anzüngelt. „Ihren Freund —?" wiederholte sie mit matter Stimme.

„Wägen Sie das Wort nicht so genau," flüsterte er nah an ihrem Ohr. „Giebt's nicht eine Freundschaft zwischen Mann und Weib, die mehr ist, als der Zusammenklang verwandter Geister? Ein freies Verbündniß zur Gemeinschaft in allen Beziehungen des Lebens, die von Person zu Person gehen! Ich will der Künstlerin dienen mit allen meinen Machtmitteln — mein sei dafür das Weib!"

Antonie schleuderte seine Hand fort und maß ihn mit einem Blick flammenden Hasses. „Nie! nie!“ rief sie mit fast erstickter Stimme, „in alle Ewigkeit nie!“

Um die Mundwinkel des Prinzen zuckten die Muskeln zu den Schläfen hinauf. „Sie werden sich anders besinnen,“ zischelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen vor, „und wenn nicht — bereuen!“

„Ich brauche keine Bedenkzeit!“ erwiderte sie mit einer Heftigkeit, die ihre Empörung verrieth, „und was da kommen mag, komme! — Entlassen Sie mich, Hoheit —“ fuhr sie gemäßigter fort, „ich möchte ungern durch die Art, wie ich meine Frauenehre vertheidige, Anstoß geben, und fühle doch, daß ich nicht Gewalt über meine Worte habe. Ew. Hoheit werden mich nicht so tief erniedrigen wollen, daß Sie mich zwingen, geduldig anzuhören, was mich beleidigt.“

Er schritt rasch an ihr vorbei und stellte sich vor den Ausgang. „Wir dürfen so nicht scheiden,“ sagte er — „schon Ihretwegen nicht. Ist es eine Beleidigung, wenn ich Ihnen zuschwöre, daß Sie in mir ein Gefühl von Hochachtung erweckt haben, wie nie zuvor ein Mensch, daß ich für Sie etwas empfinde, wie für kein anderes Weib, daß ich glücklich und unglücklich werden kann durch Sie?! Mit übermenschlicher Kraft habe ich meine Leidenschaft im Zügel gehalten, um Ihnen erst alles zu sagen, was der Verstand zu bedenken giebt, aber es tobt und stürmt in mir zu heftig, ich zwinge mich nicht mehr. Sie haben mich schwach gesehen, Antonie, und wenn Sie mich

verlassen, ohne mir Hoffnung zu geben — so bin ich der Beleidigte!"

Es war trotz der glühenden Worte, die von seinen Lippen strömten, etwas Eisig-Kaltes in seiner ganzen Haltung. Er bat nicht, er befahl; er klagte nicht, sondern drohte. Antonie wandte sich ab und schwieg.

In diesem Augenblick bewegte sich die Portiere und gleich darauf trat der Musikus ein. Der Prinz schoß einen wüthenden Blick auf ihn ab; Antonie drückte die Hand auf's Herz und flüsterte: „endlich — endlich!" Die Thränen perlten ihr aus den Augen; es war ihr zu Muth, als ob sie einer großen Gefahr entrissen sei und wieder frei athmen dürfe. Aber kaum eine Secunde lang gönnte sie sich Zeit zur Erholung. Dann hatte sie ihre ganze Fassung wieder, und mit leicht erzwungener Heiterkeit rief sie dem Eintretenden zu: „Ah! Sie kommen, mich zu erinnern, daß die Stunde, die ich noch der Gesellschaft bestimmt hatte, längst verflossen ist. In der That, ich bin leichtsinnig! Morgen ist eine Probe, und ich bin mit den Vorbereitungen nicht fertig. Hoheit wollen verzeihen —"

Der Prinz trat einen Schritt zurück, um sie vorbei zu lassen und verneigte sich mehrmals höflich. Auch sein Gesicht hatte wieder den gewöhnlichen Ausdruck vornehmer Zurückhaltung angenommen. Er wußte Antonie innerlich Dank, daß sie ihm so leicht über die für ihn so peinliche Situation hinweggeholfen hatte, und zugleich imponirte ihm die Herrschaft, die sie über sich selbst übte. Die Augenwimpern waren so tief gesenkt, daß ein Beobachter

vergebens hinter den Schleier zu schauen versucht hätte. Er grüßte leicht und entfernte sich aus dem Cabinet.

„Sie kamen zur rechten Zeit!“ sagte Antonie, als sie sich mit dem Musikus allein sah; „ich danke Ihnen.“

„Ich hatte Sie vergebens im Saal und in den Zimmern gesucht,“ erzählte er; „da glaubte ich hier Ihre Stimme zu vernehmen. Ich hatte den Prinzen eintreten gesehen. Ein Herr, der auf Wache zu stehen schien, wollte mich zurückhalten; ich wies ihn aber ab. Das Wenige, was ich durch den Vorhang vernahm —“

„Lassen wir's vergessen sein,“ unterbrach Antonie. „Und nun so schnell als möglich fort von hier! Mir zittern die Kniee; ich vermag mich kaum noch aufrecht zu halten.“

Er reichte ihr den Arm. „Armes Kind! Sie haben einen gefährlichen Freund abgewiesen, um einen nicht minder gefährlichen Feind zu erwerben.“

„Mag man mir die Thüren des Schauspielhauses schließen,“ rief sie in krampfhaftes Weinen ausbrechend, „ich werde nicht vergessen, was ich mir schuldig bin!“

Er ließ ihr Zeit, sich zu beruhigen. Dann führte er sie durch den Saal nach der Vorhalle. Logendorf walzte gerade mit der Meernixe und schien sie nicht zu bemerken. Der Prinz sprach mit dem Generaldirector und hob sein Lorgnon vor's Auge, als Antonie vorüberging.

„Die kleine Cordula Dreischock beschwert sich bitter bei mir, lieber Graf,“ sagte der Prinz wie beiläufig, „daß ihr seit einiger Zeit alle Rollen genommen werden. Hat sie Grund?“

„Ich glaubte, ganz den Intentionen Ew. Hoheit gemäß zu handeln," antwortete der Generaldirector etwas stutzig, „wenn ich Fräulein Antonie Schiller —"

„Ja, ja, lieber Graf, schon gut! Aber es wird Zeit sein, einmal wieder zu wechseln. Man hört gern wieder den frisch realistischen Ton anschlagen, auf den sich die Dreischock so gut versteht. Schon des Vergleichs wegen."

Der Graf verneigte sich. „Ich bin ganz Ew. Hoheit Meinung und wartete nur eine Aeußerung ab —"

„Um so besser," sagte der Prinz. „Da schließt ja auch der Walzer und Logendorf führt Ihr reizendes Töchterchen auf den Platz zurück. Haben wir bald ein Familienereigniß zu erwarten? Wenn nur nicht die Schauspielerin, die er Ihnen zugeführt hat — ich will nicht indiscret sein. Wollen Sie ihn gütigst benachrichtigen, daß ich ihn noch zu sprechen wünsche?"

„Sogleich, Hoheit!" Der Graf wand sich in Schlangenlinien durch die abtretenden Paare und erledigte den hohen Auftrag.

Zehntes Capitel.

Wolken am Theaterhimmel.

Eines Tages in der nächsten Woche wurde Antonie durch einen Besuch aus der Heimath überrascht, an den sie am wenigsten gedacht hatte.

Schlesinger, der frühere Theater-Referent für den „Fortschritt", ließ sich melden.

Er machte in seiner ganzen Erscheinung, sehr abstechend gegen den früheren Zustand, den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Nicht nur, daß sein Visitenanzug tadellos war und ein Paar goldener Manschettenknöpfe den Beweis lieferten, daß er sich sogar einen kleinen Luxus gestatten dürfe; auch sein Gesicht zeigte eine frischere Farbe und das krause, schwarze Haar schien unter der Bürste eines geschickten Friseurs viel von seiner Struppigkeit verloren zu haben. Antonie war hocherfreut, endlich einmal einen Landsmann begrüßen zu können und lud ihn zu längerem Bleiben ein.

Er mußte zunächst berichten, was ihn hierher führe. Er wolle sich einige Jahre möglichst ungestört durch jour-

nalistische Arbeiten den Studien hingeben und sich den Doctorhut erwerben, theilte er mit. Das sei lange schon sein Wunsch gewesen; aber in seiner bedrängten Lage habe er leider alle seine Zeit für den Broderwerb in Anspruch nehmen müssen. Sein Bruder, den er unterstützte, sei noch nicht so weit, auf eigenen Füßen stehen zu können, und so wäre vielleicht seine Sehnsucht, sich geordnete Kenntnisse zu verschaffen und zu wissenschaftlichen Arbeiten zu befähigen, noch lange unerfüllt geblieben, wenn sich nicht der Stadtrath Füllborn in's Mittel geschlagen und ihn gefördert hätte. Mit Hülfe einiger Freunde, die er für den kampfmuthigen Recensenten zu interessiren gewußt, sei ein ansehnliches Stipendium zusammengebracht und ihm zur Disposition gestellt, so daß er nun eine sorgenfreie Zeit vor sich sehe. Mit Füllborns Zustimmung habe er die Universität hier bezogen, da die Hauptstadt mit ihren bedeutenden Kunstanstalten, ihrem großartigen Theater und ihrem erhöhten geistigen Leben überhaupt seiner Ausbildung gerade in der Richtung, in welcher er sie suchte, dienlich sein müßte. So werde er sich denn nun mit allem Eifer in das Studium der neueren Literatur stürzen und sich nur solche Zerstreuungen gestatten, die mit auf diesem Wege lägen. Dazu rechne er in erster Linie den Besuch des Theaters, das ja nach allen Berichten durch Antoniens Bemühungen einen entschieden idealen Aufschwung genommen habe.

„Ich habe das Wirthshausleben satt," sagte er, „und werde froh sein, mich in mein Stübchen einmauern und

den Einsiedler spielen zu können. Ich gedenke auch vorläufig nicht Bekanntschaften zu suchen, sondern erst eine feste Grundlage für positives Wissen zu gewinnen, auf die sich fußen läßt. Sie glauben nicht, wie erbärmlich man sich mit der Zeit vorkommt, wenn man sich genöthigt sieht, über tausend Dinge zu sprechen und zu schreiben, von denen man doch nichts oder wenig versteht, und immer den Mangel an Kenntnissen durch eine witzige und pikante Ausdrucksweise zu verdecken. Das ganze Dasein erscheint schließlich nur noch ein witziger Einfall, über den man nicht einmal lachen kann. Ich gedenke mich übrigens so weit zu bringen, daß ich später ohne große Mühe das Stipendium zurückerstatten kann. Ich habe es nur angenommen unter der Bedingung, daß ich es als ein Darlehn betrachten dürfe, das später einem andern armen Teufel in ähnlichen Verhältnissen, wie die meinigen, Nutzen bringen könne. Stadtrath Füllborn hat diese Idee aufgenommen und, wenn ich so sagen soll, festgelegt, indem er ihr die nöthige praktische Form gab. Er ist doch ein Mann aus einem Guß; ich habe ihn jetzt erst, nachdem er mir sein Haus geöffnet hatte, was ich mittelbar Ihnen verdanke, nach seinem ganzen Werth schätzen gelernt."

Der gute Stadtrath Füllborn! Lebte er doch auch in Antoniens Andenken als das Vorbild eines Mannes, der stets das Herz auf der rechten Stelle zeige. Sie konnte nicht genug von ihm und seiner kleinen, stattlichen Frau hören, die so viele Grüße an sie aufgetra-

gen hatte als Aequivalent gleichsam für ihr seltenes Schreiben.

Es kam die Rede ganz von selbst auch auf Lobach und seine alte Mutter. Der Doctor wandele nicht auf Rosen, erzählte Schlesinger. Seit man wisse, daß er poetische Allotria treibe, sei er unter strenge Aufsicht genommen und werde unablässig vom Director chicanirt, der nun einmal in seiner gelehrten Anstalt nur strenge Fachphilologen dulden wolle. Die Collegen seien erbittert, weil er sich in hohem Grade die Liebe und das Vertrauen der Schüler erworben habe, was sie lediglich dem Mangel an pädagogischem Ernst beim Unterrichte zuschreiben zu müssen glaubten. Lobach habe seinen Eigensinn darauf gesetzt, diese unberechtigten Vorurtheile durch verstärkten Pflichteifer zu beseitigen; aber er werde sich, meinte Schlesinger, dabei nur selbst aufreiben und die Mohren nicht weiß waschen. Das Verhältniß sei nicht auf die Dauer zu halten, Lobach müßte denn Buße thun und sich verschwören, nie wieder einen Vers drucken zu lassen.

„Möchten sie ihn nur noch ärger peinigen,“ sagte Antonie, „damit er endlich die Flucht aus diesem Käfig ergreift. Aber er ist — Gott sei's geklagt — aus dem Holz, aus dem die Märtyrer geschnitzt zu sein pflegen.“

Antonie erkundigte sich nun auch nach dem Theater ihrer Vaterstadt. „Kennen Sie denn die neuesten welterschütternden Ereignisse noch gar nicht?“ rief Schlesinger. „Ach! das war ja eine Scandalgeschichte, wie sie im

Buche steht! Nudel ist auf dem Punkte, Bankerott zu machen."

„Nudel — wär's möglich!"

„Freilich! er hat die größten Anstrengungen aufgeboten, die Presse zum Schweigen zu bestimmen. Da haben Sie also aus den Zeitungen nicht Nachricht erhalten können. Aber die Sache ist richtig; Nudel, der Erzpfifficus, steht vor einer grandiosen Pleite."

„Aber wie das so plötzlich?"

„Geht doch überall der Krug so lange zu Wasser, bis er bricht, und er muß sich schneller verbrauchen, wenn er nicht mehr aus dem Vollen schöpft, sondern den spärlichen Zufluß aus allerhand Steingeröll aufzufangen hat, weil die rechten Quellen längst versiegt waren. Der sich auf den Raubbau legt, wird stets die Erfahrung machen, daß die ersten überraschenden Erfolge nicht nachhaltig sind und zu den herbsten Verlusten führen. So geht's auch mit dem Theater, wenn man ihm das intelligente Publikum, das doch allein ein Kunst-Institut halten kann, entfremdet und es mit der Possen- und Zotenwirthschaft versucht, die den Pöbel eine Weile amüsirt. Als Nudel die Concurrenz mit dem Café chantant Bullenriefer einging, grub er sein Grab; was ihm aber zuletzt den Todesstoß gegeben hat — ja! das sollten Sie rathen?"

„Ihre fliegenden Blätter, die mir übrigens Füllborn regelmäßig unter Kreuzband zugeschickt hat?"

„Zu viel Ehre, mein Fräulein. Nein! sie waren nur

die Leichenreden, die er schon bei Lebzeiten zu hören bekam. Es war ein Schlag aus heiterem Himmel und um so niederschmetternder. Er hatte doch in den guten Tagen, als der Raubbau noch glückte, ein hübsches Sümmchen bei Seite gelegt, und Adelaide war die Hüterin dieses Schatzes, den das edle Geschwisterpaar so eifrig zu vermehren trachtete. Sie kennen ja die Dame mit den schwarzen Locken und den weißen Zähnen, die beide falsch sind, und haben sie wohl manchmal für herzlos gehalten, wie wir Andern auch, die wir ihre Klugheit bewunderten. Und welch' großes Herz schlug in dieser Brust! Spät freilich fand Gott Amor seinen Weg da hinein — er mochte sich wohl absichtlich nicht beeilt haben — brachte dann aber eine Revolution zum Ausbruch, die schreckliche Folgen hatte. Kein Geringerer als der große Mime Theobald Splitter war der Glückliche, die Feuersbrunst zu entzünden, in deren Flammen er sich zu stürzen gedachte, um zu retten, was an Gold und Goldeswerth vorhanden. In einer rabenschwarzen Nacht packte sie die Werthpapiere zusammen, die unter ihrem Verschluß waren, verließ damit das Haus ihres Bruders, den sie unfähig wußte, ihre Liebe zu verstehen, und begab sich zur Eisenbahn, wo der Geliebte auf sie wartete und ihr die Last abnahm. In seiner Begleitung befand sich ein halb verrückter Kellner aus dem „König von Portugal", der aus Begeisterung zur Kunst seinem Herrn durchging und vorläufig bei Splitter und seiner Dulcinea Dienste nahm, die wenig kosteten. Nudel fand am nächsten Morgen

einen Abschiedsbrief, der ihm meldete, daß Adelaide und Splitter fern in ländlicher Stille den Bund ihrer Herzen vom Priester würden weihen lassen und daß sie es vorgezogen habe, ihre Ausstattnng gleich mitzunehmen, damit die Theilung keinen Zank verursache. Der Hahnenkamm des armen Directors hatte viel zu leiden; er ist so dünn geworden, daß keine Macht der Erde ihn seitdem noch aufrecht erhält. Nudel war ruinirt, seine Geldreserve fort, Splitter fort, der noch etwas Kasse machte, Adelaide fort, die ihm im Geschäft unentbehrlich geworden war! Ein Abgrund öffnete sich vor ihm, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann er hineinspringen wird. Sic eunt fata hominum!"

„Das ist eine Tragikomödie," sagte Antonie, „die lächerlich genug sein mag; ich kann aber darüber nicht lachen, wie ich möchte, denn das Verhängniß, das die Uebelthäter ereilt hat, schaut zu ernst drein. Das Stück könnte heißen: Die Rache der Musen!"

„Die letzten Acte stehen noch aus," meinte Schlesinger. „Nudel hat plötzlich sein Princip umgekehrt; er giebt lauter Classicitäten, um sich als Kunstfreund zu beweisen, schwört hoch und theuer, daß nur seine Schwester der böse Engel gewesen sei, der ihn die schlüpfrige Bahn zur Zote hinabgelockt habe, und ist sogar in Ermangelung eines erträglichen Charakterspielers selbst als Franz Moor aufgetreten. Das ungeheure Fiasco, das er machte, konnte ihn belehren, daß seine Zeit vorüber sei. Man höhnt seine Schauspieler, seine Decorationen, seine Gar=

derobe — er giebt eigentlich nur noch Spektakelstücke. Wir sind bald bei der Sündfluth angelangt, aber sie kommt nicht „nach ihm“, sondern sie schlägt über ihm zusammen, und seine Arche, auf der er sich in Sicherheit zu bringen hoffte, schwimmt mit dem sauberen Pärchen weit davon.“

„Hat man Nachricht von ihnen?“ fragte die Schauspielerin.

„So weit sicher, daß von der Trauung in ländlicher Stille nichts geworden ist. Theobald Splitter liebt die Idyllen nicht und hat nicht leicht sentimentale Anwandlungen. Er soll sich hier in der Residenz herumtreiben und wird unzweifelhaft für Adelaide's Ausstattung die vergnüglichste Verwendung wissen.“

Antonie bat „den lieben Landsmann“ auf's freundlichste, es bei dieser förmlichen Visite nicht bewenden zu lassen, sondern des Abends „im Kreise der Familie“ vorlieb zu nehmen, so oft es seine Zeit gestatte. Sie sah ihn nicht als einen Fremden, sondern als einen Genossen des Füllborn'schen Hauses an und meinte ihn deshalb durch ihr besonderes Vertrauen ehren zu müssen.

Schlesinger machte von der ihm ertheilten Erlaubniß gern Gebrauch. Der Musikus wurde zugezogen und auch Robert, als er aus der Fabrik kam, einmal aufgefordert, an der Abendunterhaltung Theil zu nehmen. Amanda besorgte in Antoniens Auftrage die Einladung. Robert brachte Entschuldigungen vor, als er hörte, daß Jemand

aus seiner Vaterstadt zu Gast sei, aber das muntere Mädchen ließ sie nicht gelten.

„Wer ist der Fremde, von dem Sie sprechen?“ fragte er.

„Sie werden's ja sehen, kommen Sie nur.“

„Ich will's aber vorher wissen.“

„Brrr! dann habe ich den Namen vergessen.“

„Ich bin müde.“

„Deshalb sollen Sie sich eben erfrischen.“

„Ich passe gar nicht da hinein.“

„Das wollen wir einmal sehen. Sie können ganz liebenswürdig und manierlich sein, wenn Sie sich nur ein klein wenig Mühe geben.“

„Wirklich?“

„Aber Sie geben sich selten Mühe. Man hat seine liebe Noth, Sie zum Sprechen zu bewegen.“

„Warum soll ich denn sprechen?“

„Ja, warum sollen Sie denn schweigen? Man muß Sie doch kennen lernen.“

„Davon hat man etwas Rechtes!“

„Pfui! Wer wird so wenig auf sich halten? Ich denke, man hat die Verpflichtung, sich möglichst vortheilhaft zu präsentiren.“

„Das wird Manchem nicht schwer.“

„Zum Beispiel —?“

„Ihnen.“

„Meinen Sie? Als ob es nicht eine Aufgabe wäre, einem Menschen, der kaum guten Tag zu sagen Lust hat, stets ein freundliches Gesicht zu zeigen?“

„Und warum thun Sie das?“

„Hm — weil ich mir denke, daß Sie's nicht besser wissen. Denn daß Sie mich nicht sehen wollen, wenn Sie vorübergehen, kann ich mir nicht einbilden. Sie machen immer so große Augen.“

Robert wurde blutroth. „Ich werde künftig die Augen schließen,“ sagte er verlegen.

„Auf Ihre Verantwortung! Wissen Sie, was ich denke?“

„Nun?“

„Daß ich mir Gottes Lohn verdienen möchte, wenn ich an Ihrer Erziehung arbeiten wollte. Sie haben noch sehr viel zu lernen, um für einen Menschen gelten zu können — sehr viel! Und Sie dürfen doch nicht umsonst in der Residenz gewesen sein und das Glück gehabt haben, bei gebildeten Leuten zu wohnen.“

„Mir kann's recht sein,“ schmunzelte er.

„Dann müssen Sie sich aber auch hübsch folgsam erweisen, damit ich Ehre mit Ihnen einlege. Wollen Sie nun also kommen?“

„Meinetwegen.“

„Nun — meinetwegen schon nicht. Machen Sie also flink Toilette —“

„Was —“

„Sie werden doch nicht im Arbeitsrock und mit so berußten Händen erscheinen wollen?“

„Ah so — Gut! In einer halben Stunde —“

„Da zieh ich mich ja fix und fertig zum Ball an!

Zehn Minuten gebe ich Ihnen Zeit — sehen Sie nach der Uhr! Ach schon so spät? Ich muß nach der Küche, der Mama zu helfen. Also auf Wiedersehen!" Sie hüpfte fort.

Robert war nicht wenig verwundert, Schlesinger anzutreffen, aber die Verwunderung war zugleich wechselseitig. „Also findet man Sie!" rief der Referent, „und wie verändert —!"

„Schweigen Sie!" bat Robert leise.

Schlesinger schüttelte seine Hand. „Glauben Sie denn, daß ich mich nicht darüber freue, Sie in besseren Verhältnissen anzutreffen?" sagte er; „mit der Vergangenheit wird man schon fertig, wenn man erst für die Zukunft zu sorgen anfängt."

Der Musikus versicherte, daß er ein tüchtiger Arbeiter sei, der es in seinem Fache noch weit zu bringen verspreche. „So können Sie Ihren nächsten Angehörigen noch einmal sehr nützlich werden," meinte Schlesinger. „Wissen Sie denn, daß Ihre Schwester Angelika sich mit dem jungen Petter verlobt hat? Das war auch ein harter Schlag für Nudel, denn sie singt seitdem nicht mehr im Theater. Petter hat sich mit Brown und dem alten Smitt associirt; sie stehen in Unterhandlung wegen Uebernahme eines Fabrikgeschäftes. Petter wird die Buchführung, Brown das äußere Geschäft übernehmen, Smitt ist stiller Compagnon mit dem Geld, das er einwirft und das er als Browns Eigenthum betrachtet, so wenig sein Herr auch etwas davon wissen will. Auch das Petter'sche

Capital stammt ja von Brown. Mag es ihnen Segen bringen."

Der Musikus hörte aufmerksam zu, äußerte sich aber nicht. Das Gespräch kam über Angelika hinweg wieder auf die jüngsten Theaterereignisse. Schlesinger erzählte, daß er den großen Mimen Theobald Splitter Mittags, als er einen Spaziergang machte, im Park mit einigen anderen Herren habe in einer eleganten Equipage fahren sehen. Die Gesellschaft sei sehr lustig gewesen; er habe sie für angetrunken gehalten. Namentlich könne Splitter nicht nüchtern gewesen sein, da er zum großen Gaudium der nachlaufenden Straßenjugend Papiergeld habe fliegen lassen. „Wenn das Nudel gesehen hätte!" setzte er hinzu, „das Herz im Leibe hätte sich ihm umgedreht."

Antonie stellte die Frage auf, was geschehen werde, wenn der Director wirklich abzutreten genöthigt sei. „Es wird sich leicht ein Anderer finden," meinte Schlesinger, „der die Sache noch elender betreibt, als er. Wenn man das Theater einem Speculanten überläßt, so kann es nichts Besseres werden, als eine Schaubude."

„Das wäre sehr zu bedauern," entgegnete Antonie. „Wie ich meine liebe Vaterstadt kenne, sind darin so viele geistige Elemente, daß ein gutes Schauspiel wohl die nöthige Unterstützung finden müßte. Von allen Seiten habe ich den Wunsch danach aussprechen gehört; und haben nicht die Vorstellungen, bei denen ich selbst betheiligt war, gezeigt, wie lebhaft man sich gerade in den Kreisen, die sich sonst vom Theater fern hielten, für dasselbe interessirt,

sobald Ernst gezeigt wird? Wenn man mir die erforderlichen Mittel in die Hand legte, ich würde mir's übernehmen, gerade dort eine Bühne herzurichten, auf die man in ganz Deutschland mit Achtung blicken sollte."

„Und würden Sie sich wirklich dazu verstehen können," fragte der Musikus, „eine hervorragende Stellung am Residenztheater aufzugeben, um die Leitung einer Provinzialbühne zu übernehmen?"

Antonie überlegte einen Augenblick. „Warum nicht?" sagte sie dann entschlossen. „Nur müßte ich die Bedingungen stellen können. Ist eine Reform des deutschen Schauspielwesens überhaupt möglich, so wird sie von den Hofbühnen nicht ausgehen. Sie haben zu viel Rücksicht auf den verbildeten Geschmack und die Liebhabereien ihrer hohen Gönner zu nehmen, als daß sie principiell durchgreifen könnten, wenn es sich darum handelt, ein Volksbildungsinstitut in seinem reinsten Begriff herzustellen. Anders in einer Stadt, die volkreich und wohlhabend genug ist, ein tüchtiges Theater unterhalten zu können und die zugleich auf sich selbst angewiesen ist, es sich zu schaffen. Dazu sind nicht unbeträchtliche Mittel erforderlich, welche die Stadt zur Disposition stellen müßte, wie ich es mir denn überhaupt als das Ersprießlichste denke, wenn nicht ein Privatmann und nicht eine Actiengesellschaft, sondern die Stadt selbst das Theater übernimmt und seinen Etat feststellt, innerhalb dessen dann die möglichst unabhängige artistische Direction zu wirthschaften hat. Dieser Etat wäre einzurichten nach dem Bedürfniß einer

Kunstanstalt und nicht aus dem Gesichtspunkte eines gewinnbringenden Geschäfts; der etwaige Mehrbedarf — ich glaube, daß er sich in wenigen Jahren auf ein Minimum reduciren würde — wäre ebenso unbedenklich aus öffentlichen Mitteln herzugeben, als der Mehrbedarf der städtischen Unterrichtsanstalten, wenn das Schulgeld nicht zureicht. O! ich wollte freudig meine beste Kraft einsetzen für ein so heilsames und fruchtbringendes Werk und es würde mir an Unterstützung nicht fehlen."

„Leider sind das fromme Wünsche, mein Fräulein," meinte Schlesinger, „und werden wohl für immer fromme Wünsche bleiben. Stadtrath Füllborn hatte an etwas derart gedacht, aber selbst ihm fehlte der Muth, sich von einer Einwirkung auf die städtischen Machthaber in diesem Sinne irgend welchen Erfolg zu versprechen. Ein geringer Zuschuß aus dem Stadtsäckel wäre das Aeußerste, was sich erwarten ließe."

Der Musikus hatte den Kopf in die Hand gestützt und sein großes Auge unverwandt auf Antonie geheftet. „Die Idee ist doch so schön," sagte er, „daß sie nicht verdient, so leichtfertig bei Seite geworfen zu werden, wenn sich der Ausführung Schwierigkeiten entgegensetzen. Das ist einmal eine Arbeit in's Große, an der man sich geistig erfrischen kann. Und es gäbe vielleicht doch Möglichkeiten - glückliche Zufälle — unerwartete Unterstützungen — es wäre gut, den Plan bis in's Einzelne fertig in der Tasche zu halten — für alle Fälle."

Schlesinger schüttelte bedenklich den Kopf. Aber An-

tonie ließ sich nicht so leicht einschüchtern. „Und sind wir nicht schon ein ganz ansehnliches Häuflein von Personen zusammen,“ rief sie voll Lebhaftigkeit, „denen es um die Sache ernst ist? Meine Begeisterung für Alles, was wahre Kunst heißt, kennen Sie, und sie würde auch andere Standesgenossen anstecken, ich habe schon Erfahrungen dafür. Franz Lobach wäre unser Theaterdichter und Dramaturg; was ihm jetzt noch an technischen Kenntnissen abgeht, wäre unschwer zu ersetzen; der Kapellmeister sitzt mir gegenüber und der Theater-Kritikus mir zur Seite; auf Stadtrath Füllborn wäre gleichfalls unbedingt zu rechnen. Das müßte ein Zusammenwirken sein Hand in Hand. Machen wir einen Bund!“

„Und mich vergessen Sie ganz, Fräulein?“ sagte die kleine Amande so weinerlich traurig, daß alle Anwesenden laut auflachen mußten. „Sie werden ja doch einen Vorstand für die Theatergarderobe brauchen, die ich mir sehr ideal denke und ich kann versichern, daß ich sie aus den höchsten Gesichtspunkten beaufsichtigen würde.“

Dieses Intermezzo brachte in die kleine Gesellschaft den lustigsten Ton; man fing an, das Kartenhaus höher und höher auszubauen und hatte seine Freude daran, ein prächtiges Luftschloß herzustellen. „Unsere gute Madame Hagemann als General-Theatermutter versteht sich von selbst,“ scherzte Schlesinger; „es fehlt nur noch, daß unser Freund Robert das Amt eines Maschinenmeisters übernimmt, und die Rollen sind vertheilt.“

Amande klatschte in die Hände. „Das wäre prächtig!" rief sie.

Aber Robert selbst war damit nicht einverstanden. „Das kann auch ein Anderer," sagte er, „und ich will höher hinaus. Ich gehe nach England, sobald ich hier fertig bin, und wenn's sein kann, nach Amerika. Da giebt's Fabriken."

„Ach! Sie garstiger Mensch!" schmollte Amande, „nicht ein Fünkchen von Kunstsinn glüht in Ihnen. Aber gehen Sie nur — wir werden auch ohne Sie fertig werden."

Madame Hagemann hatte in ihrem Zimmer gedeckt. Auch die ältere Tochter fand sich nun ein, die den Schluß des Geschäfts hatte abwarten müssen, und die kleine Gesellschaft trennte sich erst spät in sehr animirter Stimmung.

„Gedenken Sie wirklich nach Amerika auszuwandern?" fragte Amande den jungen Maschinenbauer beim Abschiede; „es ist ja so weit!"

„Ich komme wieder," tröstete er, „und dann hoffentlich als ein gemachter Mann." —

Ewald Lauter hatte die Aufforderung des Prinzen, sich im Palais vorzustellen, nicht vergessen, aber er schwankte einige Tage lang, ob er ihr Folge leisten solle. Es schien ihm sehr wahrscheinlich, daß der hohe Herr sich seiner nicht mehr erinnern werde, wenn er ihn beim Wort nähme, und wenn doch, so war es vielleicht mißlich, sich an eine feste Stellung binden zu lassen. Endlich hielt er

es doch mit Rücksicht auf Antonie gerathen, seine Rolle treu weiter zu spielen, und machte deshalb seine Visite.

Der Prinz empfing ihn sehr freundlich und gab zu verstehen, daß er ihn schon erwartet gehabt habe. Nach dem, was er von ihm gehört, müsse er ihn für einen Musiker nicht gewöhnlichen Schlages halten und einen solchen brauche er gerade. Ob nun augenblicklich eine Stelle in der Kapelle offen sei, wisse er zwar nicht, wolle aber eintretenden Falles gewiß seinen Einfluß für ihn geltend machen, wenn er sich zunächst für andere Dienste bewähre. „Ich brauche Jemand in meiner nächsten Umgebung," sagte er, „mit dem ich mich musikalisch verständigen kann. Wie ich meinen Secretair habe, dem ich nur mit wenigen Worten meine Meinung anzudeuten brauche, um sie einige Minuten darauf in einem wohlstylisirten Schriftstücke vorgelegt zu erhalten, so muß ich auch meine musikalischen Gedanken mittheilen können, um sie in reinlichem Satz zurückzubekommen. Bei meiner zerstreuenden Beschäftigung bleibt mir wenig Zeit, selbst auszuführen, und das ist um so hinderlicher, als mein Reichthum an Ideen wirklich groß ist. Bei Ihren technischen Fertigkeiten und bei Ihrer Phantasie wird es in vielen Fällen genügen, wenn ich Ihnen eine Reihe von Noten nenne, die mir gerade durch's Ohr summt, oder leicht über die Tasten greife, um Sie mit meinem geistigen Schaffen bekannt zu machen; den Gedanken Form zu geben, wäre dann Ihre Sache, und mein Eigenthum wäre gewahrt. Wie denken Sie darüber? Nicht der ist der Bildhauer, der den Meißel

an den Marmor setzt und den Hammer schwingt, sondern in dessen Kopf das Bild entstand, das werth ist, in Stein verkörpert zu werden."

Er trat an den Flügel, der aufgeschlagen mitten im Zimmer stand, und nahm von dem Notengestell ein Blatt, auf dem einige Reihen mit Bleistift beschrieben waren, und reichte es Ewald hin. „Da haben Sie einen musikalischen Einfall von heute Morgen," fuhr er fort, „die leitende Stimme ist ziemlich vollständig skizzirt, für einige Hauptübergänge findet sich auch die Harmonie angedeutet. Dort liegt eine Violine. Erproben wir einmal die Wirkung des kleinen Musikstücks."

Ewald überflog mit den Augen das Blatt, legte es dann zur Seite, griff ohne Zögern zur Violine, introducirte das Thema und variirte dasselbe dann auf's Kunstreichste. Der Prinz drückte seine volle Zufriedenheit aus. „Ich überzeuge mich, daß ich heute eine recht glückliche Stunde gehabt habe, als mir das da in den Sinn kam. Es wäre mir lieb, wenn Sie die Variation für Klavier und Violine aufschreiben wollten. Wir können Sie dann auf der nächsten Soiree der Fürstin vorführen. Fräulein Antonie Schiller übernimmt gewiß gern die Begleitung. Sagten Sie mir nicht — oder irre ich da —? daß sie Ihre Hausgenossin ist?"

Das Gespräch war auf Antonie geleitet und kam nicht mehr von ihr ab. Der Prinz versicherte, daß er sich für sie interessire und sehr bedauern würde, wenn sie ihm die Theilnahme für ihre Bestrebungen durch eigen-

sinnige Zurückhaltung erschweren wollte. „Die junge Dame ist noch merkwürdig befangen in bürgerlichen Vorurtheilen,“ warf er hin, „wahrscheinlich die Folge einer sehr engen Erziehung. Das ist auch Logendorfs Meinung, der sie ja wohl von ihrer Vaterstadt her kennt. Mein Himmel! mit dieser mädchenhaften Zimperlichkeit wird man keine große Schauspielerin. Man muß selbst etwas durchleben, um aus sich die großen Leidenschaften schöpfen zu können, deren wahrhafte Darstellung die Kunst fordert. Sie haben sicher öfters Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen; wirken Sie bei ihr auf eine freiere Auffassung der Verhältnisse hin. Es wird mir angenehm sein, in Ihnen den aufgeklärten Künstler zu finden, der meine guten Absichten richtig zu deuten und in angemessener Weise zu communiciren weiß.“

Der Musikus widersprach nicht. Es schien ihm, daß er es als einen günstigen Zufall betrachten dürfte, vom Prinzen mit einer Stellung betraut zu sein, in der er denselben aus unmittelbarster Nähe beobachten und von seinen Beziehungen zu Antonie genaueste Kenntniß erhalten konnte. Worauf der Prinz zielte, entging ihm nicht, und es ließ sich voraussehen, daß er sich bald noch deutlicher erklären würde. Was dann geschehen mußte, um Antonie zu sichern, blieb noch zu überlegen.

Seitdem verging kaum ein Tag, an dem nicht Ewald Lauter mehrere Stunden Vormittags im prinzlichen Palais zubringen mußte. Der hohe Componist fand seine Dienste so vortrefflich, daß er gern einräumte, sich noch

nie eines so geschickten Beistandes bei seinen musikalischen Arbeiten zu erfreuen gehabt zu haben. Eine neue Oper wurde in Angriff genommen und in den Hauptnummern überraschend schnell gefördert. Der Prinz sah sich durch das Gelingen angeregt und wirkte anregend auf Ewald, der sich einmal wieder nach so langer Zeit seinem künstlerischen Bedürfniß gemäß beschäftigen konnte. Die Oper wuchs ihm an's Herz, und wenn er auch nur verarbeitete, was der Prinz eingab, so ließ derselbe ihm doch so viel Freiheit, daß er das Werk zugleich als sein geistiges Eigenthum betrachten durfte. Er kannte seine Natur; aus eigenem Antriebe hätte er sich nicht entschlossen, eine große Composition in Angriff zu nehmen. Nun eine Art von Nöthigung stattfand, war er mit ganzer Seele bei der Arbeit und kräftigte sich durch sie für späteres eigenes Schaffen. Hätte mich vor zwanzig Jahren ein Glückszufall an dieselbe Stelle gesetzt, was hätte ich nicht leisten können, sagte er sich oft seufzend, aber ich mußte dem Dämon folgen, der mich in den Revolutionsstrudel riß, um mich tiefer und tiefer hinabzuziehen in's Verderben! Wie spät kommt die Umkehr und wie kurz ist der Rest von Leben, in dem das sträflich Versäumte nachgeholt werden soll! Möchte nur eine, eine einzige Frucht noch reif abfallen, ich hätte doch nicht ganz umsonst gelebt und gelitten!

So hätte das Verhältniß nichts zu wünschen gelassen und beide Theile befriedigt, wenn sie nicht in Betreff Antoniens einen Rückhalt gehabt hätten. Der Eifer, mit

dem sich der Prinz seinem neuen Werke hingab, drängte zwar für kurze Zeit andere Neigungen in den Hintergrund, bald aber meldeten sie sich wieder um so dringlicher. Er sah Antonie im Theater und in Gesellschaften und setzte seine Bewerbungen um ihre Gunst immer auffälliger fort. Ewald hatte täglich Grüße an sie zu überbringen und konnte nicht genug von ihr berichten. Was der Prinz gern gehört hätte, war er freilich außer Stande zu sagen, und daß er einen Tag wie den anderen keine günstigere Erklärung brachte, verstimmte den hohen Herrn oft so sehr, daß er die Noten zusammenwarf, oder wie rasend über die Tasten fuhr und ihnen eine wahrhaft infernalische Musik zumuthete. Ewald hatte dann nicht geringe Mühe, seinen Unmuth zu beherrschen und ruhig zu bleiben.

„Sie wohnen unpassend," sagte der Prinz einmal bei solcher Gelegenheit, „durchaus unpassend. Es ist mir nicht möglich, Ihnen — wie ich mitunter möchte, um eine schnell auftauchende Idee zu besprechen — ohne das äußerste Aufsehen in Ihrem Miethsquartier einen Besuch abzustatten. Ich habe daran gedacht, Ihnen meine Villa in der Kanalstraße einzuräumen, die überdies einen prächtigen Garten hat, in dem Sie den Frühling genießen könnten, ohne den Bereich des Hauses verlassen zu dürfen. Allein können Sie da freilich nicht wohnen, es würde Ihnen zu einsam sein und Sie würden auch für meine Aufnahme nicht sorgen können. Aber was hindert Sie, Ihre Wirthin mitzunehmen? Sie ist die Wittwe eines

braven Beamten und verdient, daß ihr das Leben etwas behaglicher gestaltet wird. Ueberlegen Sie das einmal mit ihr. Mein Secretair, der sie kennt, schildert sie als eine Frau, mit der sich ein vernünftiges Wort sprechen lasse. Die Rücksicht auf Antonie darf dabei gar nicht in Frage kommen; die Villa ist groß genug, um ihr ein sehr bequemes Logis zur Verfügung stellen zu können. Für die erforderliche Dienerschaft bin ich gern bereit, zu sorgen, und ich werde Sie, lieber Lauter, überhaupt so stellen, daß Sie einen angemessenen Aufwand machen können. Man soll wissen, daß die Personen, deren Dienste ich für mich in Anspruch nehme, auch auf meine Dankbarkeit zu rechnen haben."

Der Musikus kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Er suchte den Prinzen hinzuhalten, steigerte aber nur dessen Ungeduld. „Sagen Sie's nur gerade heraus," rief er, „die Schauspielerin setzt ihre Opposition gegen meine wohlmeinendsten Absichten fort. Wo in aller Welt will sie denn hinaus? Worauf trotzt sie? Wenn ich sie fallen lasse, wer wird sie halten? Mag sie nicht vergessen, daß ich, wenn es zum Ausspielen kommt, die Trümpfe in der Hand habe!" —

Antonien konnte es nicht entgehen, daß seit jener Unterredung im Cabinet der Fürstin Lupignani in ihrer Stellung beim Theater eine merkliche Veränderung eingetreten war. Während man sich vorher bemüht hatte, ihren Wünschen zuvorzukommen und ihrem Willen zu folgen, zeigte man sich jetzt mehr und mehr kühl und ge-

messen. Der Generaldirector, sonst die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, ließ sie lange im Vorzimmer warten, als sie einer Rolle wegen um mündliche Rücksprache bat, und wies sie dann in sehr vornehmer Haltung an den Oberregisseur. Da sie dessen Meinung zu erforschen für entbehrlich hielt, gab er ihr zu verstehen, daß die Zeit vorüber sei, in der er unbedingt ihre Auffassung zu theilen pflegte. Sie hatte in den Proben einen harten Stand und mußte sich's gefallen lassen, tüchtig geschulmeistert zu werden. Die Regisseure richteten ihr Benehmen eiligst nach dem des Oberregisseurs ein und hielten bald selbst mit verletzenden Aeußerungen nicht zurück. Nun fühlten sich auch die Schauspieler wieder in ihrer vollen künstlerischen Würde und entzogen sich dem Einfluß ihrer Spielweise; die Colleginnen bewiesen sich sogar gelegentlich recht unartig gegen sie, um sie fühlen zu lassen, wie wehe die eigene Zurücksetzung gethan hätte. Beschwerte sie sich darüber, so wurde sie bis zur höchsten Stelle hinauf mit Achselzucken angehört und mit nichtssagenden Redensarten abgespeist. Bald hatte sie auch die Kränkung zu empfinden, daß eine Rolle, in der sie wiederholt excellirt hatte, unter dem nichtigen Vorwande, sie sei zu anstrengend beschäftigt, der Schauspielerin zurückgegeben wurde, die sie früher gehabt hatte, und bei dieser Disposition blieb es, obgleich das Publikum sich über diesen Wechsel sehr ungehalten zeigte. Wäre sie schadenfroh gewesen, sie hätte darin eine glänzende Genugthuung erkennen können, so aber hatte sie nur die peinigende Em-

pfindung, daß das Unrecht, das man ihr persönlich zuzufügen für gut fand, zugleich auch eine Geringschätzung des Publikums einschloß.

Dabei blieb man nicht stehen. Zu ihrer Bestürzung sah sie bald darauf eine Rolle in ihre Hände gelegt, die sich ganz und gar nicht für sie eignete. Ihre Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; man gab ihr zu hören, daß sie sich nicht einbilden dürfe, ein Privileg auf erste Rollen zu haben, man müsse auch anderen Schauspielerinnen die Möglichkeit lassen, einmal wieder billige Lorbeern zu pflücken. „Ich übernehme gern die kleinste Partie," entgegnete sie „und verzichte willig auf jede Bevorzugung, die ich lediglich meinem Talent und meinen Erfolgen verdanken zu dürfen glaubte; nur darf ich verlangen, daß man mir nicht etwas geradezu meinen natürlichen Anlagen und Neigungen Widersprechendes aufbürdet." Wieder Achselzucken, allgemeine Beschwichtigung. Der Verdacht trat nahe, daß man ihr absichtlich eine Aufgabe stelle, die sie ungenügend lösen müsse, um sich beim Publikum in Mißcredit zu bringen. Sie erklärte nun mit aller Bestimmtheit, daß sie die Rolle nicht spielen werde.

Darauf folgte eine Strafandrohung, vom Generaldirector unterschrieben. Sie ließ sich sofort bei demselben melden und erfuhr nun, daß man unter keinen Umständen von der Rollenvertheilung abgehen könne, da der Prinz selbst das Buch in der Hand gehabt und höchsteigenhändig an das Rollenverzeichniß die Namen beigeschrieben habe.

Sie möge sich also fügen, oder — bei dem Prinzen selbst Remedur nachsuchen.

Empört über die Mißhandlung ihres Talents, schrieb sie an den Prinzen. Er ließ ihr sagen, es würde ihm ein großes Vergnügen sein, mit ihr mündlich die Angelegenheit besprechen und sich gegen ihren Zorn rechtfertigen zu können. Er erwarte sie zur bestimmten Stunde in seinem Palais.

„Nie einen Fuß über seine Schwelle!" rief sie.

Sie erkrankte. — Der Theaterarzt, der sie sehr genau beobachtete, konnte nicht anders, als ihren Zustand bedenklich finden. Der Prinz schickte ihr täglich die schönsten und seltensten Blumen und ließ sich angelegentlich nach ihrer fortschreitenden Besserung erkundigen.

Wenn Antonie gehofft hatte, durch ihre Krankheit wenigstens über die fatale Rolle hinweg zu kommen, so sah sie jetzt sich bitter getäuscht. Das Stück wurde vorläufig abgesetzt, aber sofort wieder als in Vorbereitung angezeigt, als der Arzt sie für gesund erklärte. Man gestattete ihr nicht einmal, sich zuvor wieder in einer ihrer Lieblingsrollen dem Publikum vorzustellen. Der Prinz habe den Wunsch ausgesprochen, hieß es, daß sie für die nächste Zeit auf's Möglichste geschont werde, damit nicht eine übergroße Anstrengung, wie sie sich dieselbe so gern zumuthe, ihre Reconvalescenz wieder in Frage stelle. Der Prinz und immer der Prinz!

„Spielen Sie die Rolle," bat der Musikus, als sie unter Thränen ihren Entschluß zu erkennen gab, bei ihrer

Ablehnung zu beharren, was auch daraus für sie folgen möge. „Der Prinz hofft Sie durch diesen Schachzug in die Enge zu treiben und zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Sie schlagen ihm die Waffen aus der Hand, wenn Sie ihm zeigen, daß Sie seines Machtwortes nicht bedürfen."

Freiherr von Logendorf hatte sich wieder häufiger zum Besuch eingefunden, seit Antonie gegen die Chicane der Theaterverwaltung, deren Grund er sicher kannte, zu kämpfen hatte. Es schien ihm Bedürfniß zu sein, Antonie erkennen zu lassen, daß sie nach wie vor auf seine Freundschaft zu rechnen habe. Er war auch bei dieser Verhandlung zugegen und wurde von Antonie um Rath gefragt, so peinlich es ihr war, in seiner Gegenwart das Verhältniß des Prinzen zu berühren. Wenn sie nachgab, wollte sie wenigstens seiner Zustimmung sicher sein und der Grund Ewalds hatte sie schwankend gemacht.

„Herr Lauter trifft meines Erachtens das Richtige," sagte er, „unter der Voraussetzung nämlich, daß Sie Ihre Stellung bei der Hofbühne behaupten wollen. Ihre fortgesetzte Weigerung könnte nur den Machthabern nach ihren bureaukratischen Principien die Pflicht auflegen, schonungslos ihrer Autorität Anerkennung zu verschaffen oder das Hinderniß selbst fortzuschaffen. Spielen Sie die Rolle, so ist dem Pfeil die Spitze abgebrochen; ob man einen zweiten und dritten auflegt, bliebe abzuwarten."

„Man will mich abscheuliche Dinge sagen lassen, gegen die sich mein Gefühl empört," eiferte sie. „Das ganze Stück ist eine Ausgeburt jener verwilderten Gesin-

nung, die jetzt in Paris so üppig in's Unkraut schießt, und diese Rolle bekundet eine sittliche Verderbniß, die alles auf den Kopf stellt, was dem Weibe bisher als heilig gegolten hat. O! ich merke wohl, was man beabsichtigt. Vor mir selbst und vor der Kunst will man mich erniedrigen, um mich so klein zu machen, als man mich braucht. Wenn ich ein solches Geschöpf spielen kann, wie viel fehlt dann noch, daß ich es bin!"

„Sie fassen Ihr Verhältniß zur Rolle zu subjectiv," meinte Schlesinger; „der Schauspieler wird nicht immer mit den Figuren sympathisiren können, die er darzustellen hat, und kein verständig denkender Zuschauer wird den Darsteller mit seiner Rolle identificiren. Uebrigens bin ich gern bereit, durch die Presse einer ungünstigen Auffassung entgegenzuwirken. Ich habe mich zwar verschworen, in den nächsten Jahren kein Wort in Zeitungen drucken zu lassen, aber ich glaube mich keiner großen Sünde schuldig zu machen, wenn ich in Ihrem Interesse mein Gelübde breche. Ich will einen Artikel schreiben, der ihnen die Suppe versalzen soll!"

Antonie dankte für seinen guten Willen, lehnte aber eine derartige Unterstützung ab. „Ich bin noch nicht von der Nothwendigkeit überzeugt, mich fügen zu müssen," sagte sie, „füge ich mich aber, so muß es ohne Rückhalt geschehen. Ich werde die Rolle dann so spielen, daß man mich verabscheut, und wenn ich dadurch das Stück zu Fall bringe, so wird es in seinem eigenen Unrath erstickt sein. Wenn man mich auspfeift, wird die beleidigte

Muse triumphiren, und ich werde in meinem Gewissen beruhigt sein."

Als sie allein war, überlegte sie weiter, was zu thun sei. Wie sie auch ihre Abneigung durch Gründe zu zwingen suchte, das Gefühl, unwürdig zu handeln, brach immer wieder vor. Und was nöthigt mich denn, meiner besseren Empfindung Gewalt anzuthun? fragte sie sich. Ich kann frei sein, wenn ich will! Und warum will ich nicht? Weil ich die glückliche Errungenschaft einer Stellung auf's Spiel setze, die beneidenswerth scheint, weil ich einen Wirkungskreis aufgeben müßte, wie er mir bedeutender nicht wieder geboten werden kann. Und dennoch! Es war ein kurzer Traum, daß ich in dieser Umgebung mir selbst leben könnte. Das Erwachen ist schmerzlich — aber der Traum kehrt nicht zurück, wenn ich auch die Augen schließe. Nur dunkeler wird es um mich. O! jetzt einen Freund — einen wahren, aufrichtigen Freund!

„Und habe ich nicht einen Freund?" rief sie laut auf und ein glückseliges Lächeln verklärte plötzlich ihr Gesicht, „den ältesten, liebsten, unvergeßlichen. Ich will ihm sagen, daß es mir widersteht, Concessionen an die Gemeinheit zu machen, daß ich entschlossen bin, meine Entlassung zu fordern, wenn man mir nicht die Freiheit der Selbstbestimmung in meinem Beruf läßt; daß ich es vorziehe, wie so viele meiner armen Schwestern, von einer kleinen Bühne zur andern herumzuirren und von einem Tage zum andern sorgend für die Kunst zu hungern, als mir hier an der wohlbesetzten Tafel einen Platz zu sichern

durch meine Entwürdigung. Ich will ihn fragen, ob er meines Sinnes ist, und wenn er zustimmt, werde ich der Achtung des würdigsten Menschen gewiß sein!"

Sie öffnete schnell ihre Briefmappe und schrieb an — Franz Lobach.

Elftes Capitel.

„Es geht mein Herz auf Reisen —“

Director Nudel hatte ausgewirthschaftet. Die letzten Anstrengungen sich zu halten, waren krampfhaft gewesen, wie die Zuckungen eines Ertrinkenden. Eine Posse, auf deren möglichst brillante Ausstattung er seine letzten Mittel verwendet und selbst seinen Credit auf's Spiel gesetzt hatte, war total durchgefallen. Vergebens hatte er sich bemüht, Angelika noch zu einem Auftreten zu bewegen, um sein krankes Herz wieder einmal an dem Anblick eines vollen Hauses zu erfrischen. Den Rest gab er sich durch das Engagement eines jungen Mannes, der eine traurige Virtuosität darin setzte, in Frauenrollen aufzutreten. Diese totale Verirrung des Geschmacks rief einen Sturm der Entrüstung hervor; es wurde in der guten Gesellschaft Ehrensache, das Theater nicht mehr zu besuchen, und die Polizei mußte interveniren, da Galerie und Parterre sich den ärgsten Skandal erlaubten. Als endlich die Gagenzahlungen ausblieben, revolutionirte auch das Personal. Es blieb ihm nichts übrig, als sich für bankerott zu erklären.

Der Musentempel wurde geschlossen, auf die Thür zur Garderobe, die Eigenthum des Directors war, ein Gerichtssiegel gelegt. Die Schauspieler gaben Concerte und Vorlesungen, um dem Mitleid des Publikums noch ein Reisegeld abzupressen. Dann war man mit einander fertig. Nun aber zeigte sich doch sehr bald, daß sich das Theater an einem so großen Orte nicht so leicht entbehren läßt. Wie waren nun die müßigen Abende bequem auszufüllen? Was konnte da den Ausfall des unerschöpflichen Unterhaltungsstoffs über die Bühne und das lustige Völkchen der Schauspieler ersetzen? Wie langweilig wurden die Kaffeegesellschaften! Es passirte gar nichts Nennenswerthes mehr. „Ihr Mann muß Rath schaffen!“ decretirte die Commerzienräthin Neunblatt, indem sie Frau Cornelia Füllborn die dritte Tasse reichte, und der ganze Damenkreis wiederholte die Parole. Wie war es denkbar, ohne Theater zu bestehen?!

Stadtrath Füllborn brauchte diesen Anstoß nicht, er hatte sich längst eingehend mit der brennenden Frage des Tages beschäftigt. Gleichwohl war es ihm lieb, gedrängt zu werden. Sollten seine Pläne irgend welche Aussicht auf Unterstützung seitens der Stadt und ihrer wohlsituirten Bewohner haben, so mußte sich erst das Bedürfniß recht fühlbar machen. Ganz im Stillen war er dafür um so thätiger, sich auf jede Eventualität vorzubereiten. Hatte er schon vorher Franz Lobach an sich heranzuziehen gesucht, so wurde der Umgang jetzt geradezu intim. Es verging selten ein Tag, an dem sie nicht hier

oder dort eine Stunde mit einander verhandelten. Das Beste innerhalb der Grenzen des Möglichen sollte hergestellt werden, und Lobach vertiefte sich mit wahrem Feuereifer und zugleich mit der ihm eigenen Gründlichkeit in das Studium der einschlagenden Materien. So wurde durch gemeinsame Bemühungen ein vollständiger Etat aufgestellt und ein Repertoir entworfen. Auch an den würdigen Ausbau des Hauses dachten sie und machten einen Kostenüberschlag, der freilich bei aller Beschränkung an sich sehr berechtigter Wünsche so hoch auslief, daß Muth dazu gehörte, an die Möglichkeit der Ausführung zu glauben.

Madame Lobach hatte längst eingesehen, daß ihr Franz dem mütterlichen Gängelbande entwachsen sei und sich in den engen Familienverhältnissen, die ihr selbst so lieb waren, nicht auf die Dauer könne zurückhalten lassen. Seit eines seiner Dramen nun auch beim Residenztheater unter Antoniens Mitwirkung mit günstigem Erfolg zur Aufführung gelangt war und sich von da aus weiter und weiter Bahn gebrochen hatte, wagte sie seinem wachsenden Selbstvertrauen nicht mehr oppositionell entgegenzutreten, und wenn sie es auch für klug hielt, nicht zu entscheidenden Schritten zu drängen, sondern abzuwarten, bis die innere Nöthigung ihn selbst zu energischen Entschlüssen treiben würde, so machte sie es ihm doch nicht mehr absichtlich schwer, auf eine Aenderung seiner Lebensstellung zu denken, suchte vielmehr durch Beweise von Theilnahme für seine literarischen Bestrebungen sein freundschaftliches Vertrauen wiederzugewinnen.

Antoniens Brief überraschte die Freunde, als sie gerade wieder zirkelten und rechneten. Die bekannte Handschrift machte Franz sehr unruhig — und die Adresse lautete an ihn. Er bat Füllborn um Erlaubniß lesen zu dürfen, hatte aber schon das Couvert aufgerissen, ehe ihm derselbe auch nur zunicken konnte. Der Inhalt des Schreibens mußte äußerst spannend sein, denn seine Blicke flogen über die Zeilen hin und die Lippen preßten sich immer fester aufeinander. Endlich ließ er die Hand, die das Blatt hielt, in einer Faust geballt auf den Tisch fallen und sprang auf. „Das ist eine Nichtswürdigkeit!" rief er, „eine Schändlichkeit! O — kann darüber noch ein Zweifel sein? Sie giebt nicht nach, unterwirft sich nicht. Und wenn es zum äußersten kommen sollte, sie steht fest. Das ist unsere Antonie! Ich könnte jeden Buchstaben küssen, den ihre Hand geschrieben hat. Sehen Sie da — die liebe zierliche Schrift, und doch fest in allen Zügen, kein Strichelchen gekrümmt, kein I-Punkt ausgelassen. Sie beugt sich nicht! Aber sie leidet, die Aermste, leidet um so schwerer. Und Niemand bei ihr, der ihr sagt: Du thust recht! Niemand, der ihr beisteht in diesen Fährnissen — der für sie mit männlicher Entschlossenheit handelt. — Nein! Schimpf und Schmach, wenn ich's dulde! Ich — ich — ihr ältester Freund —"

Er rannte im Zimmer auf und ab und sprach sich förmlich in Wuth. Füllborn sah ihm verwundert nach. „Aber so sagen Sie doch, bester Freund, was denn eigentlich" — suchte er ihn zu unterbrechen. Aber Franz ließ

ihn gar nicht aussprechen, sondern warf im Vorüberlaufen den Brief auf den Tisch und rief: „Lesen Sie nur, lesen Sie nur — zu erzählen ist's gar nicht — ich weiß kein Wort mehr davon, nur das eine, das eine —"

Er lenkte plötzlich ab nach der Thür zum zweiten Zimmer, in der Madame Lobach stand, die durch seine Expectorationen erschreckt hinzugetreten war. „Ich reise, Mutter," fuhr er sie an, „ich reise diese Nacht — sogleich — mit dem nächsten Zuge. Ich bitte Dich, mir keine Einwendungen zu machen, es ist fest beschlossene Sache: ich reise. Ich habe jede denkbare Rücksicht auf Deine Wünsche und Vorurtheile genommen, so lange es allein mich betraf — das wirst Du anerkennen müssen; das war Kindespflicht, aber ich habe noch andere Pflichten — heilige Pflichten — mein Himmel! und ich will's! Ich will auch einmal meinen Willen haben, und kann verlangen, daß Du Dich fügst. Und darum sprich mir kein Wort entgegen — siehst Du, ich bin so aufgeregt, so gereizt — o! diese Nichtswürdigkeit — nicht wahr, Herr Stadtrath, es ist eine Nichtswürdigkeit—? ich könnte wild werden, wenn mir jetzt Einer käme mit einem: ist's denn aber auch gut und durchaus nöthig? Ich sehe nicht rechts und nicht links — nur auf sie, die mich braucht — und sie braucht mich — ich bin glücklich, daß sie mich braucht. Packe also meine nothwendigsten Sachen zusammen, Kleider — Wäsche, hörst Du, Mutter! Und wenn Du kannst, mit einem freundlichen Gesicht, und still — ganz still — wenn es Dir auch schwer wird —"

„Aber so komm doch endlich einmal zu Dir, Franz!“ fiel sie ihm in die sich übersprudelnde Rede. „Ich habe ja noch keine Silbe gesprochen, der Herr Stadtrath ist mein Zeuge. Ich mache ja keine Einwendungen — reise doch in Gottes Namen, so bald und so weit Du willst, aber ich muß doch —“

Er fiel ihr um den Hals, küßte sie stürmisch auf Mund und Stirn und zerdrückte ihr mit den beiden Händen, die ihren Kopf gefaßt hatten, die saubere Tüllhaube. „Ach Du gute, alte Frau“ — rief er, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, „Du gute alte Frau — es ist ja wahr, Du hast noch keine Silbe gesprochen, und Du wirst auch keine Silbe sprechen, wenn Du Deinen Franz lieb hast, und es ist ja dummes Zeug, daß ich mir nur einbilden kann, Du könntest mich zurückhalten wollen, wo doch gar keine andere Entscheidung möglich ist. Nun thue mir aber den Gefallen und packe. Ach! Du gutes, liebes Mutterherz — ich werde sie wiedersehen! Willst Du mitkommen? Sag's nur gerade heraus. Es geht in den Frühling, das Wetter bessert sich von Tage zu Tage — und Du könntest doch auch einmal die Residenz —“

Sie suchte ihre Haube zu schützen, indem sie ihren Kopf aus seinen Händen zog, die schon wieder kräftig zugreifen wollten. „Du bist ganz närrisch, Franz,“ schmollte sie; „was soll ich von alledem denken? Erst machst Du einen Lärm, als ob ein schweres Unglück passirt wäre, daß ich erschreckt zueile, und nun möchte man doch glauben,

daß Du vor Freude halb toll wärst. Was ist's denn eigentlich mit Antonie? Du mußt doch nicht vergessen, daß mir der Inhalt des Briefes noch ganz und gar unbekannt ist, und wenn ich das ernste Gesicht des Herrn Stadtraths betrachte —"

Franz wurde plötzlich sehr kleinlaut und sah verlegen vor sich hin, „ja so — der Brief" sagte er in gezogenem Ton, „der Brief enthält nichts Erfreuliches — und ich dachte nur an das Wiedersehen." — Er richtete wieder den Kopf auf, reichte ihr die Hand und setzte fester und ruhiger hinzu: „Und doch etwas Erfreuliches, Mutter. Es ist unsere alte Antonie, wie wir sie kennen und in unser Herz geschlossen haben. Es kommt nur so plötzlich, so unvorbereitet, das verwirrt einen Augenblick. Sie hat uns nicht beunruhigen wollen durch das Unheil, das erst von fern herandrohte, und nun es da ist —"

„Welches Unheil?" fragte sie ängstlich.

Füllborn schlug sich in's Mittel. „Unser junger Freund ist nicht in der Stimmung, Sie informiren zu können," sagte er. „Die Sache ist ernst, aber ich sehe keine eigentliche Gefahr, und wenn sie vorhanden war, ist sie überwunden." Er bat Madame Lobach Platz zu nehmen und las den Brief langsam vor. „Das ist die Sachlage," fuhr er dann fort. „Was nicht klar ausgedrückt ist, läßt sich leicht zwischen den Zeilen ergänzen. Ihre Stellung bei der Hofbühne ist bedroht, sie mag nun in diesem Fall nachgeben, oder nicht —"

„Sie wird ihre Entlassung fordern," unterbrach

Franz, „darüber kann ja kein Bedenken sein, wenn auch Logendorf —"

„Es wäre doch gut, wenn es nicht so sein dürfte," suchte der Stadtrath zu beruhigen. „Antonie ist dort auf dem richtigen Posten; sie kann unendlich viel nützen, wenn sie ihn fest behauptet. Es findet sich nicht leicht eine zweite Stellung, zu der man aus so weitem Gesichtskreise aufsieht. Ich finde es daher sehr erklärlich, daß sie nicht blindlings einer leidenschaftlichen Aufregung folgt, sondern mit ihren Freunden bedenken will, was zu bedenken ist. Man will sie in die Enge treiben; gelingt das nicht, so wird man vielleicht sehr bald von der andern Seite zum Rückzug blasen, denn eine Schauspielerin von Antoniens Bedeutung giebt man ungern auf. Ich halte eine Ausgleichung der Differenzen — natürlich ohne daß Antonie in der Hauptsache auch nur um eines Strohhalms Breite nachgiebt — für nicht undenkbar. Ich halte es auch für durchaus geboten, lieber Doctor, daß Sie ihr nachreisen und freue mich aufrichtig, daß dieser Zufall endlich alle Bedenklichkeiten verscheucht, aber wenn ich Ihnen als Freund rathen kann, so nehmen Sie nicht Ihre gute Frau Mama, sondern — mich mit."

„Gott lohn's Ihnen!" sagte Madame Lobach sehr erleichtert. „Franz meint's gewiß gut, aber ein Diplomat ist an ihm verdorben. Ja, ja, das ist so, wie grimmig Du mich auch ansehen magst."

„Wenn Sie sich nur so schnell freimachen können —" gab Franz zu bedenken, dem Füllborns Vorschlag nur sehr

mäßige Freude zu machen schien. „Ich muß jedenfalls schon diese Nacht —“

„Bis dahin sind's noch zwölf Stunden,“ entgegnete Füllborn trocken, „und ich verspreche Ihnen, daß ich Ihr Wiedersehen nicht stören will. Mit Frau Cornelia Füllborn werde ich schon einig werden.“ —

Nun ging's an ein Wirthschaften! Mama Lobach holte vom Boden einen alten gewaltig großen Lederkoffer herunter, den ihr seliger Mann einmal von einem Onkel geerbt hatte, von dessen weiten Reisen in der Familie Wunderdinge erzählt wurden. Franz hatte als Knabe den ersten Geographieunterricht durch seine Vermittelung erhalten, denn sein Vater wußte mitzutheilen, wo er überall in der Welt herumgewesen war, und welcher Herren Länder er gesehen hatte, bis er endlich in Ruhestand versetzt worden. Franz hatte den alten Koffer deshalb stets mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet und ihn nicht ansehen können, ohne sich alle die weiten Wege über die schöne Erde hin vorzustellen, über die er auf allerhand Fuhrwerken hingeschüttelt war. Für Antonie hatte er ein anderes Interesse; sie stellte ihn aufrecht hin auf die schmale Seite, so daß sich der steife Lederdeckel wie eine Thür auf- und zumachen ließ, und sagte: das ist unser Haus, Franz, da wohnen wir prächtig, und ich bin die Prinzessin! Dann hatten sich die Kinder hineingesetzt und dicht zusammengedrängt, um Raum zu haben, und Stunden lang darin gesessen, einander überbietend in phantastischen Schilderungen der Herrlichkeiten ihres stattlichen Hauses.

Ein andermal war er ein Schiff und sie fuhren darin über das weite Meer, es stürmte entsetzlich, und sie rüttelten das kleine Fahrzeug so kräftig, daß es wohl kentern mußte, und da rettete er sie aus den Fluthen und brachte sie schwimmend auf eine Insel, die eigentlich eine alte Haubenschachtel der Mama Lobach war, und da verlebten sie viele Jahre als Herr und Frau Robinson, bis sie zum Mittag gerufen wurden. Das ging Franz nun wieder durch den Sinn, als er das mächtige Ledergestell auf zwei Stühlen aufgerichtet und unter dem Ballast, der ausgeworfen wurde, auch eine kleine Puppe mit zerbrochenem Kopf zur Erde fallen sah, die einst Antonie zärtlich geliebt hatte. Er nahm sie auf und legte sie wieder hinein. „Ich muß ihr doch etwas von Hause mitbringen," sagte er ernst.

Der Koffer war viel zu groß für die „nothwendigsten Sachen" die Franz auf die Reise mitnehmen wollte, so sehr auch Madame Lobach diesen Begriff von Anfang an erweitert hatte. Es verstand sich aber nun ganz von selbst, daß er voll gepackt werden mußte, und so wanderte denn allmälig seine ganze Sommer- und Wintergarderobe hinein, und auch noch ein Theil seiner Bibliothek fand Platz darin. „Du rüstest mich ja aus, als ob ich in Jahren nicht mehr zurückkehren soll," meinte er; „willst Du mich ganz los sein?" Sie nickte lächelnd. „Wer weiß, was geschieht? Wenn die Jungen einmal aus dem Nest fliegen, vergessen Sie das Wiederkommen leicht." — „Aber sie bauen an einem schönen Ort selbst ein Nest," sagte er, sie an sich

ziehend, „und da wird für das alte Mütterchen ein behagliches Plätzchen zu finden sein.“

Er mußte fort, um mit seinem Director wegen des Urlaubs zu sprechen. Das war ihm ein saurer Gang, und es kam ganz, wie er dachte. Der Schultyrann krauste die Stirn und prustete ihn sehr unfreundlich an, wie er jetzt mitten im Cursus daran denke auf Reisen zu gehen, und ob er sich wohl einbilden könne, durch solche Extravaganzen sein so schwer geschädigtes Renommé zu verbessern. Da sei nun einmal nicht zu helfen, meinte der Doctor, denn fort müsse er und werde er, ob mit, ob ohne Genehmigung, und wenn man ihm dieserhalb sein Lehramt kündige, so bleibe ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu fügen. Es sei ohnehin schon längst seine Absicht gewesen, sich frei zu machen, und nur die Schüler hätten ihm leid gethan, die ihm herzlich zugethan wären. Das war eine Keckheit, die den alten Pedanten vor Staunen stumm machte. „Gehen Sie,“ sagte er, als er sich so weit erholt hatte, schnaufend, „aber ich werde dafür sorgen, daß Sie das Gymnasium nicht wieder betreten. Meine Langmuth hat ein Ende.“

Franz fühlte sich wie neugeboren, als er die Thür hinter sich in's Schloß zog. „Die Schiffe sind verbrannt,“ sprach er halblaut vor sich hin, „wir müssen vorwärts!“

Die Zeit verging schnell, und als nun der Abend kam und der Koffer zugeschnürt war und die Handtasche bereit lag und Regenschirm, Stock und Pfeife zusammengebunden daneben standen, und die alte Frau mit Franz

auf dem Sopha saß, um auszuruhen, und seine Hand in der ihren hielt, wurde es recht still und heimlich in dem Stübchen, daß man die alte Schwarzwälderuhr laut ticken hörte. Es kam ihr vor, als beeilte sie sich viel mehr als gewöhnlich, und als schnarrte sie recht verdrießlich dazu, wenn sie schlug. Sie sprachen nicht. Was sie einander zu sagen hatten, hatten sie wohl schon zwanzig Mal wiederholt, und was unausgesprochen bleiben mußte, löste auch die Abschiedsstunde nicht von seinem Herzen ab. Und dann rollte die Füllborn'sche Equipage vor, der Kutscher keuchte mit dem schweren Koffer die Treppe hinunter, die zitternden Finger der alten Frau zupften den wollenen Shawl am Halse hinauf — noch ein Händedruck, ein endloser Kuß und — es muß geschieden sein. — —

Fort auf dem brausenden Dampfroß in die Nacht hinaus.

Füllborn drückte sich baldmöglichst fest in die Ecke des Coupés, schlug den Mantel über, vergrub Kinn und Nase darin und gab sich nicht vergeblich Mühe, den versäumten Schlaf nachzuholen. Auch Franz hatte die beste Absicht, seinem Beispiel zu folgen, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Sein Herz schlug unruhig und in seinem Kopfe trieben sich unstät die Gedanken um. Er öffnete das Fenster und ließ die kühle Nachtluft ein; es war ihm ein recht angenehmes Gefühl, sich den Zugwind um die Stirne wehen zu lassen. Das Vergnügen durfte er sich jedoch nicht lange gestatten: Eine Dame erinnerte ihn, daß er nicht allein sei und auf das zarte Geschlecht Rück-

sicht zu nehmen habe. Er trocknete mit dem Handschuh den Fensterschweiß ab und sah in die Nacht hinaus, bis der Horizont lichter wurde und Gruppen von Häusern und Bäumen sich von der weiten grauen Fläche abhoben. Vorüber — vorüber! Hier ist sie auch gefahren, mußte er denken, genau zu derselben Stunde und vielleicht auf demselben Platz; und sie hat keine Ahnung, daß Du nun selbst unterwegs bist und mit jeder Secunde ihr näher kommst. Wie schieden wir — und wie werden wir uns wiedersehen?

Es wurde ihm bange zu Muth; der Rest von Heiterkeit, die ihn heute bei aller Sorge um Antonie und trotz des Abschieds vom Vaterhause so lebensfroh gemacht hatte, wich mehr und mehr. Vom festen Lande hatte er den Fuß abgezogen und sich dem schwankenden Kahn anvertraut, der ihn über das unsichere Meer der fernen Küste zu tragen sollte, die das Auge nicht einmal in den allgemeinsten Umrissen deutlich zu erkennen vermochte. Unsicher und ungewiß war Alles, was ihn erwartete. Eine Lichtgestalt freilich schwebte vor ihm her über dem Schaume der Wogen und zeigte ihm den Weg. Aber ob er sie je erreichen würde —?

Es war Tag geworden. Die leichten grauen Nebel zogen wie lange Schleier über die Erde fort und machten die Aussicht frei. Der Morgenwind trieb den Dampf der Locomotive ihnen nach über die Felder hin, deren Saftgrün fast goldig von der warmen Frühlingssonne überstrahlt war, oder hängte ihn den Tannen, die unten am Eisenbahndamme standen, wie einen Mantel um. An

den Telegraphendrähten glänzten die noch nicht verdunsteten Wassertropfen wie lange Brillantenschnüre. Die Fenster der kleinen Landhäuser, an denen sie vorübersausten, glühten hochroth im Sonnenschein. Auch Füllborn rieb sich nun den Schlaf aus den Augen und schaute hinaus auf die morgenfrische Natur. „Das darf man nicht versäumen,“ sagte er laut.

Franz schien ihn nicht zu beachten. Er träumte zum Fenster hinaus oder vor sich hin. Eine Frage, die Füllborn an ihn richtete, schien er zu überhören. Endlich zog er sein Taschenbuch hervor — ein Geburtstagsgeschenk Antoniens und mit einer Stickerei von ihrer Hand geziert — und schrieb mit Bleifeder in dasselbe von Zeit zu Zeit einige Worte. Sein Begleiter ließ ihn ungestört und zündete eine Cigarre an.

Franz schrieb:

Es geht mein Herz auf Reisen,
Zu Haus hat es nicht Rast.
Nun Welt, sollst du beweisen,
Was du versprochen hast!
Nun Herz sollst du bekunden,
Ob du noch kannst gesunden,
Wenn fern dein Leid verblasst.

Es knospen schon die Linden,
Und goldgrün prangt die Saat.
Wie werd' ich wiederfinden,
Was heim erfreut mich hat?
Im gelben Laub die Wälder,
Und kahl die Stoppelfelder,
Kein frischer Halm, kein Blatt.

Wie schön die Welt sich weise,
Es ist ein flücht'ger Blick.
Ich fürchte, Herz, die Reise
Bringt schnell vergess'nes Glück.
Viel besser wär's, ich bliebe,
Kehrt nicht mit dir die Liebe,
Die du ersehnst, zurück. —

Die Situation mochte nicht vollkommen zutreffend sein, aber die unmittelbare Anregung von außen her durch die jugendfrische Natur war doch nicht unfruchtbar geblieben, sondern hatte seine düstere Stimmung geklärt und dichterisch abgeschlossen. Ueber die letzten Verse erschrak er beinahe, als sie nun da so fest auf dem Papier standen und zu ihm zu sprechen schienen: aber die Hoffnung nimmst du doch mit, daß du nicht umsonst gehst, und daran halte treulich! Er klappte schnell das Büchelchen zu und schob es in seine Brusttasche.

Das kleine Gedicht hatte alle Beängstigung des Gemüths aufgesogen und den Drang zu melancholischer Grübelei erschöpft. Füllborn fand jetzt keine Mühe ihn gesprächig zu machen und konnte ihn bald sogar seinen lustigen Reisegefährten nennen. Die Handtasche wurde vorgezogen und gemustert, was die gute Mama Lobach Alles für ihr Söhnchen eingepackt hatte. „Für Mundvorrath ist reichlich gesorgt," meinte Franz, „und die Bahnhof-Restaurateure werden hinter uns ein Kreuz schlagen, aber daß der Mensch nicht nur vom Essen, sondern auch vom Trinken lebt, hat die liebe alte Frau doch vergessen." — „Sie hat sehr richtig calculirt," meinte

Füllborn, „daß ich doch auch meinen Theil beizutragen habe. Hier, vom Besten aus dem Füllborn'schen Keller!" Er holte eine Flasche Wein und einen silbernen Becher vor und schenkte ein. „Auf eine glückliche Reise!" Franz leerte den Becher auf einen Zug.

Die Sonne stieg höher und höher, guckte endlich zum anderen Wagenfenster hinein und senkte sich dann schnell dem Horizonte zu. Aus Morgen und Abend war wieder ein Tag geworden. Aber man zählte schon die Stationen vom Ziel her und sie minderten sich rasch, freilich noch immer viel zu langsam für die Ungeduld des jungen Poeten, der, wie Füllborn bemerken mußte, von bösen Rückfällen nicht verschont blieb. Er wurde wieder schweigsam, starrte zum Fenster hinaus in die Dämmerung und zählte die vorbeifliegenden Lichter der Wärterhäuschen.

Endlich wurden die Billets abgefordert; noch einmal stöhnte die Locomotive, als ob sie ihrer Last schon gern ledig gewesen wäre — dann das letzte schrille langgezogene Pfeifen an den Werkstätten und Wagenschuppen vorüber — halt!

Füllborn hielt Wort. „Geben Sie mir Ihren Gepäckschein, bester Freund," sagte er freundlich, „erhaschen Sie eine Droschke und kutschiren Sie direct nach Nr. 27 an der alten Brücke. Für alles Weitere werde ich sorgen. Sie sind ja doch jetzt für's Geschäft untauglich. Ich bestelle für uns Beide im Englischen Hof Quartier und erwarte Sie zur Nacht dort. Vergessen Sie nicht: im englischen Hof. Denken Sie nur immer an die Engel,

was Ihnen hoffentlich nach Ihrer Visite nicht schwer fallen wird. Oder wollen Sie sich's doch lieber aufschreiben? Hinter dem Gedicht von heute Morgen wird noch so viel Platz frei sein. Es war doch ein Gedicht? Nun ich frage nicht — eilen Sie nur! Und melden Sie mich mit einem schönen Gruß zum nächsten Vormittag an! Fort ist er."

Franz drängte sich durch die Menge, die den Perron füllte und gewann unter den Ersten den Ausgang. Wie langsam trottete der Droschkengaul durch die Straßen! Wollte denn die Fahrt kein Ende nehmen? Gott sei Dank — der Wagen hält. Mit einem Satz hinaus auf das Pflaster. Oben Licht hinter den weißen Rouleaux — es wird Klavier gespielt — er kennt die Melodie — hinauf!

Er riß Shawl und Mantel ab schon auf der Treppe und zog so hastig am Glasknopf, daß die Glocke sich gar nicht beruhigen konnte. Madame Hagemann, die zu öffnen kam, fand die Gestalt so fragwürdig, daß ihr das übliche: „wen habe ich die Ehre zu melden?" fast auf den Lippen erstarb. „Ist gar nicht nöthig," sagte er, „vielmehr besser, wenn sie nicht weiß — überrascht wird — die Thür führt zu ihrem Zimmer — halten Sie mich nicht auf!"

Er stürmte an ihr vorüber, klopfte und öffnete fast in demselben Moment.

Antonie sprang vom Clavier auf, warf einen strafenden Blick auf den ungestümen späten Gast, stutzte, erkannte ihn, schlug die Hände zusammen und eilte mit dem jubeln-

dem Aufschrei: „Franz — Franz! Du bist es — welche Freude!" ihm entgegen. Ihre Arme schlangen sich um seinen Nacken, er fühlte ihre warme Brust an der seinigen, sah ein paar thränenfeuchte Augen zu den seinigen aufleuchten, empfand die Wonne ihrer heißen Küsse auf seinen stummen Lippen, drückte sie muthig an sein Herz, als ob er sie nie mehr loslassen wollte. Sie senkte den Kopf auf seine Schulter und schluchzte laut.

Jetzt sterben! dachte er. Er hatte das Gefühl, daß er zu Boden sinken müsse, wenn sie ihn losließe. Und schon richtete sie sich auf und ergriff seine Hände, die von ihrer Schulter hinabglitten und zog ihn weiter in's Zimmer hinein sich nach. „Bist Du's denn wirklich?" rief sie unter Thränen lachend, „kein Gaukelspiel der Phantasie — der leibhaftige Franz Lobach?" Sie wandte sich einem alten Herrn zu, der auf einem Lehnstuhle am Sophatische saß und dessen Anwesenheit er erst jetzt bemerkte. „Das ist der Franz," sagte sie, „von dem wir so oft gesprochen haben, mein Bruder Franz — denn das bleibt er mir, und der herzlichste Freund dazu. Aber er scheint stumm geworden zu sein, seit wir uns trennten. So rede doch, Du böser Mensch! Kennst Du mich noch? Wie hast Du Dich losmachen können von Hause? Wie geht's der Mutter? Sie ist doch gesund und frisch? Ach! Sie ist wohl gar mitgekommen? Franz, wenn das wäre —! Und Füllborns — was machen die lieben Alten?"

Er war wie berauscht. „Laß mich meine Gedanken sammeln," sagte er leise, „ich weiß selbst in diesem Augen=

blick nicht einmal, ob ich wache oder träume. Ja — das bist Du, Antonie — das mußt Du sein, obschon Du so noch nie warst, so lange ich Dich kenne. Macht Dich mein Kommen denn wirklich froh? Darf ich mich freuen über dieses Wiedersehen? Wie war mir das Herz so schwer und beklommen! Und nun — es ist, als ob ihm Flügel wüchsen und als ob es nicht Raum hätte in der Brust. Antonie — liebe, liebe Antonie — nein! wir trennen uns nicht mehr!"

Er küßte Ihre Hände und zog sie wieder an sich. Sie duldete es, erwiederte aber seine Liebkosungen nicht mehr, sondern machte sich bald wieder frei und drückte ihn sanft auf einen Sessel nieder. „Was müssen Sie nur von dieser geschwisterlichen Zärtlichkeit denken," sagte sie zu dem alten Herrn, der aufgestanden war und sich ein wenig zurückgezogen hatte, offenbar, um sich bei schicklicher Gelegenheit zu entfernen. „Wir thun so, als ob wir uns in Jahren nicht gesehen hätten, und doch ist über unser Scheiden und Meiden erst einmal das Eis geschmolzen. Ich habe Dir von dem Herrn Kapellmeister Ewald Lauter geschrieben, Franz; da ist er. Und nun sage einmal gesetzt und vernünftig guten Tag und erzähle, welchem günstigen Umstande wir's zu verdanken haben, Dich hier begrüßen zu können!"

Der Musikus drückte ihm die Hand. „Ich freue mich Ihres Glückes," bemerkte er zu Antonie, „und hoffe, daß sich nun Alles zum Besten wenden wird. Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Herr Doctor, zu trösten und zu rathen."

„Ich komme ja nur deshalb — nur Deinetwegen, Antonie,“ sagte er. „Dein Brief —“

„Also das war's!“ rief sie. „Der Brief trieb Dich her? Du guter, treuer Mensch! Habe ich nicht recht, ihn den besten Freund zu nennen?“

Ewald bat, sich entfernen zu dürfen. Kann das Täuschung sein? dachte er bei sich, als er nach seinem Stübchen hinaufstieg.

Antonie setzte sich, als sie miteinander allein waren, Franz gegenüber auf das Sopha; der Tisch trennte sie und sorgte dafür, daß sie nicht wieder in gefährliche Berührung kämen. Die Augen freilich hatten freie Bahn, und er konnte sich nicht satt sehen an dem lieben Gesicht und der schlanken Gestalt. Er vergaß darüber oft zu antworten, oder sagte etwas, das gar nicht zu ihren Fragen paßte, und sie lachte dann recht neckisch in das ernste Gespräch hinein und brachte ihn ganz in Verwirrung. Es war gut, daß Madame Hagemann den Thee servirte und daß man dabei auf gleichgültige Dinge zu sprechen kam; er hätte sonst bekennen müssen, ganz verzaubert zu sein.

„Ich komme mir jetzt sehr komisch vor,“ sagte er, nachdem die Wirthin sich wieder entfernt hatte, „wenn ich mir vorstelle, daß ich zu Deinem Beistande hergereist bin, Antonie; und doch habe ich mir allen Ernstes eingeredet, daß Du meiner bedürfen müßtest. Dein Brief war in einer Stimmung geschrieben, die Besorgniß einflößte, und heute, freilich am dritten Tage, finde ich Dich ruhig und heiter, wie nur je in den glücklichsten Stunden

Deines Lebens, die ich mitgenossen hatte. Du bist bereits einig mit Dir, wie ich merke, und ich komme sehr überflüssig."

Antonie lachte munter. „Du hättest mich wohl lieber krank vor Sorgen, vergrämt über den Undank der Welt, bleich vor Aerger über die schauerliche Intriguenwirthschaft, abgespannt, apathisch angetroffen, um für Dein Seelendoctoramt Beschäftigung zu finden? Begreifst Du, närrischer Mensch, denn gar nicht, daß die Freude des Wiedersehens selbst schon das kräftigste Elixir gegen dergleichen trübe Stimmungen ist, die aus dem Gefühl des Allein- und Verlassenseins entspringen? Was hast Du mehr zu thun, als zu sagen: da bin ich! Würde ich einen so lieben Gast nicht schlecht ehren, wenn ich ihm etwas anderes zeigte als ein heiteres Gesicht? — Uebrigens," fuhr sie ernst fort, „wird auch diese heitere Stunde, wie jene trübe, ihr morgen und übermorgen haben, und Du wirst dann vielleicht mit mir zufrieden sein. In der Sachlage hat sich inzwischen nichts geändert, und die Frage steht noch immer zur Beantwortung aus, welche nächste Schritte zu thun sind, um zugleich dem ganzen Lebenswege seine zuträgliche Richtung zu geben. Du weißt, wohin ich neige, und es ist mir eine nicht geringe Stärkung, zu erfahren, daß Du mir mit warmem Eifer zustimmst. Aber wenn man auch zu wissen glaubt, was geschehen muß, das „wie?" und das noch schwierigere „was dann?" bleibt zu bedenken. Ich werde noch viel mit meinen getreuen Ministern zu berathen haben, und daß

sich auch der wackere Füllborn ihnen zugesellt, ist mir sehr tröstlich. Und nun erzähle, was Du bisher geplant und geschaffen hast. Wir können diesen reichen Abend nicht würdiger schließen, als mit einer gemeinsamen Wanderung durch die Zaubergärten der Poesie."

Franz meinte, es werde wenig dabei herauskommen; bald aber sammelte sich der Stoff so reichhaltig, daß Antonie selbst mit einem Blick auf die Uhr mahnen mußte, auch den nächsten Tagen etwas übrig zu lassen. „Es geht mir merkwürdig, Antonie," sagte er nun aufstehend und ihre Hand ergreifend; „von dem Wenigsten davon habe ich bisher selbst etwas gewußt, oder mehr als eine wirre Vorstellung gehabt, und wenn ich Dich ansehe, ist mir's, als ob ich Alles klar aus Deinen Augen ablesen könnte. Ich sehe nun wohl: Du hast mich zum Dichter gemacht, und ohne Dich habe ich keine Zukunft."

„Geht nicht überall die Saat nur auf, wenn sie auf empfänglichen Boden fällt?" entgegnete sie mit feierlichem Ernst. „Empfangen heißt geben, mein Freund!" —

Das war ein Wort, das Franz wie heller Glockenton im Herzen nachklang, als er sich zum Englischen Hof fahren ließ. „Zwei Menschen, denen so Geben und Empfangen, Empfangen und Geben Eins ist, daß es sich von einander nicht lösen läßt — das muß eine Vereinigung im Geiste sein," dachte er, „die wahrhaft beglückt. Kann man denn mit wachen Augen so schön träumen? —"

Es ist im Leben dafür gesorgt, daß die höchsten und

reinsten Stimmungen, die den Menschen mitunter auf den Gipfelpunkten ihrer gewundenen und unebenen Bahnen vergönnt sind, nicht anhaltend bleiben. Auch Franz hatte diese Erfahrung zu machen, noch ehe er die Probe anstellen konnte, ob sich's in den weichen Gastbetten des Englischen Hofes so lieblich träumen ließe, als in der stolpernden Nachtdroschke.

Als er nämlich nach dem Zimmer geführt wurde, das Füllborn neben dem seinigen hatte einrichten lassen, passirte er einen tiefen Corridor, auf den mehrere Thüren führten. Hinter einer derselben ließ sich ein wüster Lärm vernehmen; eine Frauenstimme kreischte laut und stoßweise, eine tiefe Stimme polterte dazwischen und noch eine dritte Stimme schien den ohnmächtigen Versuch zu machen, zu beschwichtigen und eine Ausgleichung zu Stande zu bringen. Stühle wurden hastig hin- und hergerückt; es war als ob man sich immer jagte und die Thür abgewinnen wollte, die zwischen Angeln und Schloß zitterte.

„Was ist das?“ fragte Lobach zusammenschreckend.

„Lassen Sie sich das nicht kümmern,“ antwortete der vorleuchtende Kellner, rasch weiterschreitend; „so geht es leider alle Abend. Es wohnt da ein Baron Splitter mit seiner Frau — wunderliche Leute, aber sie haben's dazu. Das Verhältniß scheint nicht das beste zu sein; was geht das unser einen an? Sie zahlen gut und sind daher bis jetzt im Hotel geduldet, denn unser einer kann's nicht immer mit stillen Gästen zu thun haben. Hotel ist Hotel, lieber Herr. Unser einer ist daran gewöhnt, aber auch

Sie sollen nicht im Schlaf gestört werden. Ihr Zimmer liegt dort seitwärts im andern Flügel."

Obgleich sie sich schon eine Strecke entfernt hatten, war doch in diesem Augenblick deutlich zu hören, daß ein schwerer Gegenstand zur Erde fiel, worauf der kreischende Ton constant wurde. Der Kellner blieb nun selbst stehen und horchte zurück. Lobach machte sofort Kehrt. „Es scheint ein Unglück —" meinte er beängstigt.

Er hatte nicht Zeit, seine Befürchtung auszusprechen. Die Thür wurde aufgerissen, und ein kleiner, schmächtiger Herr im schwarzen Leibrock stürzte heraus, sah sich scheu nach rechts und links um und eilte auf Franz und den Kellner zu. „Helfen Sie — retten Sie!" rief er weinerlich, „er schlägt sie wahrhaftig todt!"

„Ja, was kann unser einer —?" entgegnete der Kellner achselzuckend.

„Wir müssen zurück!" rief Franz, „es ist Menschenpflicht."

„Ja, es ist Menschenpflicht," jammerte das dürre Männchen. „O du reiner Himmel! daß ich mich habe verleiten lassen — für die Kunst — es ist schrecklich —!"

Während sie noch den Weg zurückmachten, kam ihnen aus der offengebliebenen Thür eine Frau in aufgeregtestem Zustande entgegen. Ihr phantastisch aufgeputztes Kleid war über der Brust aufgerissen und der abgetrennte Strich fegte der Schleppe nach. Lange schwarze Locken, die mit dem Scheitelhaar nur eine sehr zweifelhafte Verbindung zu haben schienen, flatterten wild über die knochi-

gen Schultern. Sie hielt den rechten Arm, auf dem vier oder fünf Spangen, Ketten und Medaillons zum Ellbogen strebten, hoch erhoben und in der Hand mehrere Papiere, die sie vor dem nachfolgenden großen Herrn zu retten suchte, der danach griff, aber sofort abließ, als er des Fremden ansichtig wurde. „Schützen Sie mich vor diesem Ungeheuer!“ schrie die Dame,“ o! es ist mein Ende!“

„Aber welche Scene um nichts, theuerste Adelaide —“ beruhigte der Herr hinter ihr, indem er sie am linken Arm festzuhalten suchte.

„Um nichts?“ rief sie außer sich; „Friedrich — ist das um nichts? Hören Sie nicht auf ihn, meine Herren! Er ist ein Scheusal, ein Unmensch, ein Kaliban —! Das Letzte, was ich habe — sehen Sie, dies ist das Letzte — will er mir entreißen, um es zu verjubeln und zu verspielen, wie alles übrige, und mich dann nackt auf die Straße werfen! Aber wie eine Löwin ihr Junges will ich es vertheidigen — aus meinen Augen, Verführer mit dem Schlangenherzen!“

Ihr Verfolger zupfte seine Kravatte zurecht und lächelte giftig. „Aber so nimm doch Vernunft an, mein Engel,“ flötete er sanft. „Ich gewinne ja diese Nacht Alles zurück, was wir verloren haben, und Du wirst mich doch nicht wortbrüchig —“

„Glauben Sie ihm nicht, meine Herren,“ schrie sie hinein, „er spielt Komödie, der Bösewicht. Eben hat er mich geschlagen — hat er mich nicht geschlagen, Friedrich? O! er ist im Stande, mich dieser Papiere wegen zu er-

worden. Weisen Sie mir ein anderes Zimmer an, auf der Stelle ein anderes Zimmer mit gutem Verschluß. Nur hinter Schloß und Riegel bin ich sicher!"

Der Kellner machte ein verlegenes Gesicht. „Aber wie kann unser einer, gnädige Frau Baronin — wenn der Herr Gemahl —"

Sie lachte krampfhaft. „Gemahl —? O! auch das noch! Friedrich, bezeugen Sie mir's. Es ist nicht mein Gemahl. Und Baron? Ein Komödiant ist er, ein rechter Lumpenkomödiant — ein verlaufener Barbier — O! daß ich schamroth werden muß vor diesem fremd — —" Sie unterbrach sich und deckte die Hand über die Augen. „Mein Himmel! was sehe ich — Sie, Herr Doctor Lobach! Welches wunderbare Zusammentreffen! O! Sie sendet der Himmel zu meiner Rettung!"

Franz hatte auf den ersten Blick Adelaide Nudel und Theobald Splitter erkannt, aber für sein Erstaunen keine Worte finden können. Auch jetzt suchte er nur zu hindern, daß sie vor ihm niederfiel und theatralisch seine Kniee umfaßte, wozu sie alle Anstalten traf. Friedrich stand da, das leibhaftige Bild der Kläglichkeit und rang die Hände.

Theobald Splitter schien zu merken, daß sein Spiel hier verloren sei. „Du hast mich nie verstanden," declamirte er pathetisch. „Deine kleinliche Seele hatte keinen Raum für meine Künstlergröße, und schon zu lange trug mein Genie Deine unwürdigen Fesseln. Ich verlasse Dich! Bald hallt wieder durch alle Zeitungen mein Ruhm —

verschmachte in Sehnsucht nach dem, mit dem Du nicht theilen wolltest!" Er ging in's Zimmer zurück, kam gleich darauf mit Hut und Ueberzieher bekleidet heraus und schritt hoch aufgerichtet und ohne hinter sich zu schauen, den Gang entlang der Treppe zu.

„Ich habe ihn geliebt," flüsterte Adelaide schwärmerisch mit einem Blick gen Himmel; „aber das Opfer meiner Tugend war ihm nicht groß genug." Sie vertraute die Papiere, die sie noch immer fest in der Hand hielt, dem Busen an, stützte sich auf Friedrich und verschwand.

Franz war froh, nicht zu weiteren Diensten beansprucht zu werden. Es war ihm lieb, Füllborn schon in tiefem Schlaf zu finden.

Zwölftes Capitel.

Ein Heirathsantrag.

Der Freiherr von Logendorf hatte unruhige Tage gehabt. Wie er sich auch vor trübseligen Stimmungen wahrte, sie überraschten ihn öfter, als er bei seiner leichten Natur für möglich gehalten hätte. Antonie lag ihm im Sinn.

Er liebte nicht zu reflectiren. Nach seiner Maxime hatte jede Stunde ihr Recht und die Kunst des Lebens bestand darin, sich stets eine Gegenwart zu schaffen. Für die Zukunft wäre dann selbstverständlich keine Sorge. Er war zu geistig beanlagt, um auf diesem Wege zu einem flachen Epikuräismus zu kommen, der nach Genuß hascht, um des Genusses überdrüssig zu werden. Nur das wirklich Bedeutende hielt er für so zugkräftig, daß es ihn zur Anerkennung seiner Herrschaft zwingen könne; dann aber durfte auch jede zaghafte Rück- und Vorfrage an Vergangenheit und Zukunft als thöricht zurückgewiesen werden.

Was mächtig sei, den ganzen Menschen zu erfassen und seine gesammte Lebensthätigkeit zu concentriren, das

solle ohne kleinlichen Widerstand auch Macht haben, das dürfe in seiner Wirksamkeit nicht durch Rücksichten gelähmt werden; beweise es sich als unkräftig zu dauernder Herrschaft, so sei es eben so eine nicht zu verantwortende Feigheit, aus Mitleid oder pedantischem Pflichtgefühl den Bruch zu scheuen, der doch nothwendig werde. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit schließe aber die Reue aus, und das Bedauern über entschwundenes Glück müsse den schwachmüthigen Seelen überlassen bleiben, die am Leben verzagten, weil der Wechsel des Lebens sie beständig in Sorgen hielte.

Es war nur nicht stets über allen Zweifel hinaus, was in diesem Sinne noch oder schon mächtig genug sei, um dem gegenwärtigen Empfinden festen Halt zu geben. Ein fast unbehaglicher Zustand des Schwankens konnte nicht ausbleiben, wenn gleich starke Einflüsse um die Herrschaft stritten. Auf solchen Stationen erwies sich seine Lebensweisheit doch nicht als ausreichend, die beklemmenden Betrachtungen fortzuscheuchen, die das Entweder — Oder immer wieder zu einer Gewissensfrage stempeln.

Wenn er zurückdachte an den Tag, an dem ihm Antonie zum ersten Mal entgegentrat — und er mußte an den Tag zurückdenken, ob er wollte oder nicht — das war ein Moment, in dem er sich gegen Mächtigeres außer ihm beugte. Für sie zu leben, die Hindernisse fortzuräumen, die ihr die vollkommene Entfaltung ihrer herrlichen Anlagen erschwerten, in dem Glück zu schwelgen,

sie glücklich zu sehen, war ihm ein unabweisliches Bedürfniß. Ob er sie liebte? — er zergliederte seine Gefühle für sie nicht. War das aber Liebe, daß sie ihn durch ihre Talente entzückte, durch ihr anmuthiges Wesen fesselte, durch ihren Geist in Bewegung hielt, durch ihr warmes Gefühl für alles Schöne und Große in Mitleidenschaft zog — so liebte er. Daß er nicht sagte: sei mein! machte ihm kein Bedenken. War sie doch gerade so reizend in ihrer künstlerischen Entwickelung, mußte sich doch ihr Dankgefühl steigern durch Alles, was er gerade in dieser Hinsicht für sie that, schien es doch grausam, die Rose zu brechen, ehe sie voll aufgeblüht war. Nahm man ihr, was sie vor Millionen ihres Geschlechts auszeichnen konnte, was blieb ihr damals zurück, als ein liebenswürdiges und hübsches, aber blutarmes Mädchen von sehr bedenklicher Herkunft, für den Freiherrn von Logendorf, der seinen Platz in der exclusiven Gesellschaft nicht entbehren konnte, schwerlich eine annehmbare Partie. Vielleicht war seine Neigung deshalb so wenig egoistisch, weil der Besitz sie hätte zerstören müssen. Warum der Zeit vorgreifen? Ist die Gegenwart lebenskräftig, ihre Zukunft wird nicht ausbleiben.

Und nun war die Rose aufgeblüht und berauschte alle Welt durch ihren Duft. Hätte er sagen können: sie ist mein! der stolzeste seiner Standesgenossen hätte ihn um diese Errungenschaft beneidet. Und warum zögerte er jetzt, das Vollkommene sich anzueignen, das ihn schon in seinem Werden so mächtig zu sich gezogen hatte, das

er zu bewundern und zu verehren nicht müde werden konnte? Und war das nun sein ganzes Gefühl für sie, das er sie bewunderte und verehrte? Oder gab es noch eine Stelle in seiner Brust, die ein Geheimniß bewahrte, das sich in günstiger Stunde erschließen sollte?

Er hatte Feodora wiedergesehen. Wenn er es auch nur scherzend wahr haben wollte, es war doch richtig, daß er dennoch hauptsächlich ihretwegen aus der Residenz geflohen war. Nicht weil sie ihn abgestoßen, sondern weil sie ihn mehr angezogen, als dies ohne Gefahr für seine Freiheit geschehen konnte, die er noch eifersüchtig glaubte hüten zu müssen. Es war nichts als eine werdende Neigung und er erstickte sie im Keime. Dieses Spielen mit Worten, dieses Necken und Streiten, dieses Herausfordern und Zurückweichen, was war es anders gewesen, als das Versteckspiel der Leidenschaft, die sich gern haschen und doch nicht fangen lassen will. Mochte ihre Nähe ihn aber auch unruhig gemacht haben, so erhitzt war sein Blut noch nicht, daß er nicht in einsamer Stunde ruhig überlegen und sich sagen konnte: Du darfst Dich nicht binden! Der Graf war nicht wohlhabend, füllte aber in Hofkreisen eine glänzende Stellung aus. Sein schönes Töchterchen war verwöhnt und nahm große Ansprüche in's Leben mit. Die entfernte Verwandtschaft hatte einen freien Verkehr von selbst ergeben; vielleicht war's eine bloße Laune des eigenwilligen Mädchens, an ihm die Machtmittel ihrer Schönheit und ihres Willens zu erproben. Er wagte nicht Abschied zu nehmen; als er aber in's Coupé ge-

stiegen war, hatte er sein Herz sehr ruhig schlagen gefühlt und sich mit voller Ueberzeugung gesagt: es ist überwunden.

Es war überwunden. Vielleicht — wenn er Antonie nicht so bald gesehen hätte, sein Herz wäre von Sehnsucht nicht unberührt geblieben. Neben ihr blieb aber kein Raum für ein solches Andenken. Erst als er nach der Residenz zurückkehrte und Antonie nicht fand, wie er sie zu finden gehofft hatte, als Feodora seit dem Herbst noch schöner entwickelt, geistig selbstständiger, zuversichtlicher im Gefühl ihrer bevorrechteten Stellung in der Gesellschaft ihm wieder entgegentrat und mit der Leichtigkeit des Tons, die Frauen so verlockend macht, das frühere Verhältniß aufnahm, als ein Vergleich zwischen der hochgebornen Gräfin und der Schauspielerin, die um die Gunst der Menge kämpfte, nicht abzuweisen war, kam die Wage in's Schwanken. Adel stand gegen Talent. Wenn Antonie schön war, Feodora galt für nicht minder schön; beide waren sie geistig bewegliche Naturen, wenn schon in verschiedener Weise, beide wetteiferten in Anmuth und Liebreiz. Aber Feodora schien ihm Liebe entgegenzubringen, während Antonie —

Welche Ueberraschung, als Franz Lobach bei ihm eintrat. Es war ihm nicht entfernt in den Sinn gekommen, daß der Freund gerade jetzt aus seiner Klause ausbrechen und Antonie seine Dienste anbieten könnte. Daß dies der Zweck der eiligen Reise war, ergaben schon die ersten Worte, die auch keinen Zweifel darüber lassen konnten,

daß Franz mit einem bisher an ihm ganz fremden Selbstgefühl auftrat.

„Was ist denn in Dich gefahren?" rief Logendorf, nachdem die ersten schnellen Fragen und Antworten, wie sie die Situation von selbst ergab, gewechselt waren. „Thut die Luft hier wirklich Wunderdinge? Du siehst ja ordentlich aus, wie ein Mann."

Lobach wußte am besten, wie viel ängstliches Herzklopfen ihm schon der Gedanke an diesen Besuch verursacht hatte und wie er sich noch an der Thür Muth zusprechen mußte, sich diesmal keine Blöße geben zu wollen.

„Sehr schmeichelhaft," sagte er, mit etwas forcirter Heiterkeit auf den bekannten Spötterton eingehend; „und wie habe ich Dir sonst ausgesehen?"

„Nun, wie ein — Poet, lieber Freund," lenkte Logendorf ab.

„Der Gegensatz ist sehr unvollkommen," meinte Franz lachend, „Du hättest auf ein altes Weib herauskommen müssen."

Logendorf sah ihn erstaunt an und drehte sein schwarzes Bärtchen. „Ich bin nur im Nothfall grob," sagte er, „und schein's bei Dir nicht mehr nöthig zu haben."

Franz hielt ihm die Hand hin. „Plänkeln wir also nicht weiter miteinander, sondern vereinigen wir unsere Waffen zum Angriff auf den gemeinsamen Feind. Ich bin hergekommen, Antonie mit Rath und That zu unterstützen. Damit ich das mit Aussicht auf Erfolg kann, muß ich über die Sachlage genauere Information erhal-

ten, als ihr zu ertheilen lieb sein kann. Du bist, wie ich annehmen darf, in die Verhältnisse nach allen Richtungen eingeweiht. Sind Antoniens Befürchtungen gerechtfertigt?"

„Durchaus!" antwortete der Freiherr, seinen Sessel dicht neben den seines Gastes rollend. „Ich kenne den Prinzen gut genug, um zu wissen, worauf es ihm ankommt, und er hat mich noch überdies in diesem speciellen Falle zu meinem großen Unbehagen mit seinem besonderen Vertrauen beehrt. Ich halte ihn tiefer Empfindungen nicht für fähig; aber er interessirt sich für Antonie doch in anderer Weise, als sonst für eine schöne Schauspielerin, auf die er ein Auge geworfen hat, und der unerwartet zähe Widerstand reizt seine Leidenschaftlichkeit. Hätte Antonie, wie ich rieth, die Juwelen angenommen, er würde vielleicht schon heute vergessen haben, daß er sie ihr schenkte; denn seine Neigungen sind sehr wankelmüthig, und wer ihm entgegenkommt, ist damit schon halb und halb abgethan. Ihre Zurückweisung forderte ihn förmlich zum Kampfe heraus; er wird nicht nachlassen, bis er über das Weib gesiegt oder die Künstlerin gedemüthigt hat."

Er begründete diese Annahme näher, indem er nicht verschwieg, daß der Prinz ihn selbst zu bestimmen gesucht hätte, für seine Zwecke auf Antonie einzuwirken, und daß er auch aus dem Munde des Generaldirectors wisse, wie wenig auf Nachgiebigkeit von der andern Seite zu rechnen sei.

„Und doch warst Du der Meinung, daß Antonie

nachgeben solle," sagte Franz, der nachdenklich zugehört und den Ausbruch zorniger Entrüstung mit aller Kraft zurückgehalten hatte, um Logendorf zu beweisen, daß es ihm mit ruhiger Ueberlegung ernst sei.

„Unter einer Reserve," antwortete derselbe; „daß Antonie sich nämlich der Hofbühne erhalten wolle. Auch heute habe ich keine andere Alternative, als diese: entweder sie fügt sich den Wünschen der Direction, was dieselbe auch beeinflusse, oder sie entsagt freiwillig einer Stellung, für die einen Ersatz zu finden allerdings schwer, wenn nicht unmöglich sein würde."

„Das letztere Bedenken scheint Dich zu bestimmen, das Entweder erträglicher zu finden," bemerkte Franz, „und doch sagst Du Dir gewiß selbst, daß es sich dabei um mehr handelt, als um die Frage, ob eine Rolle angenommen oder abgelehnt werden soll."

Logendorf nickte zustimmend, schien aber mit seinen Gedanken wenig bei der Sache zu sein. Er stützte das Kinn in die Hand und sah vor sich hin zur Erde.

„Und dennoch —?"

„Mit einer zweiten Reserve."

„Die wäre?"

„Daß Antonie nicht vorzieht, der Kunst überhaupt zu entsagen."

Lobach schnellte vom Sessel auf. „Wie — Antonie sollte der Kunst entsagen — Antonie —? Ich verstehe Dich nicht."

Logendorf erhob sich, machte einen Gang durch's

Zimmer und blieb vor einem Bilde stehen, Franz den Rücken kehrend. Es war sicher nicht das Bild, was seine Aufmerksamkeit fesselte, obgleich er es unverwandt zu betrachten schien.

Franz beobachtete ihn eine Weile verwundert. Wollte Logendorf andeuten, daß ihm das Gespräch über diesen Gegenstand lästig sei? Es war kaum möglich, in beleidigenderer Form eine solche Andeutung zu geben. Er stand auf und rückte den Sessel an den Tisch, um bemerklich zu machen, daß er sich entfernen wolle.

Der Freiherr drückte ein wenig den Kopf in den Nacken, als ob das Geräusch ihn erschreckte, und drehte das Gesicht dann langsam wieder dem Gast zu. Er war bleich und die Augen hatten etwas Erhitztes, wie von übergroßer Anstrengung.

„Entschuldige mich," bat er, „ich mußte einen Augenblick mit mir allein sein. Nun habe ich mit mir abgeschlossen, und werde mich Dir verständlich machen können. Setze Dich wieder — oder nein! reiche mir Deinen Arm und wir wandeln im Zimmer auf und ab. Ich bin unruhig, und die Bewegung ist meiner Stimmung gemäßer. So!"

Er wartete nicht auf Lobachs Zustimmung, sondern nahm dessen Arm in den seinigen und zog ihn fort.

„Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen," sagte er nicht ohne Beklommenheit, „die Dir kaum überraschend kommen kann — wenigstens vor einiger Zeit nicht überraschend gekommen wäre. Du weißt, daß ich nicht zu

den Menschen gehöre, die sich von ihren Leidenschaften übertölpeln lassen, um sich nach der Abkühlung in unlösliche Conflicte mit allen ihren dauernden Lebensbedürfnissen verwickelt zu sehen. Das Wünschenswerthe ist nicht immer das Erreichbare, und die Klugheit gebietet, Wünsche unausgesprochen zu lassen, die wir zu realisiren nicht die Macht haben. So viel, um meine bisherige Schweigsamkeit selbst dem Freunde gegenüber zu motiviren. Aber es wird Zeit, zu sprechen. Die äußeren Verhältnisse haben sich wesentlich geändert, gestatten eine Aussprache, oder drängen zu einer solchen. Ich habe kein verpfändetes Wort einzulösen; dennoch halte ich mich für gebunden. Siehe zu, ob Du mir freundschaftlich dazu helfen kannst, dieses Band so fest zu knüpfen, daß ich es als unzertrennlich fühle."

Er schöpfte Athem, und Franz horchte gespannt und voll Bangigkeit auf, worauf diese Einleitung hinaus sollte.

„Es war meine Veranstaltung," fuhr der Freiherr fort, „daß Deine Schwester Antonie —"

Lobach's Arm machte in dem seinigen eine unfreiwillige Bewegung.

„— daß Deine Schwester Antonie," wiederholte Logendorf, „genöthigt wurde, sich für ihren Beruf als Schauspielerin zu erklären. Nicht zum kleinsten Theil meinen Bemühungen für sie ist es zuzuschreiben, daß es ihr so bald gelang, nicht nur ihrem Talent Anerkennung zu verschaffen, sondern auch eine desselben würdige Stellung an einem der ersten Kunstinstitute einzunehmen. Ich sage

das weder aus Ruhmredigkeit, noch um Anspruch auf Dank zu erheben. Ich erkenne vielmehr gern an, daß ich mir selbst durch diese Thätigkeit für sie den größten Gefallen that, und daß die Umstände, die ich nicht zu beeinflussen vermochte, es in letzter Zeit zweifelhaft gemacht haben, ob ich Dank verdiente. Nehmen wir die Dinge einfach, wie sie liegen. Antonie ist eine bedeutende Schauspielerin und zählt als solche zur Kunstaristokratie, die sich mit jeder anderen Aristokratie messen kann; ihre gesellschaftliche Situation ist augenblicklich die günstigste, die sie je zu erreichen vermag. Aber schon melden sich bedrohlich jene feindlichen Mächte, die ihren Tribut fordern. Wird sie ihn dienstwillig leisten, so muß sie sich vor sich selbst erniedrigen; wird sie ihn verweigern, so muß sie den Platz räumen, auf welchem die Künstlerin triumphiren dürfte. In beiden Fällen wird sie herunterstürzen müssen von der Höhe, auf welcher sie sich wohl fühlt, die aber nur eines Messerrückens Breite hat. Noch steht sie darauf, und das genügt mir. Zwar ist es nicht in meiner Macht, sie darauf zu erhalten, wohl aber kann ich ihr ein sicheres Asyl bieten, zu dem die Selbstsucht jener unreinen Geister nicht reicht und das doch nicht tiefer hinab liegt auf dem Wege, den das Weib zu seiner höchsten Bestimmung zu wandeln hat. Die Ehe, Freund, ist dieser geweihte Bann. Ich biete Antonie meine Hand — schlägt sie ein, so ist sie meinem Schutz vertraut."

Franz hatte das Gefühl, als ob seine Glieder eisig kalt wurden und alles Blut sich zum Herzen drängte, um

seine Wandungen zu sprengen. Aus Logendorfs Worten sprach nicht die Leidenschaft; wie in einem Rechenexempel stellte er die Factoren neben- und untereinander und zog seinen Schluß. Noch wenige Schritte folgte er ihm, dann blieb er stehen und löste seinen Arm. „Liebst Du Antonie?" preßte er gewaltsam aus der wie zugeschnürten Kehle heraus.

Der Freiherr blickte lächelnd zur Erde. „Ich glaube den stärksten Beweis dafür zu geben," sagte er ausweichend. „Uebrigens höre mich zu Ende. Meine Vermögensverhältnisse waren noch vor Kurzem nicht die glänzendsten; ich würde auch heute nicht wagen können, dem Prinzen den Fehdehandschuh hinzuwerfen — wofür er meine Verlobung mit Antonie unfehlbar rechnen würde — wenn nicht ein ganz unerwarteter Todesfall mir die nächste Anwartschaft auf eine reiche Besitzung gegeben hätte, die ein Fideicommiß unserer Familie ist. Ich lasse dies nicht unerwähnt, einmal um Dir zu zeigen, daß ich Antonie eine durchaus sorgenfreie und ihren Ansprüchen an's Leben in weitestem Umfange genügende Zukunft zu bieten habe, dann aber auch, um für mich selbst einen Vorbehalt zu machen, der sich freilich ebenso aus meiner Auffassung der Ehe als einer ausschließlichen Seelengemeinschaft, wie aus den äußeren Verhältnissen von selbst ergiebt. Ich bin bereit Antonie zu meinem Weibe zu machen, wenn Antonie — der Kunst entsagt."

„Und wozu — mir — das Alles —" stammelte Lobach, der sich mühsam aufrecht erhielt und kaum noch Anstrengungen aufbot, seine tiefe Erregung zu verbergen.

„Weil ich wünsche, durch Deine Vermittelung Antonie meinen Antrag zugehen zu lassen," antwortete Logendorf, der sich nach dieser offenen Aussprache freier fühlte, freundlich: „Du bist ihr Bruder, Franz —"

„Nein — nein — das bin ich nicht!"

„Nun denn, ihr ältester Freund, und sie giebt viel auf Dich. Ich habe gleichfalls Grund, Dich für meinen Freund zu halten, und so ist es ja wohl natürlich, daß Du unsere Hände ineinander legst, sobald Du Dich versichert hast, daß Antoniens Herz für mich entscheidet. Willst Du?"

Lobach wurde von blitzschnell wechselnden und einander widersprechenden Empfindungen qualvoll hin- und hergezogen. Wußte er nicht längst, daß Antonie schon in der ersten Stunde, die sie mit Logendorf zusammenführte, auf ihn einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hatte? Sah er nicht diese Neigung von Tage zu Tage aufwachsen und hielt er selbst sie nicht für Liebe? Glaubte er sie nicht von Antonie erwiedert und hatte er sich nicht schon an den Gedanken gewöhnt gehabt, die Schwester und den Freund unlöslich verbunden zu wissen? Damals freilich, als sein eigenes Gefühl noch unklar war — und Logendorf hatte ja nicht gehalten, was er zu versprechen schien. Auch jetzt — wie kühl war sein Geständniß, wie herzlos disponirte er über sich und Antonie! Oder schien ihm das nur so, weil in ihm selbst die Flammen höher aufloderten und gar sein Blut siedend machten, seit er sie wiedergesehen? Forderte die Freundschaft wirklich das

Opfer seines eigenen Herzens, wie er sich früher edelmüthig eingeredet hatte, vielleicht weil er dieses Opfer noch nicht völlig ermaß? Und galt es denn Liebe für Liebe? Konnte Logendorf ihr das geben, was er selbst — — Und warum sollte sie sich nicht entscheiden, die allein wußte, was in ihrem eigenen Herzen sprach? Wohl! sie mochte entscheiden — aber nicht durch ihn befragt. So grausam durfte er nicht gegen sich selbst wüthen, so lieblos durfte er nicht seine eigene Neigung verleugnen. O! daß er gestern gesprochen hätte, wo ihre zärtliche Begrüßung ihn zur Hoffnung ermuthigte, wo er sich frei wußte von Verpflichtungen gegen den Freund — es war versäumt, vielleicht für immer!

Logendorf erwartete schon ungeduldig seine Antwort. „Willst Du?" wiederholte er dringlicher und in herausforderndem Ton.

„Nein!" rief Franz, alle seine Willensstärke zusammenfassend, „nein und nochmals nein."

Logendorfs Augen blitzten zornig auf. „Wie — Du verweigerst mir —?"

Franz nahm seine beiden Hände und drückte sie mit krampfhaftem Zittern. „Fordere das nicht von mir, Hans," bat er gepreßt, „ich kann's nicht — weiß Gott, ich kann's nicht!"

Der Freiherr trat zurück und kreuzte die Arme über der Brust. Auf seinen Wangen markirte sich die Röthe in kleinen kreisrunden Flecken, die sich mehr und mehr zusammenzogen. „Das ist mir sehr — überraschend,"

sagte er eisig kalt, „von Einem, der sich meinen Freund nennt und der sich wiederholt alle Mühe gegeben hat, mich zur Aussprache zu bewegen — sehr überraschend."

Franz fühlte das Zutreffende dieses Vorwurfs. „Wenn Du damals —" stammelte er, „ich glaubte, daß Du Antonie liebtest — daß sie hätte glücklich werden können —"

„Und das glaubst Du heute nicht mehr?"

„Ich weiß es nicht — frage mich nicht! Aber es widersteht meinem Gefühl, eine Herzensangelegenheit so — geschäftlich durch einen Dritten ordnen zu lassen. Und ich mag dieser Dritte nicht sein und brächte vor ihr das Wort nicht über die Lippen: mein Fräulein, der Freiherr von Logendorf erweist Ihnen die Ehre, um Ihre Hand anzuhalten; seine Vermögensverhältnisse sind wohl arrangirt und er stellt nur die eine Bedingung —"

Logendorf unterbrach ihn durch ein convulsivisches Lachen. „Das sind also Deine Bedenken! Ich binde nicht, wie Malvolio, meine Kniebänder kreuzweise aus närrischer Verliebtheit, schmachte und girre nicht um das Täubchen herum wie der Amoroso der Komödie, gehe nicht durch Feuer und Wasser wie die Helden der Zauberflöte? O! ihr unverbesserlichen Idealisten! Gut — schon gut! Ich zähle nun einmal nicht zu den wunderlichen Heiligen, denen die Liebe, wie der Glaube, da anfängt, wo die Vernunft aufhört. Ich zwinge Dich nicht — sprechen wir nicht mehr davon; über gewisse Dinge werden wir uns nie einigen, und wir können ja deshalb doch gute Freunde bleiben — ganz gute Freunde."

„Das können wir nicht," sagte Lobach ernst, „wenn Du mich verlachst. Wie ich Antonie kenne, würde ich Dir keinen Dienst erweisen, wenn ich für Dich einträte. Sie hat etwas von meiner Art zu empfinden, die Du so arg schmähst. Sie würde es nicht begreifen, wie man sie um ihre Liebe bitten könne durch einen fremden Mund. Sprich selbst mit ihr, wenn Dich aufrichtig das Herz dazu drängt, höre selbst, was sie zu antworten hat. Ich will Dir nicht in den Weg treten, ich will Dir nicht einmal sagen — o! Du darfst nicht wissen, was ich schon für den Freund thue, indem ich schweige."

Logendorf wiegte den Kopf auf und ab. „So wenig gelte ich Dir — und ich werde Dir noch dankbar sein müssen, daß Du nicht bei Antonie gegen mich sprichst. Ich will versuchen, mich daran zu gewöhnen. Aber warum setzen wir uns nicht? Du hast mir noch von Frau Cornelia Füllborn zu erzählen und von der Commerzienräthin Neunblatt; von der Theateraffaire wüßte ich auch gern mehr, als die Zeitungen melden. Was giebt's sonst Neues im Städtchen?"

Lobach nahm seinen Hut. „Laß uns heut scheiden," sagte er wehmüthig, „wir sind Beide nicht in der Stimmung, einander mit gleichgültigen Dingen zu unterhalten. Es ist nun einmal meine leidige Manier, das Ernste ernst zu nehmen — laß mich dabei. Wenn wir uns wieder treffen, werden wir hoffentlich einander heiterer die Hand reichen können."

Der Freiherr nickte. „Wie Du willst.“ Er vergaß, Franz das Geleit zu geben. —

Lobach ging über die Straße hin, wie ein Betrunkener. Die Häuser schwankten ihm vor den Augen und das Trottoir unter seinen Füßen schien sehr unsicher. Er dachte nicht daran einen Wagen anzurufen, oder in der ihm ganz unbekannten Stadt nach dem Wege zu fragen; in seinem Kopfe schwirrten und summten unaufhörlich die Worte, die er eben vernommen hatte und die ihn um seine Ruhe brachten.

Er folgte der langen Straße, so weit sie ihn eben führen wollte, bog dann in die nächste ein, und wieder in die nächste, kam in einen Baumweg und mit demselben zur Stadt hinaus in eine Parkanlage, ließ sich durch die Equipagen, die ihm in langer Flucht entgegenrollten, seitwärts abdrängen, irrte kreuz und quer durch die gewundenen Gänge und ließ sich endlich erschöpft auf einer Bank nieder, die in einem Gebüsch stand, in welches sich der Weg verlor. Er riß den Hut von der erhitzten Stirn und stellte ihn neben sich.

Um ihn und über ihm machten sich im warmen Mittagssonnenschein Tausende grüner Blattknospen von ihren Hüllen frei und strebten in dichten Büscheln zum Licht hinaus. Zwischen den Zweigen hindurch und über den schlanken Birken glänzte der Himmel in leuchtender Bläue. Ringsum concertirten die Vögel so laut, als hätten sie sich dieses einsame Plätzchen zu einer Generalprobe ausgewählt. Franz, dessen Auge und Ohr sonst so geübt

war für dergleichen Genüsse, sah und hörte nichts; er war nur allein mit seinem Kummer.

Es war mit Füllborn verabredet gewesen, daß sie in einem bestimmten Lokal diniren und auch Antonie einladen wollten. Daß man auf ihn warten könne, fiel ihm gar nicht ein. Er wäre auch schon zu spät gekommen, wenn er jetzt zu diesem Zwecke den Weg nach der Stadt zurück gesucht hätte.

Er drückte die Hand auf's Herz, das noch immer ungewöhnlich heftig pochte.

„Viel besser wär's, ich bliebe,
Kehrt nicht mit Dir die Liebe,
Die Du ersehnst, zurück —“

murmelte er vor sich hin. Wie hatten sich die trüben Ahnungen, die ihm anfangs die Reise verstörten, bis sie sich im Gedicht von seiner Seele ablösten, so bald erfüllt! Antonie nicht mehr zu sehen, die Stadt in eiliger Flucht zu verlassen, schien das Gerathenste. Wie sollte er ihr jetzt nochmals gegenübertreten in seiner Hoffnungslosigkeit! Aber nicht zurück in die Heimath! Weiter — weiter hinaus in die weite Welt! Auf die Wanderschaft mit seinem unruhigen Herzen, bis das schwerste Leid überwunden.

Und dann schrie wieder eine Stimme in ihm auf: nein! du beugst dein Gefühl nicht! du liebst sie, du hast ein Recht zum Widerspruch gegen fremde Anmaßung; du darfst, wie er, vor sie treten und zu ihr sagen: sei mein!

Was bist du einem Freunde schuldig, der nie Pflichten gegen dich anerkannt hat?

Dem Freunde —! Aber Antonie? Wenn er sich doch nicht geirrt gehabt hätte — wenn sie ihn liebte? Gewiß! er war ihr nicht gleichgültig. Warum auch sonst diese brennende Eifersucht? Und was hatte er selbst ihr zu bieten! Hatte er doch nur eben die Brücke hinter sich abgebrochen, die zu einer leidlich sicheren Existenz führen konnte, wenn er sich mit Beharrlichkeit in die engen Verhältnisse eingewöhnte, die ein bürgerliches Amt bedingte. Wie hätte er's auch wagen können, sie dahin hinabzuziehen, wo nicht einmal seine Genügsamkeit Befriedigung fand? Und nun wußte der Tag nicht, was der Tag bringen würde; neue Verbindungen sollten erst angeknüpft, neue Arbeiten versucht, neue Verdienstquellen entdeckt werden. Wie durfte er ihr, die er doch zu lieben meinte, zumuthen, mit ihm zu theilen? Und das in dem Augenblick, in dem er sich ihr von anderer Seite die glänzendsten Aussichten öffneten! der geachtete Name eines alten Geschlechts, der im Familienbesitz befestigte Reichthum, die bevorzugte Stellung in den höchsten Kreisen der Gesellschaft — konnte sie schwanken, wenn ihr das Glück so lockend lächelte? Und er sollte ihr die Entscheidung erschweren, indem er ihr Mitleid herausforderte? Nein! Möge sie nie erfahren, daß sie geliebt war — nie — nie!

Aber eben deshalb keine feige Flucht. Was sollte sie davon denken, wenn er ohne Abschied ging? Und

was war gewonnen, wenn sie ihn errieth? Frei, ohne Rücksicht auf seine Neigung mußte sie entscheiden, und wenn sie entschieden hatte, durfte sie von dem Schmerz nicht wissen, der sein Herz wund riß. Auch dieses schwerste Opfer der Liebe war nicht zu groß für sie. —

Es war spät Nachmittag, als er im englischen Hof anlangte. Füllborns Vorwürfen, daß er es zu verantworten habe, wenn ihnen Allen das Diner nicht gut bekomme, da sie sich über sein Ausbleiben Sorgen gemacht hätten, suchte er so heiter als möglich mit einer Schilderung seiner Irrfahrten durch den weiten Park entgegenzutreten. „Muß man Sie nicht immer am Faden festhalten?" rief der Stadtrath noch in bester Weinlaune. „Präpariren Sie sich nur auf eine Entschuldigung bei Antonie. Sie hatte Sie schon im Verdacht, den Verführungen des Herrn von Logendorf erlegen zu sein und bei einer Flasche Champagner im Austernkeller Ihre ältere Zusage vergessen zu haben. Aber wo haben Sie denn eigentlich Mittag gegessen? Ist's möglich — Sie sind noch nüchtern? Ich glaube wahrhaftig, bester Doctor, wenn man Sie sich selbst überließe, Sie würden mitten in einer Stadt verhungern, in der jedes zehnte Haus zur Tafel ladet! Wollen Sie sich denn alle menschlichen Bedürfnisse abgewöhnen und nur als Seele herumlaufen? Packen wir einmal aus, was von der Wegekost Ihrer guten Frau Mama übrig geblieben ist — Sie werden schwerlich damit in einem Anlauf fertig werden. Und künftig hänge ich Ihnen die Tasche über die Schultern,

wenn Sie wieder einen Spaziergang vorhaben, damit ich Sie lebend zurückbringe. Sie — Mann im Monde!"

Der Stadtrath hatte zum Abend eine Theaterloge gemiethet. Dieselbe sollte Raum für sechs Personen haben, und so waren außer ihm, Lobach und Antonie noch Ewald Lauter, Robert und Amande zugezogen; Antonie hatte gewünscht, daß ihre Hausgenossen betheiligt würden und daß man dann gemeinsam bei ihr den Thee einnehme. Franz würde aus eigenem Antriebe weder Zerstreuung noch Vergnügen gesucht haben, durfte sich nun aber nicht isoliren, wenn er seinen Gemüthszustand nicht verrathen wollte. So war es ihm lieb, da er sich doch nicht ausschließen konnte, wenigstens nur in größerer Gesellschaft mit Antonie zusammen zu sein.

Der Musikus, mit dem Füllborn bei der Schauspielerin zusammengetroffen und sehr bald näher bekannt geworden war, hatte auf Robert warten und mit ihm später nachkommen wollen; sein Zögling war nicht zu vermögen gewesen, eine Lehrstunde in der Mathematik seinem Professor absagen zu lassen. Aber die Oper begann, ohne daß auch Antonie und Amande eintrafen. Endlich schon nach Schluß der Ouverture trat Amande ein und statt Antonie Madame Hagemann, die große Toilette gemacht hatte. „Es ist nicht meine Schuld," sagte sie zum Stadtrath, der wohl ein etwas verwundertes Gesicht zeigen mochte, „wenn ich mich hier bei Ihnen unvermuthet einführe. Es war Fräulein Antoniens dringender Wunsch, daß ihr Platz nicht unbesetzt bleibe."

„Und Antonie selbst —?“ fragte Füllborn besorgt, während Franz sich bald zurückwandte und gespannt lauschte.

„Das Fräulein läßt sich entschuldigen,“ berichtete die Dame, die keine geringe Mühe hatte, ihr bauschiges Seidenkleid in die Grenzen ihres Sitzes neben dem Stadtrath einzuzwängen. „Sie zieht es vor, den Abend zu Hause zuzubringen, läßt die Herren auch bitten, sie ein andermal mit ihrem Besuch zu beehren.“

„Mein Himmel! doch keine plötzliche Erkrankung?“ rief Franz lauter, als es für den Ort schicklich war.

Madame Hagemann schüttelte lächelnd den Kopf mit dem stolzen Hut. „Würden Sie mich sonst hier sehen?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Aber was sonst —?“

„Fräulein Antonie war bereits zum Theater angezogen, als ein Brief abgegeben wurde. Sie wollte ihn schon bis zur Rückkehr ungelesen lassen, als sie doch die Aufschrift auf andere Gedanken zu bringen schien. Der Inhalt muß wohl etwas aufregender Natur gewesen sein, denn sie wurde bald roth, bald bleich und zog die Lippen zwischen die Zähne, wie sie zu thun pflegt, wenn sie eine leidenschaftliche Aufwallung niederzukämpfen hat. Kurz und gut, nachdem sie in ihr Schlafzimmer getreten, und dort eine Weile allein geblieben war — der Wagen wartete schon vor der Thüre — kam sie augenscheinlich ganz gefaßt wieder zurück und bat mich, statt ihrer zum Theater zu fahren; der Wein des Mittags sei ihr nicht gut bekommen und sie ziehe vor, sich früh zur Ruhe zu begeben.“

Füllborn fragte nicht weiter, schien aber von dieser Auskunft nicht sonderlich befriedigt zu sein. Franz drückte sich in eine Ecke der Loge und grübelte in sich hinein, nur manchmal aus seinen Träumen aufschreckend, wenn die Posaunen stark einsetzten oder die Pauken donnerten. Er errieth, was geschehen war.

Im Zwischenact entfernte sich der Stadtrath. Robert hatte hinter den Uebrigen den Platz neben Amande eingenommen. Er hatte wirklich keine Wahl gehabt. Wie er sich auch einschränken mochte, er konnte es nicht vermeiden, mit seinem Ellenbogen hin und wieder einmal ihren Arm zu berühren, besonders da die kleine Person nicht zwei Minuten lang stillsaß, sondern sich bald vor-, bald zurückbeugte und das Köpfchen mit den Schultern unaufhörlich rechts und links drehte. „Wünschen Sie etwas," fragte sie kurz, als wieder ein unfreiwilliger Zusammenstoß erfolgte.

„Ich —? Ach, durchaus nicht," sagte er verlegen.

„Ich glaubte wirklich, daß Sie Anstalten machen wollten, mich zu unterhalten und diese freilich etwas ungeschickte Form wählten —"

„Ich bitte zu entschuldigen, mein Fräulein —"

„Sehen Sie einmal, das klingt ganz artig. Haben Sie denn gar kein Bedürfniß, sich zu unterhalten?"

„Ich meinte, im Theater —"

„Aber man spielt ja jetzt nicht. Und wenn auch — man kann doch nicht immerfort gespannt zuhören, will doch einmal eine Bemerkung machen. — Wozu sitzt man

denn mit guten Bekannten zusammen? Sie freilich sind so stumm, wie die leere Luft, und wenn Sie sich nicht von Zeit zu Zeit einmal durch Ihren Ellenbogen bemerklich machen möchten, so wüßte ich gar nicht, daß Sie überhaupt da wären. Ach! was sind Sie für ein Mensch!"

Sie machte dabei seine Bewegung nach und stieß ihn ein wenig mit der Schulter an.

„Nun? wie gefällt Ihnen denn die Oper?" fragte sie gleich hinterher.

„Ich verstehe nichts davon," meinte er ehrlich.

„Da haben Sie übrigens recht," plauderte sie weiter, sich halb zu ihm wendend, „es wird entsetzlich undeutlich gesungen. Aber man kann doch ungefähr errathen, um was es sich eigentlich handelt."

„So —?"

„Freilich! Er liebt sie."

„Wer?"

„Wer —?! Wie Sie fragen können! Der erste Tenor natürlich die Primadonna. Sie lieben sich immer."

Er sah sie etwas verwundert an, wie um zu prüfen, ob sie nur scherze. „Wunderliche Menschen," meinte er dann. „Schon daß sie fortwährend singen —"

„Lieben Sie den Gesang nicht?"

„O gewiß! Wenn Sie zum Beispiel —"

„Ach! ich singe lange nicht so schön."

„Es hört sich doch gut an. Sie müssen immer recht froh sein —!"

„Wenn ich mißgestimmt bin, singe ich erst recht, mir die dummen Grillen aus dem Kopf zu treiben.“

„Kommt Ihnen das auch?“

„Ach gewiß! Wenn man ein armes Mädchen ist — und hat bessere Tage gesehen und gar nicht daran gedacht, einmal solchem bärbeißigen jungen Herren gehorsamst aufwarten zu müssen —“

Robert rückte verlegen auf seinem Platz hin und her und strich mit der großen Hand über sein krauses Haar weg. „Das müssen Sie nicht so schlimm nehmen, liebes Fräulein,“ sagte er entschuldigend, „es sieht manchmal nur so aus, weil die Zeit knapp ist oder weil man sich nicht aufhalten will. Und was das Arbeiten anbetrifft, da habe ich mir früher auch einmal eingebildet, daß es einem honetten Menschen nicht gut steht; aber darüber bin ich ganz anderen Sinnes geworden und habe jetzt meine Lust daran. Freilich — es kommt so auf die Umstände an —“

„Ja! es kommt auf die Umstände an!“ wiederholte Amande recht altklug. „Aber sagen Sie doch einmal —“

„So plaudere doch nicht fortwährend, Amande,“ verwies hier Madame Hagemann, sich zurückwendend, „man kann ja nichts von der Musik verstehen, wenn Einem von hinten her immer etwas um die Ohren zischelt.“

Sie hatten wirklich unbemerkt gelassen, daß inzwischen der Vorhang aufgezogen war und so eben die erste Arie im neuen Acte gesungen wurde.

Im letzten Zwischenact fand sich Füllborn wieder ein.

„Mir hat's doch keine Ruhe gelassen," sagte er, Madame Hagemann eine Düte mit Süßigkeit reichend, „ich habe mich in Ihrer Wohnung erkundigt, wie es eigentlich mit Antonie steht. Es ist wirklich nur der Brief, der übrigens mit dem Prinzen keinen Zusammenhang haben soll. Ich fand sie am Klavier. Wir dürfen uns also nicht beunruhigen, lieber Freund."

Lobach schwieg. Er wünschte sehnlichst das Ende der Vorstellung herbei.

Auch die letzte halbe Stunde verging. Wer weiß, wie es im Gedränge auf den Treppen und im Foyer so gekommen war, aber als man sich auf der Straße wieder zusammenfand, hatten Robert und Amande einander untergefaßt und eilten bald den Uebrigen voraus. „Das junge Volk bringt uns um ein gemeinsames Abendessen, für das ich mir schon eine Restauration ausgekundschaftet hatte," meinte der Stadtrath.

„Was in aller Welt ist in Sie gefahren?" fragte er, als sie in ihrem Logis angelangt waren. „Sie sind ja total umgeschlagen, wie heißes Sommerwetter nach einem Gewitter. Streiten Sie, wie Sie wollen, Ihnen rumort seit heute Vormittag etwas im Kopf. Was ist Ihnen passirt?"

Franz bemühte sich, ein heiteres Gesicht zu zeigen und zog doch nur eine Grimasse. „Das Wogen und Treiben der großen Stadt macht mich still und beschaulich," sagte er.

„Wie fanden Sie denn Logendorf? Sie haben ja noch gar nichts von Ihrem Besuch erzählt."

„Er ist ziemlich unverändert — und ich denke, es geht ihm gut.“

„Antonie meinte heute Vormittag, er werde uns nächstens mit einer Verlobung überraschen.“

„Antonie —?!“

„Nun ja! die Frauenzimmer haben für dergleichen scharfe Augen. Meine Cornelia kündigt solche Stadtneuigkeiten stets acht Tage voraus an.“

Franz athmete rascher.

„Es soll eine sehr schöne und geistreiche junge Dame sein,“ fuhr Füllborn fort, „die jüngere Tochter des Generaldirectors.“

„Sie täuscht sich oder Sie,“ sagte Franz mit einem Anflug von Sarkasmus, „ich weiß es besser.“

„Nun?“

„Lassen wir die Zeit ihre Räthsel lösen.“

„Sie sind heute die leibhaftige Sphinx, bester Doctor. Aber sei's denn: zu Bette!“

Sie begaben sich in das zweite Zimmer, das zum Schlafcabinet eingerichtet war, und legten sich zur Ruhe. Es mochte nach Mitternacht sein, als der Stadtrath durch einen Lichtschein aufgeweckt wurde, der durch die halbgeöffnete Thür über seine weiße Bettdecke hin fiel. Er richtete sich verwundert auf und suchte zu erspähen, was nebenan vorgehe. Lobachs Bett war leer. Er stand nun leise auf und trat an die Thür. Da saß der Doctor halb angekleidet auf dem Sopha, hatte die Lampe vor sich auf dem Tisch angezündet und den Kopf in beide

Hände gestützt. Da er sich nicht bewegte, schlich Füllborn näher heran.

Franz schlief. Vor ihm auf dem Tisch lag ein Taschenbuch aufgeschlagen und eine Bleifeder daneben. Schon bei flüchtigem Hinsehen konnte sich der Stadtrath leicht überzeugen, daß Verse eingeschrieben waren.

Füllborn glaubte sich keiner Indiscretion schuldig zu machen, wenn er diese dichterischen Ergüsse einer näheren Prüfung unterzog. Er las folgendes Sonett:

„Er liebt Dich nicht — und doch begehrt er Dein!
Es loht in seiner Brust kein heil'ges Feuer
Der Leidenschaft — es schlägt sein Herz nicht freier
Im Wonnenrausch, Dein eigen ganz zu sein.

Wie steht er neben Deiner Größe klein,
Und hält besorgt sein schmuckes Boot im Steuer,
Daß es nicht treibe vom geschützten Weiher
In Deinen vollen Lebensstrom hinein.

Du bist so schön, so reich, so königlich,
Mein Auge folgt geblendet Deinem Schritte,
Dir jauchzt mein Herz, ob es das Schwerste litte.

Doch müßt' es schmerzlich auch verbluten sich,
Zu niedrig, hohes Weib, steht meine Hütte — —
Ich liebe Dich und — wage keine Bitte!"

Füllborn schaute nachdenklich lange auf das Blatt und legte dann das Buch wieder an seine Stelle. Er streichelte Franz sanft das Haar und schüttelte ihn leise. „Zu Bett, zu Bett, junger Freund!" mahnte er, „wollen Sie hier auf dem Sopha die Nacht verbringen?"

Franz schreckte auf. „Ich konnte nicht schlafen" — murmelte er.

„Versuchen Sie's nur," redete der alte Herr freundlich zu, „jetzt wird's schon gelingen."

Franz schloß das Taschenbuch, nachdem er noch einen schnellen Blick auf die Verse geworfen hatte. „Jetzt — vielleicht!" —

Letztes Capitel.

Via bona et — mala!

Am nächsten Vormittag schon ziemlich früh machte der Musikus einen Besuch. Antonie wünsche dringend den Herrn Doctor Lobach zu sprechen, meldete er. Franz wurde gluthroth. Was sollte er erfahren?

Nachdem er gegangen war, trat Ewald Lauter auf den Stadtrath zu, faßte seine Hand und drückte dieselbe mit seinen beiden Händen. Seine großen grauen Augen leuchteten, aber nicht wie wohl früher oft in erregten Momenten unheimlich, sondern in einer Mildigkeit, die auf eine besonders weiche Stimmung seines Gemüths schließen ließ. „Sie sind mir länger bekannt, als ich Ihnen," sagte er nach einer Weile, während welcher Füllborn ihn nicht ohne einige Verwunderung betrachtete; „schon vor länger als zwanzig Jahren hörte ich Ihren Namen mit Auszeichnung nennen, und seit dem letzten Herbst weiß ich, daß Sie redlich gehalten haben, was man sich von Ihnen versprach. Wollen Sie mich gütig anhören —? einen Mann, der viel Unrecht litt und viel Unrecht that,

der viel Wunderbares erlebte und das Wunderbarste von allem, daß er in den Irrgängen des Lebens, als schon tiefste Finsterniß ihn umnachtete, die Leuchte fand, die ihn zum Heil führte. Viel ist noch zu thun und das Leben ist kurz. Lassen Sie mich einen Freund gewinnen, der mir hilft, ein Werk des Segens zu beschließen."

Füllborn führte ihn schweigend zu einem Sessel und ließ sich ihm gegenüber nieder. Die Feierlichkeit der Anrede, die Eigenartigkeit des Mannes, der ihn ansprach, die Andeutungen, die er machte, stimmten ihn erwartungsvoll. Er gab ein Zeichen mit der Hand, daß er bereit sei, seine Eröffnungen entgegenzunehmen.

„Sie würden vielleicht nicht Geduld haben, mich auf dem Gange meines Lebens Schritt nach Schritt bis zu den letzten Stationen zu begleiten," nahm der Musikus wieder das Wort, „oder Sie würden den Begebenheiten, die ich vorzuführen habe, nicht das rechte Interesse zuwenden können, wenn ich Sie nicht sogleich über die wichtigste Thatsache aufklärte. Nichts verbindet zwei einander fernstehende Menschen leichter, als die gemeinsame Neigung für einen dritten. Nun dann — sei's gewagt! Ich darf mich überzeugt halten, daß Ihnen Antoniens Wohl nahe am Herzen liegt, und Antonie ist — meine Tochter."

Der Stadtrath beugte sich mit einer hastigen Bewegung weit vornüber und ließ die silberne Dose zur Erde fallen, die er gewohnheitsmäßig in der Hand hielt. „Ihre Tochter —?" rief er mit dem Ausdruck größten Erstaunens.

„Sie weiß es nicht,“ fuhr Ewald fort, „und obgleich es mir zu meinem Glücke gelungen ist, mir ihre Zuneigung zu erwerben, so darf sie es doch — das fühle ich — nicht durch mich selbst erfahren. Sie aber sind ihr väterlicher Freund; Sie können —“

„O! lassen Sie das Geheimniß vor ihr unenthüllt!“ bat Füllborn. „So zart sie empfindet, würde es ihr nur eine schmerzliche Erinnerung wachrufen. Ich kenne die traurigen Schicksale ihrer unglücklichen Mutter, weiß, in welchem Verhältniß Sie zu ihr standen. Was erwarten Sie von einem Kinde, das sich seines Vaters —“

„Zu schämen hat!“ ergänzte der Musikus ohne Empfindlichkeit, aber in sehr traurigem Tone. „Sprechen Sie es nur aus; Sie sagen mir nichts, was ich mir selbst nicht oft genug gesagt hätte. Aber nein — urtheilen Sie nicht zu schnell. Antonie hat ein großes Herz und sie denkt nicht gemein. Der Mann, der ihre Mutter geliebt, kann ihr nicht verächtlich sein, wenn er selbst sich nicht verächtlich macht. Und doch würde ich schweigen; aber es sind sehr bewegliche Gründe vorhanden, die mich zum Reden nöthigen — gerade jetzt! Sie werden sich denselben nicht verschließen. Hören Sie alles, und nun entscheiden Sie, ob Sie mir Ihre Mitwirkung sichern wollen, wie ich Ihrer Theilnahme gewiß bin.“

Er gab in gedrungener Darstellung einen Abriß seiner Lebensschicksale. Wie er Brown aufgefunden, seinem unrechtmäßigen Besitz nachgestellt, in jener Schauernacht die Papiere den Flammen entrissen und in Sicherheit ge-

bracht, wie er dann erst erfahren, wer jener Mann eigentlich sei, der sich in Verzweiflung das Leben nehmen und seine Schätze vernichten wollte, wie dann in dem Andenken an Elise eine Versöhnung gestiftet worden und die Hoffnung, ein neues Leben beginnen zu können, in ihnen erstarkt sei. „Das große Vermögen befindet sich unberührt in meiner Verwahrung,“ schloß er. „Es gehört mir und Brown gemeinschaftlich. Nein — nicht uns, unsern Kindern gehört es, und auch denen nur, wenn sie es zum Segen der Gesellschaft zu nützen wissen. Was Unreines daran haftet — die Schuld, welche die Väter nicht durch sich selbst vollständig sühnen können, der Kinder Arbeit wird sie austilgen. In ihrer Hand wird das Gold, das wir Verblendete der Erde entrissen, eine Saat werden, die zur gesegneten Ernte reifen kann. Betrachten wir den Schatz, der nur durch die wunderbarsten Fügungen des Himmels dem Verderben entrissen ist, als ein uns anvertrautes Pfund, mit dem wir zum Segen der Menschen wuchern sollen, um einst Rechenschaft von unserer Verwaltung zu geben. Zweierlei ist's, was dem Leben die Weihe giebt: die Arbeit, die ihren Lohn verdient, und die Kunst, die uns mit der Ahnung höheren Daseins erfüllt. Wohlan denn! Dienen wir der Arbeit und der Kunst, indem wir ihnen die Mittel zuführen, Gedeihliches zu schaffen. Beide ringen sie zur Freiheit; aber die Mächte, mit denen sie kämpfen, sind stark und trachten sie zu unterdrücken. Das Capital, im Besitz Weniger, macht sich die großen Erfindungen nutzbar und sucht mit Hülfe

der Maschine die freie Arbeit zu knechten; der Kampf um die Existenz, das Jagen nach Erwerb, das Streben nach politischem Einfluß haben den Sinn der Menschen abgelenkt von den idealen Aufgaben der Kunst. Die Hunderttausende, die ich zur Verfügung stelle, reichen nicht hin, die Arbeit im Ganzen zu befreien und der Kunst in dem weiten Gebiete ihrer Thätigkeit Selbständigkeit zu geben. Aber in gewissen engeren Grenzen, die unser persönliches Interesse zu bestimmen hat, werden sie genügen, ein gewerbliches Muster-Institut und eine Kunstanstalt in's Leben zu rufen, deren anregender Einfluß in ganz Deutschland nicht unbemerkt bleiben soll. Ich verbürge mich dafür, daß Brown freudig diesem Plane beistimmt. Antonie — ich weiß, daß sie kein sehnlicheres Verlangen kennt, als 'n diesem Sinne der Kunst ihre Dienste zu weihen. Aber wie könnte sie begreifen, daß sie ein Recht hat, über diese großen Mittel für ihre Zwecke zu verfügen, wenn sie nicht erfährt, was Sie jetzt wissen? Und wenn die Ziele, die ich uns Allen stelle, bedeutend genug sind, eine strebsame Natur mit heiliger Freude zu erfüllen, warum sollte sie sich des Mannes schämen, der sie auf diese Bahn weist — warum sollte sie ihren Geschwistern nicht ihre Liebe zuwenden, die ja doch Kinder ihrer Mutter sind? Ich fürchte nichts. Und nun sprechen Sie, würdiger Mann, darf ich auf Ihre Unterstützung rechnen?"

„Sie dürfen!" rief Füllborn, dessen Gesicht glühte, „Sie dürfen unbedingt. Nun bangt mir vor der Zukunft nicht mehr. Ich sehe schon im Geiste — — Aber nein!

Kein Phantasiespuk. Ruhig, immer ruhig, alter Kopf! Deine Haare sind grau, das bedenke. Praktisch lassen Sie uns an's Werk gehen, mit Zahlen arbeiten. O! wie viel Sie schon vorgearbeitet finden! Sie werden staunen. Und nun ist kein Zweifel mehr, daß unsere Träume Wahrheit werden. Reichen Sie mir die Hand — beide Hände — so! Und nun sage ich Ihnen, daß ich festhalte, was ich einmal gefaßt habe. Ich nehme Sie beim Wort bis auf den letzten Buchstaben!"

Ewald Lauter stand auf und zog den bewegten Mann an eine Brust. „Ich schwör's Ihnen," sagte er mit Festigkeit, „daß es mir heiliger Ernst ist, so mein Vaterrecht zu erwerben."

Sie saßen noch lange bei einander im eifrigen Gespräch und als sie sich trennten, geschah's mit dem Versprechen, ihre Berathung nach einigen Stunden wieder aufzunehmen.

„Wie bald sind wir Freunde geworden," rief der Stadtrath, als er dem Musikus kräftig die Hand schüttelte, „das versprach der tolle Brief nicht, mit dem Sie einmal Antonie viel Kopfzerbrechen machten."

„Oh! schweigen Sie davon," bat Ewald. — —

Doctor Lobach hatte mit pochendem Herzen bei Antonie angeklopft. Sollte er sie als glückliche Braut begrüßen? Dachte sie ihm eine Freude zu bereiten, wenn sie ihn den Ersten sein ließ, der ihr gratuliren durfte? Und wie würde er Fassung genug erringen, sich nicht merken zu lassen, daß ein unendliches Weh seine Brust zu sprengen drohte? Seinen ganzen Mannesmuth mußte er zusammennehmen, als ihre helle Stimme „Herein" rief.

Antonie kam ihm entgegen und nahm ihm den Hut aus der Hand. Sie sah überwacht aus und blickte ernst vor sich hin. „Du warst mir ja gestern ganz untreu geworden," scherzte sie, aber es klang wenig scherzhaft.

„Du hattest selbst nicht gewünscht, Antonie —" entschuldigte er stammelnd.

„Freilich —" sagte sie nickend, „und es war auch gut —" Sie trug den Hut nach einem kleinen Tischchen und machte sich damit zu schaffen, einigen Nippessachen auf demselben eine andere Ordnung zu geben.

Franz sah ihr zu. Da sie ihm den Rücken zukehrte, konnte er es ungestört. Sie erschien ihm so reizend in ihrer Scheinthätigkeit, wie sie die kleinen Figürchen vor- und zurückschob, aufhob und niedersetzte. Er hätte auf sie zuspringen, den schlanken Leib umfassen, einen Kuß über die Schulter weg auf ihre Wangen drücken und ihr in das zierliche Ohr flüstern mögen: es ist ja Thorheit, Kind — was mühst Du Dich mit Gedanken? Schau' um Dich — da steht der, den Du liebst! — Es war auch, als ob die Hände vom Körper ab- und zu ihr hingezogen würden und als ob die Arme sich ausstrecken müßten — nur in den Füßen lag es wie Blei; sie kamen vom Boden nicht los. Er biß die Zähne aufeinander und riß die Augen los von ihr.

Ihre Hülflosigkeit machte ihn, nachdem diese sinnliche Aufregung erst überwunden war, selbst muthiger. Es muß ja doch entschieden sein; also nur schnell.

„Du hast mich zu sprechen gewünscht, liebe Antonie,"

sagte er möglichst fest, „und ich darf wohl annehmen, daß eine besondere Veranlassung —"

Sie wandte sich nun, eine der kleinen Figuren in der Hand behaltend, ihm langsam wieder zu. Auf ihren Wangen zeichnete sich eine tiefe Röthe und die Ohrläppchen schienen wie in Purpur getaucht. „Ich hätte nicht geglaubt, Franz," begann sie schüchtern, „daß es mir so schwer werden würde, Dir davon zu reden. Und es ist doch närrisch — recht närrisch, daß es mir schwer wird. Ich fühlte wohl, daß Du der Nächste wärest, der davon erfahren müßte, aber vielleicht gerade deshalb —"

Sie stockte wieder, blickte auf, eilte auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und rief mit recht schmerzlich bewegter Stimme: „Du wirst mich ja nicht verlassen, Franz —"

„Antonie —!" zitterte es von seinen Lippen; aber ehe er sie, erschreckt über diese so ganz unvorbereitete Aufwallung, erfassen konnte, hatte sie sich losgemacht. Sie drückte eine Thräne aus dem Auge fort, ballte die kleine Faust und zog die Oberlippe ein wenig von den Zähnen fort. „Was ist denn nur in mich gefahren?" sprach sie ärgerlich vor sich hin.

„Vertraue Dich mir an," bat er mitleidig, „Du hast etwas auf dem Herzen —"

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht mehr — es ist vorüber." Das war recht ernst gesprochen. Dann aber wechselten ihre Gesichtszüge den Ausdruck, und lächelnd wiederholte sie: „es ist wirklich vorüber." Sie ging nach

ihrem Arbeitstischchen, hob aus dem Fach einen Brief und reichte ihn Franz. „Da lies!“

Er sah auf das Blatt nieder; es war Logendorfs Handschrift. „Ich weiß alles,“ sagte er gepreßt, indem er ihr den Brief hinhielt.

Antonie betrachtete ihn überrascht und prüfend einen Augenblick. „Lies dennoch,“ bat sie, „es ist zu meiner Rechtfertigung nöthig.“

Sie machte einige Schritte durch das Zimmer, um ihn nicht beobachten zu dürfen. Er war mit dem Lesen sehr bald fertig und hatte Recht gehabt zu sagen: ich weiß alles! selbst bis auf den Punkt hin, daß er auch hier den warmen Ton vom Herzen her vermißte, ohne den er sich eine rechte Liebeserklärung doch gar nicht denken konnte. Nun hielt er das Blatt gesenkt in der Hand und starrte zum Fenster hinaus. Daß Antonie auf eine Aeußerung über den Antrag warten konnte, kam ihm nicht in den Sinn; er hätte eben so gut tausend Meilen von ihr entfernt sein können.

„Nun Franz,“ begann sie nach einer Weile wieder, „Du stehst ja da wie zur Salzsäule erstarrt? Ich dächte doch —“

„Erspare mir die landläufigen Redensarten,“ bat er, „mit denen man bei solcher Gelegenheit seine Theilnahme auszudrücken pflegt; sie ist Dir ja von meiner Seite sicher.“ Die Worte klangen recht kühl und abgemessen, und das mochte er wohl auch selbst fühlen, denn er setzte hinzu: „Der Antrag ehrt beide Theile — und Logendorf

ist ja mein Freund. Nimm meinen Glückwunsch, liebe — Schwester!"

Antonie schüttelte den Kopf. „Du weißt ja nicht, ob es schon Zeit ist zu gratuliren!" sagte sie mit reizender Verschämtheit. „Freilich ist der Antrag ehrend für ein armes Waisenkind, das nur so aus Gnade und Barmherzigkeit einen Bruder hat —"

„Antonie —!"

„Laß nur! Und Freifrau von Logendorf zu heißen, den Sommer auf seinen Gütern, den Winter in der Residenz zuzubringen — es hat ja seinen Reiz, Franz; ich kenne eine sehr vornehme Dame, die mir's neiden würde."

Er nickte zustimmend.

„Und dennoch Franz —"

Er blickte überrascht auf. „Wie —?"

„Und dennoch habe ich kaum geschwankt, wie ich mich zu entscheiden hätte."

„Antonie — Du wolltest —" fuhr er auf.

„Schelte nicht gleich. Höre mich erst an, Franz. Ich hab's reiflich überlegt mit dem Kopf und mit dem Herzen, und beide sprachen ihr gewichtiges: Nein!"

„Du liebst Logendorf nicht, Antonie?"

„Ich hätte mir's einmal einbilden können — damals, als ich ihm meine Lebensrettung verdankte. Er war der Einzige, der fest an mich glaubte — das machte mich selbst zuversichtlich, ihm mit meinem wärmsten Gefühl anzuhängen. Ich bedachte nicht, daß gerade das, was uns vereinigte, uns auch trennen müßte. Durch ihn bin ich

eine Schauspielerin geworden, für ihn soll ich aufhören, es zu sein. Es hätte nicht einmal des deutlichen Hinweises in seinem Briefe bedurft, um mir begreiflich zu machen, daß der Freiherr von Logendorf nicht — der Mann seiner Frau sein könne. Wenn die Künstlerin nun aber eben so stolz auf ihr Recht ist? Wenn sie sich nicht aufgeben will, um die Frau ihres Mannes zu sein? Wenn sie sich nicht entschließen kann, der Kunst untreu zu werden, der sie ihr Leben weihte, und die sie dafür mit ihren reichsten Gaben beschenkte? Nein, Franz, darüber hinaus komme ich nicht! Mein Beruf ist mir heilig. Ich trage in mir ein Gottespfand, das ich zu hüten habe, und darf nicht selbstsüchtig opfern, was mir nicht gehört. Ich werde nicht sein Weib sein um diesen Preis."

„Du liebst ihn nicht!" — jauchzte Franz auf. „Du liebst ihn nicht."

Antonie senkte den Kopf und ließ den Schleier der langen Wimpern über die Augen fallen.

„Und wenn ich ihn liebte, es wäre ein großer Schmerz und doch würde ich vor dieser Wahl nicht anders stehen. Gott sei gelobt —"

„Du liebst ihn nicht!" ergänzte Franz eifrig. „Sei aufrichtig, Antonie, ich beschwöre Dich! Wenn Du ihn liebtest, und doch — —!" Er drückte die Hand auf die Augen und murmelte leise; „es wäre Dein Elend — oder: wer hätte dann noch Hoffnung?"

„Ich habe mein Herz geprüft," sagte sie ernst, „und

es macht mir keinen Vorwurf. Du hast recht, Franz, ich liebe ihn nicht. Er weiß es jetzt."

„Du hast ihm schon geschrieben, Antonie?"

„Heute in der Frühe. Ich habe ihn gebeten, mir nicht zu zürnen, wenn ich ihn im Irrthum über sich selbst wie über mich befangen glaube. Nicht mir — Feodore gehöre seine Herzensneigung; sie, die ich ihm leidenschaftlich zugethan wisse, werde ihn glücklich machen, wenn er ihr das Gefühl voll entgegenbringe, das er jetzt für sie und mich theile. Mir werde er dann sein können, was man nur mit ruhigem Herzen sein kann — ein redlicher Freund; und dessen versichert zu sein, erkenne ich als eine hohe Gunst, die ich vielleicht hoffen dürfe, mir dadurch zu verdienen, daß ich bei dieser ernstesten Gelegenheit wahrhaft freundschaftlich gegen ihn handele. Ich weiß, daß er mir — wenn auch nicht heute oder morgen — danken wird."

Franz ergriff ihre Hand, zog sie zwischen seinen beiden Händen an den Mund und drückte einen heißen Kuß darauf. „Wie ich nur einen Augenblick an Dir zweifeln konnte," rief er; „verzeih mir, Antonie, verzeih mir! Nein, Du konntest Dich nicht von dem Glanz einer Freiherrnkrone blenden lassen — Du nicht! Du konntest nicht lieben, wo Du nicht geliebt warst. O! ich hab's ihm ja gesagt —"

„Du —?"

„Gestern, Antonie — er schloß sich mir auf — verlangte den Freund zum Brautwerber — und ich konnte,

durfte ihm nicht willfahren — Deinetwegen, meinetwegen — o! was rede ich —?"

Sie zog sanft ihre Hand fort. „Und deshalb sah ich Dich gestern nicht —"

„Es fehlte wenig, daß ich auf und davon gegangen wäre auf Nimmerwiedersehen."

„Franz —!"

„Nenn's Feigheit, ich will nicht mit den Wimpern zucken. Aber ich gönnte Dich ihm nicht — Keinem — Keinem —! und wenn ich mir die Möglichkeit dachte —"

„Du hast ja jetzt nicht mehr zu fürchten," unterbrach sie lächelnd den leidenschaftlichen Erguß seiner Rede.

„Nicht mehr zu fürchten," wiederholte er leise. „Was fürchtet der, der nichts zu hoffen hat?"

Es zuckte über ihr schönes Gesicht, wie trübes Wetterleuchten in der lautlosen Sommernacht. Sie schwieg.

Franz bemerkte es nicht. Erst nach einer Weile wagte er wieder aufzusehen.

„Ich kam nicht her, um Abschied zu nehmen," sagte er ruhiger, wenn schon mit bewegtem Tone, „erst jetzt erkenne ich, daß es das Beste ist, wenn schnell geschieht, was doch geschehen muß. Lebe wohl, Antonie!"

Er reichte ihr die Hand hin, aber sie nahm sie nicht. — „Wie, Franz — Du wolltest mich doch verlassen?" sagte sie erschreckt.

„Ich hätte nicht kommen sollen!" rief er; „ich hätte wissen sollen, daß ich mir zu viel zumuthete. Nichts mehr davon. Du hast Dein volles Theil von dem Herrlichsten,

was ein gottgeweihtes Leben gewähren kann — den Frieden in der Kunst. Ich will ihn nicht stören. Mich aber treibt die Unruhe des friedlosen Gemüths fort — nicht nach Hause zurück — in's bewegte Leben hinaus zu denen, die ringen und streben und nie erreichen, wie ich. Du sollst von mir hören. Vielleicht legt man einmal eine Rolle in Deine Hand, und es weht Dir aus ihr entgegen, wie der Freundesgruß einer verwandten Seele; Du lebst Dich dann in sie hinein und lebst in mir, wie ich in Dir lebe. Und so schaffen wir zusammen und sind doch Eins, wenn schon getrennt. Hier würde mich die Flamme verzehren, in die Du mit Deinem Feuerodem bläst. Nicht zu nahe der Sonne! Es ist gut, daß den Planeten ihre Bahnen gewiesen sind. Lebe wohl — und sei glücklich."

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. „Bleibe — nur," sagte sie mit erstickender Stimme — „ich gehe ja." —

„Du, Antonie —?"

„Ich — ich! Hier ist meines Bleibens nicht länger. Ich habe meinen Abschied gefordert, und man wird ihn mir nicht weigern können, da ich nichts verlange als meine Freiheit. Ich werde nicht mehr eine Bühne betreten, auf der sich nur die sklavische Unterwürfigkeit unter die Sultanslaune egoistischer Machthaber behaupten kann, denen die Kunst noch nie als das reine Himmelslicht erschienen ist, zu dem nur der Reine aufschauen darf. Ob ich je den Ort finde, an dem man ihr würdig zu dienen vermag — ich weiß es nicht. Ich hatte einen Augenblick gehofft, Du solltest ihn mir suchen helfen, Franz. Aber nein!

das war eine selbstsüchtige Hoffnung. Du darfst nicht dem Irrstern folgen, dessen Licht vielleicht bald erlischt. Du selbst bist Dir etwas und sollst es sein! Uebereile nichts. Noch kurze Zeit und — ich nehme Abschied."

Was war das? Hatte er denn recht gehört? Sie hatte gebrochen mit ihren glänzenden Aussichten — wollte fort — die Heimath der Kunst zu suchen! Und sie hatte gehofft, daß er sie begleite — und sie sagte es ihm! Ihn schwindelte. Er faßte mit der Hand nach der eiskalten Stirn und drückte sie fest darauf, als ob er sich halten wolle. Es schwamm ihm vor den Augen, und er sah nichts mehr sicher, auch Antonie nicht. Und dann war's, als übermannte ihn ein plötzlicher Entschluß. Er streckte den Kopf gewaltsam aus den Schultern, die Hand sank rasch hinab bis zur Brust; er riß sein Taschenbuch vor, blätterte es auf und reichte es ihr abgewendet hin. „Da lies!" rief er, „lies — die Fieberphantasien der letzten Nacht!"

Er fühlte, daß sie ihm das kleine Buch abnahm, und dann schwanden ihm die Sinne. Er taumelte einige Schritte weiter und stützte sich auf einen der Lehnsessel, die um den Tisch standen.

Wie lange er so in Bewußtlosigkeit sein Urtheil abgewartet, er konnte es nicht sagen. Nur daß eine warme Hand sich sanft auf seine Schulter legte und daß er dabei einen Stich in's Herz fühlte und das Blut zu stocken schien — davon hatte er eine Erinnerung. Die warme Hand glitt an seinem Arm hinunter, bis sie seine Hand berührte, und zog leise daran. Und nun merkte er, daß

eine zweite Hand über die andere Schulter hinweg seinen Kopf zur Seite zu wenden suchte, und eine neckische Stimme flüsterte nahe seinem Ohr: „An wen ist denn das Gedicht gerichtet, Franz?“

Da hielt er sich nicht länger. „An Dich!“ rief er, an Dich, und stürzte ihr zu Füßen — — —

— — — — — — — — — — — —

Der Prinz bemühte sich, Antoniens Entschluß rückgängig zu machen. Er besuchte sie in ihrer Wohnung und erklärte, daß er selbst komme, ihr die Rolle abzufordern, die man ihr nicht aufdringen wolle. „Ich gebe den Versuch auf,“ sagte er, „Ihren stolzen Sinn zu beugen; was ich Ihnen zu bieten und zu weigern habe, hat keine Macht über Sie. Sie haben mich ärmer gemacht um eine Hoffnung, an der meine Leidenschaft krankte, nnd reicher um eine Erkenntniß, für die ich Ihnen danke, so sehr sie mich auch beschämt. Sie haben mich belehrt, daß Ideal und Leben nicht Gegensätze sind, die sich nur in der dichterischen Phantasie ausgleichen. Es giebt Menschen, in denen sich die schöne Wirklichkeit verkörpert, und sie zwingen uns, an sie zu glauben und ihr Ausnahmegesetz als für uns bindend anzuerkennen. Ueberheben Sie mich der Verantwortlichkeit, den einzigen echten Diamanten, den ich unter so vielen Glasperlen gefunden, im Schmuck unserer Bühne nicht nach seinem vollen Werth geschätzt zu haben.“

Es war zu spät. Stadtrath Füllborn hatte bereits, von wahrem Feuereifer getrieben, Antonie in einer langen

Unterredung mit dem bekannt gemacht, was er von Ewald Lauter erfahren und sich ihrer freudigsten Zustimmung zu seinen Plänen für das neue Theater seiner Vaterstadt versichert. Die weite Perspective, die er einem vom reinsten Geiste getragenen und deshalb gewiß segensvollen Wirken für die Kunst öffnen durfte, hatte ihren Blick von der Vergangenheit ablenken und eine Versöhnung mit dem Manne erleichtern können, der sich ihr tief verschuldet wußte und nur zaghaft sein Vaterrecht in Anspruch nahm. Der Musikus war ihr schon lieb geworden. Im ersten Augenblick freilich, als Füllborn den Schleier fortzog, überkam sie von Neuem der Schmerz, der sie damals so mächtig ergriffen hatte, als Frau Lobach ihr die ersten Enthüllungen machte. Wie hatte sie ihre Mutter gefunden, und wie fand sie nun ihren Vater! Aber ihr Herz war jetzt voll Liebe und wollte keine Bekümmerniß leiden. Als Franz den alten Musikus zu ihr führte und dessen Hand in die ihre legte, da warf sie sich schluchzend an die Brust des gebeugten Mannes, der vor ihr niedersinken wollte, und rief: „Es ist Gottes Gnade, daß wir uns so wiedersehen können — ihm sei unser Leben geweiht.“

Erlangte der Prinz auch nicht die volle Herstellung des früheren Verhältnisses, so war sein offenes Entgegenkommen doch nicht ohne Folgen, mit denen alle Theile sich zufrieden erklären konnten. Hielt man es nicht für erforderlich und zuträglich, ihn in die wahre Sachlage bis in alle Einzelnheiten hinein einzuweihen, so viel durfte er doch erfahren, daß die Erklärung, nicht unbedingt in

den alten Vertrag wieder eintreten zu können, den beleidigenden Charakter gänzlich verlor. Ewald Lauter war vor Jahren wegen politischer Vergehungen aus dem Vaterlande geflohen, in Amerika ein reicher Mann geworden und zurückgekehrt, um die Seinigen aufzusuchen, zu prüfen und im rechten Augenblicke zu beglücken. Dieser rechte Augenblick schien jetzt gekommen, der Vorhang war gefallen, und für Antonie hatte sich die blendende Aussicht eröffnet, Pläne zu verwirklichen, mit denen bisher nur ihre Träume zu spielen gewagt hatten. Des Prinzen Phantasie war rege genug, die Romantik dieser Lebensschicksale mit ihren wunderbaren Wendungen und Verschlingungen sehr interessant zu finden. Es wurde ihm nun unter so veränderten Umständen nicht schwer, einzuräumen, daß Antonie auf die Dauer dem Hoftheater nicht zu erhalten sei und daß er sich auch eine Trennung von seinem treuen Gehülfen, dem Musikus, werde gefallen lassen müssen. Aber andererseits wurde auch sein Vorschlag gern angenommen, Antonie solle so lange noch in ihrem jetzigen Engagement bleiben, bis für sie in ihrer Vaterstadt ein würdiges Schauspielhaus hergestellt sei, und später in jedem Jahre einige Monate in der Residenz gastiren, um sich stets in lebendigem Verkehr mit einem großen und in seinen Bedürfnissen und Neigungen von den Zeitströmungen unmittelbar beeinflußten Publikum zu erhalten. So war dafür gesorgt, daß der Hofbühne noch für längere Zeit ihre Thätigkeit ungetheilt gewidmet blieb und auch in Zukunft nicht ganz fehlte. Franz Lobach ge-

wann für sich den Vortheil, in der unabhängigsten Stellung bei einem großen Kunstinstitut praktische Studien machen und sich mitten im treibenden Strom der Gesellschaft zu neuen dramatischen Arbeiten, deren Conception im modernen Geiste erfolgen sollte, würdig vorbereiten zu können. Ewald Lauter, der schon Roberts wegen noch einige Jahre in der Residenz zu bleiben gedachte, versprach dem Prinzen gern auch ferner die erbetene „freundschaftliche Unterstützung“, und Füllborn war ganz damit zufrieden, für's erste freie Hand zu erhalten, in der Heimath die neue Ordnung der Dinge einzuleiten und mit den großen Mitteln, die sich ihm so unerwartet zur Disposition stellten, nach Gefallen zu wirthschaften. Man durfte sich allseitig zu diesem Arrangement Glück wünschen.

Kurze und lange Briefe gingen ab. Gratulationen langten an. Stadtrath Füllborn genoß noch einige glückliche Tage in der Residenz mit den Glücklichen und rüstete dann zur Rückreise. Er nahm von Ewald Lauter Aufträge an Brown mit, der durch ihn eingehend über die näheren Umstände, denen die Rettung des Vermögens zu danken war, unterrichtet werden sollte. Der Musikus versprach, in Kurzem selbst nachzukommen und die Theilung zu realisiren.

Logendorf war verreist, als Franz — nicht mit ganz leichtem Herzen — ihm einen Besuch abzustatten kam. Beim Generaldirector erfuhr man, daß sein Minister, der ihn zu schätzen wisse und mit seinem besonderen Vertrauen beehre, ihn an einige benachbarte Höfe geschickt habe, um

für gewisse Eventualitäten Information einzuziehen. Feodora war in der heitersten Stimmung und überhäufte Antonie mit Zärtlichkeiten. Sie konnte nicht laut genug ihre Freude über „das glückliche Ereigniß“ zu erkennen geben, worunter die Verlobung gemeint war.

Daß Schlesinger einer der Ersten gewesen war, die ihre Gratulation anbringen durften, versteht sich von selbst. „Nun ist auch für Sie gesorgt,“ meinte Füllborn, und Antonie setzte hinzu: „Es bleibt doch dabei, daß Sie unser Theaterkritikus werden?“ — „Gewiß,“ antwortete er, — „wenn ich's unabhängig sein kann, und dazu ist Aussicht vorhanden, denn der Verleger unserer Hauptzeitung hat bereits unter der Hand bei mir angefragt, ob ich nach Ablauf eines Contracts mit dem jetzigen Redacteur das Blatt übernehmen wolle. Ich werde meine Bedingungen stellen können und die Ausgabe einer artistischen Beilage wird unter denselben obenan stehen. Bereiten Sie sich darauf vor, daß ich Ihnen das Leben nicht leicht mache.“

Nur Amande schien mit der Wendung der Dinge unzufrieden zu sein. Sie brachte ihren Glückwunsch so traurig heraus, daß es Antonie auffallen mußte. Es half auch wenig, daß sie ihr zusicherte, es werde nur auf sie selbst ankommen, ob sie mit ihr übersiedeln und „die Garderobe übernehmen“ wolle. Das sei damals allerdings ganz ernst gemeint gewesen, antwortete sie, aber nun hätten sich die Umstände sehr verändert. Dabei quollen ihr die Thränen aus den Augen, und inwiefern

sich die Umstände verändert hätten, war gar nicht aus ihr herauszubringen. Auch Robert konnte nicht klug aus ihr werden. So viel Mühe er sich auch gab, ihr zu gefallen, sie behandelte ihn plötzlich so gemessen und ernst, daß er seinen geheimen Aerger darüber hatte. „Können Sie denn gar nicht mehr lachen?“ fragte er sie einmal, als sie ihm nicht hatte ausweichen können, recht zutraulich.

Sie schüttelte den Lockenkopf. „Es ist mir gar nicht lächerlich zu Muth.“

„Und ich höre Sie auch nicht mehr singen,“ beschwerte er sich weiter. „Wie kommt denn das?“

„Es hat seine Gründe,“ sagte sie traurig.

„Natürlich hat's seine Gründe, aber die möchte ich eben wissen.“

„Das geht nicht an.“

Er haschte ihre Hand und gab sie trotz ihres Sträubens nicht frei. „Haben Sie Kummer, liebe Amande?“ fragte er mit so viel Herzlichkeit, als seine rauhe Stimme auszudrücken vermochte.

„Es schickt sich gar nicht, daß Sie mich so nennen,“ antwortete sie weinerlich.

„Aber ich durfte doch früher — Sie haben es mir ja ausdrücklich erlaubt; wissen Sie nicht? an dem Abend, als wir aus dem Theater —“

„Ja früher —! Das ist nun alles anders geworden.“

„Aber warum denn?“

„Ach! fragen Sie nicht. Ich bin ein vernünftiges Mädchen — und will mir nichts in den Kopf setzen — und mit mir spielen lassen will ich auch nicht —“ Sie schluchzte in's Taschentuch.

„Aber wer will denn —?“

„Da reden Sie doch nur ja nicht — das ist so der Welt Lauf: Sie sind nun plötzlich ein reicher Herr geworden — und werden bald eine große Fabrik unter sich haben — und viele hundert Menschen commandiren —“

„Um so besser!“

„Freilich — für Sie!“

„Ach — Dummheit!“

„Das war gar nicht höflich — und daß Sie das Recht des Stärkeren mißbrauchen und wider meinen Willen meine Hand wie in einen Schraubstock einpressen, als ob Sie ein Stück Eisen vor sich hätten, das ist sehr unartig — und ich will's nicht leiden.“

„Machen Sie mich nicht toll!“ rief er, „ich hab' auch meine Nicken, und wenn Sie nichts mehr von mir wissen wollen, so fasse ich Sie um und drücke Sie todt — das ist mir ein Leichtes!“

„Und ich schreie —“

„Das wäre mir schon recht; dann käme das ganze Haus zusammen, und Jeder wüßte gleich, wie die Sache steht.“

„Lassen Sie mich los,“ bat sie ganz leise, die nassen Augen aufschlagend.

„Nicht eher, bis Sie mir versprechen —“

„Was? —“

„Daß Sie wieder lachen und singen wollen.“

„Kann ich's denn wirklich?“

„Wenn Sie mir nur ein ganz klein wenig gut sind —“

Sie schüttelte den Kopf. „Das reicht nicht aus.“

„Also — über alle Maßen? — Sie singen's so hübsch.“

Amande lachte schon. „Das ist viel zu viel!“

„Nun denn — wie viel verdiene ich?“ Er faßte sie um die zierliche Taille und suchte sie an sich zu ziehen.

„Hülfe — Hülfe!“ rief sie.

Robert schloß ihr den Mund mit einem kräftigen Kusse. „Ich habe Sie ja lieb,“ sagte er rasch, „und mein's ehrlich.“

Ihr ganzes hübsches Gesicht lachte. „Ja dann“ —

„Dann?“

„Dann kann ich auch wieder singen!“ jubelte sie auf, machte sich von ihm los, warf ihm neckisch eine Kußhand zu und lief hinaus.

Draußen aber hörte er die Fortsetzung von dem „über alle Maßen“ anstimmen: „Kann von Dir nicht lassen — kann von Dir nicht lassen!“

„Sollst auch nicht!“ sprach er vor sich hin; „aber auf ein paar Jahre Warten muß es Dir nicht ankommen. Du bist jung und ich bin jung — Was thut's, wenn man nur erst weiß, woran man ist?“ — —

Die Saison neigte sich ihrem Ende zu. Antonie stieß

nicht auf Schwierigkeiten, als sie einen längeren Urlaub nachsuchte. Frau Cornelia Füllborn hatte sich schon in jedem Briefe dringlicher erkundigt, wann die Hochzeit sein solle, die sie für ihr geliebtes Pflegekind selbst auszurichten sich nicht nehmen ließ. Und so war denn endlich ein fester Termin gesetzt, und eines Morgens in der Frühe konnte Madame Hagemann ihr Haus abschließen und ihm einige Wochen Ruhe gönnen. Sie und ihre beiden Töchter, Antonie, der Musikus und Robert rückten aus, um auf dem Bahnhof mit Franz Lobach zusammenzutreffen. Die lustige Hochzeitsgesellschaft füllte gerade ein Coupé.

Glückliche Fahrt — frohes Wiedersehen. Obgleich der Zug erst spät in der Nacht anlangen konnte, hatte Madame Lobach doch zu Hause keine Ruhe gehabt. Wie schlug ihr das Herz, als die beiden feurigen Augen der Locomotive näher und näher rückten, die Schaffner von den Trittbrettern hinabsprangen, aus allen Fenstern Köpfe mit lachenden Gesichtern nickten und die gespannten Blicke die lange Reihe auf- und absuchten, ob die bekannten darunter sein würden. Ehe sie sich's versah, lag Antonie in ihren Armen und bedeckte ihren Mund mit Küssen, in die sich bald Thränen der Freude mischten. „Nun bin ich doch Deine Tochter," flüsterte das Mädchen ihr in's Ohr, und die alte Frau drückte sie fester an sich und konnte vor Rührung kein Wort sprechen.

Auch das Füllborn'sche Ehepaar war zur Begrüßung gekommen, auch Brown und Petter mit seiner jungen Frau. Es war allen Theilen eine Erleichterung, daß

hier die nahen Beziehungen, in welchen man sich nun gegenseitig wußte, vorerst gewissermaßen nur summarisch durch einen Händedruck, einen Kuß oder eine Umarmung anerkannt werden durften. Sich schleunigst zur Ruhe zu begeben, wie die späte Stunde und die Anstrengung der Reise zu fordern schien, kam Keinem in den Sinn. Gern nahm man allerseits Angelika's Einladung an, bei ihr noch eine Tasse Thee zu trinken und das Nothwendigste vom Herzen weg zu plaudern. Das Nothwendigste erwies sich dann freilich als ein langes, langes Capitel, das von Secunde zu Secunde breiter anwuchs und gar kein Ende nehmen wollte. Endlich — es war schon gegen Morgen und die weißen Fenstervorhänge färbten sich bläulich — gebot Frau Cornelia Füllborn Silentium und hielt die Schlußrede. „Einer muß denn doch verständig sein," meinte sie, „und ich will großmüthig dieses Odium auf mich nehmen."

Und dann gab's eine große Hochzeit im Füllbornschen Hause, das sich bis auf die Markttreppe hinab festlich geschmückt hatte. Es ging hoch her in den hellen Räumen, das wird man ohne feierliche Versicherung glauben. Der Oberbürgermeister selbst toastete auf das Wohl des jungen Paares und sprach die Hoffnung aus, daß eine so enge Verbindung der Dichtkunst und der Schauspielkunst der Stadt Segen bringen werde, in welcher sie sich vollziehe, und daß dieselbe es an Anstrengungen nicht fehlen lassen werde, den Musen den Aufenthalt in ihren Mauern recht heimisch zu machen.

Unter den Gästen war auch Doctor Nonthal. Strahlend vor Freude tänzelte das zierliche Männchen von Einem zum Andern und schmunzelte: „Sehen Sie einmal, was aus meiner Schülerin geworden ist!“ Er bat Antonie um die Erlaubniß, ihr seine „gesammelten Recensionen“, für die er leider freilich noch einen Verleger suche, der sie zu würdigen verstehe, widmen zu dürfen. Armer Doctor! Wenn Du gewußt hättest, daß bereits das Damoklesschwert über Deinem Recensentenhaupte hing und Dein erbittertster Widersacher, Schlesinger, die Scheere in der Hand hielt, den Faden zu durchschneiden! — Seine Zeitung wird keinen Raum haben für Deine lobqualmenden Artikel, und Deine Theaterschule wird in der neuen Ordnung der Dinge ein finsteres Winkelchen sein, das Niemand mehr aufsuchen mag. Aber tröste Dich! Du wirst auch dann der erste Dramaturg Deiner Zeit sein und Dir zur inneren Erbauung und Stärkung selbst Deine Recensionen vorlesen — eine verkannte Größe! Deinen Freiplatz im Theater sollst Du übrigens haben bis an Dein Lebensende.

Unter den Hochzeitsgeschenken war auch ein Buch, das seinen Verleger bereits gefunden hatte. Die Geheime Räthin Barthel hatte es eingeschickt, und der Titel lautete: „Beruf und Erziehung des weiblichen Geschlechts vom Standpunkt des weiblichen Geschlechts.“ Ein freundlicher Brief begleitete die Gabe, und es hieß darin: „Der Inhalt des Buches ist Ihnen nicht neu; Ihre saubere Abschrift hat dem Setzer die Arbeit leicht gemacht. Nehmen Sie hier den Dank für das Manuscript, das ich als

ein bleibendes Andenken an die junge Dame, die ich damit gequält, aufbewahren werde. Beherzigen Sie meine Worte, und Sie werden nie die Sclavin Ihres Gatten sein."

Auch der Prinz hatte durch Ewald Lauter ein eigenhändiges Schreiben voll gnädiger Aeußerungen seines Wohlwollens überreichen lassen. Demselben war das Etui mit den Brillanten beigefügt, die Antonie so viel Sorgen gemacht hatten. „Ich setze nun doch mein Stück durch," schrieb er, „und schmücke Sie mit diesen Steinen, die das zarte Gewissen der schönen Braut nicht beschweren können, und mit diesen Perlen, die nicht Thränen bedeuten sollen. Können sie Ihren Reiz in den Augen dessen, der Sie selbst als das kostbarste Juwel betrachtet, nicht erhöhen, so mögen sie doch seinem Stolz schmeicheln, ein Weib zu besitzen, das sie ohne Kummer entbehren konnte. Sie werden glücklich sein!"

Noch spät kam eine telegraphische Depesche. Franz zog Antonie in die Fensternische, in der er einmal so hoffnungslos philosophirt hatte, und gab ihr das Blatt mit der blauen Schrift zu lesen. Es stand darauf: „Die Glücklichen den Glücklichen! Wir haben ein ernstes Wort miteinander gesprochen — Hans von Logendorf und Feodora." — „Das fehlte uns heute noch!" rief Antonie heiter, „und nun ist der Tag vollkommen." Franz schloß sie in seine Arme. „Mögen sie ihr Glück so froh und rein genießen, wie wir," flüsterte er ihr zu und küßte ihr die schönen Augen zu. —

Gleich nach der Hochzeit ging das junge Paar auf

Reisen. Es sollte erst gründlich die Welt kennen lernen, meinten die erfahrenen Alten, ehe es sich hier sein Nest baute. Die Jahreszeit konnte nicht günstiger treffen — man reiste so recht in den herrlichsten Sommer hinein. Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen durch Deutschland, in dessen Hauptstädten überall ein längerer Aufenthalt genommen wurde, ging's von Wien aus über die Alpen nach Italien. Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Neapel waren die Stationen, von denen sie sich jedesmal nur schwer zu trennen vermochten. Schwelgend in Natur- und Kunstgenüssen vergaßen sie aber auch nicht ihre ernstere Aufgabe, das eingehende Studium des Theaters. Bühnenleiter und Künstler von Ruf wurden aufgesucht, literarische Verbindungen angeknüpft, neu aufstrebende Talente mitunter in sehr untergeordneter Stellung ausgewittert und herangezogen. Zu Schiff ging's dann wieder nordwärts nach Genua, am breiten Fuß der Alpen entlang bis zum Comersee, über den Splügen nach der Schweiz. Auf der Via mala verließen sie ihr Fuhrwerk und wanderten zu Fuß weiter.

Auf der mittelsten Brücke, die sich so gigantisch kühn von Fels zu Fels hinüberschwingt, standen sie lange und schauten über die Brustwehr von Stein in den Rhein hinab, der dreihundert Fuß unter ihnen in enger Schlucht vorübertoste. Sie gaben ihm Grüße mit in's Vaterland, das sie über dem schönen Italien fast vergessen konnten und das nun wieder ihre Sehnsucht weckte. Antonie warf die Rosen hinein, die sie in Riva von einem kleinen

schwarzhaarigen Mädchen eingehandelt hatte, um ein blühendes Andenken von dem schönen Lande, das sie seufzend verließ, in die deutschen Berge hinüberzunehmen, deren Schneehäupter ihr so feindlich kalt entgegenstarrten. Nun träumte sie sich schon hinüber zu den sanften Thälern des Rheins, die sie im Herbstschmuck grüßen sollte. Auch da ist die Welt schön.

Sie lehnte sich dicht an Franz und senkte den Kopf auf seine Schulter. „Daß wir's zusammen genießen durften!“ sagte sie bewegt; „reich an Erinnerungen für mein ganzes Leben kehre ich zurück.“

„Und noch sind wir nicht am Ziel,“ antwortet er. „Paris, die Weltstadt der modernen Civilisation, winkt uns aus der Ferne hinüber. Aus dieser grandiosen Bergeinsamkeit in das Menschengewühl ihrer unzähligen Straßen — wer mit einem Schritt hinüber könnte!“

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie leise: „Es ist zu viel; wir sollten heimkehren.“

„Ohne das französische Theater kennen gelernt zu haben?“ rief er erstaunt; „unmöglich!“

Antonie stützte sich auf seinen Arm; sie gingen weiter. Bergauf kam ihnen langsam eine Karosse entgegen, mühsam Schritt nach Schritt von vier Pferden gezogen. Ein Herr und eine Dame saßen im Fond; der Herr lehnte sich hinaus und gab dem Kutscher einen Wink, zu halten. Hinten sprang ein Bedienter hinab und öffnete den Schlag. Sie stiegen aus und gingen der Brücke zu.

In demselben Moment schienen die beiden auf ein-

anderzuschreitenden Paare zu stutzen. Die Herren ließen ihre Begleiterinnen los, beschleunigten ihren Schritt, rissen die Hüte vom Kopf und schwenkten sie grüßend durch die Luft. — „Logendorf — Franz! — welches Zusammentreffen!“ — Sie lagen sich in den Armen und schüttelten sich die Hände. Auch die Frauen folgten nun und begrüßten sich ebenso herzlich. „Ihr kehrt von Eurer Hochzeitsreise zurück und wir treten die unsere an,“ sagte Feodora lachend.

„Und konnten uns an gar keinem ominöseren Wege begegnen, als auf der Via mala,“ scherzte der Freiherr, Frau Lobach-Schiller die Hand küssend.

„Die übrigens, wie wir uns überzeugen, längst eine Via bona geworden ist,“ bemerkte Antonie, „wenn mein bischen Latein von Franzens Quintanerzeit her den Gegensatz richtig bezeichnet.“

„Und dafür wollen wir sie gelten lassen,“ sagte Franz, „und wünschen, daß sie unsere Freundschaft nun ohne Hindernisse durch's Leben führe.“

„Das heißt: den Einen rechts, den Anderen links,“ lachte Logendorf, mit einer leichten Handbewegung die Richtungen nach Deutschland und Italien andeutend.

Franz wollte aufbrausen, aber Feodora ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Hören Sie nur gar nicht auf ihn,“ sagte sie, ihn unter den linken Arm fassend, so daß er nun zwischen zwei Frauen stand. „Kaum acht Tage sind wir unterwegs, das will zugleich sagen verheirathet, und mindestens schon neun Mal haben wir uns gezankt. Er

ist ein garstiger Mensch! Sage ich ja, so sagt er nein; gefällt mir eine Bildergalerie, so muß er in's Antiken-Cabinet, finde ich's nöthig, Table d'hôte zu speisen, so bekommt er Appetit auf einen Austernkeller, schwärme ich Natur, so bestellt er sich eine Flasche Selterwasser zur Abkühlung. Wie wir glücklich aus Italien wieder hinaus kommen werden, ist mir noch ein Räthsel."

Logendorf nahm gelassen das Lorgnon auf, das am schwarzen Seidenbande herabhing, und setzte es auf die Nase. „Willst Du mich durch Eifersucht kirren?" spöttelte er; „warte nur, Schelm! ich will Dir's bequemer machen." Er bot Antonie den Arm und sie nahm ihn ohne Bedenken. „Wie gefalle ich Dir?" wandte er sich zurück.

Sie gingen auf die Brücke zu und setzten sich in der Nähe derselben auf eine Steinbank nieder, über der die steile Felswand so kühn aufstrebt. Bald waren sie in ernste Gespräche vertieft. Franz und Antonie mußten von ihren Zukunftsgedanken berichten und Logendorf gab mancherlei sehr verständige Rathschläge. „Es kann etwas werden," sagte er nachdenklich. „Den bisherigen Versuchen, eine Kunstbühne aus der Theorie in's Leben einzuführen, fehlten regelmäßig die Mittel oder die Selbständigkeit der leitenden Kräfte. Ihr seid reich und unabhängig und habt den guten Willen, beides für die Kunst zu sein. Vergeßt mir nur niemals, daß die Menschen keine Götter sind und daß Ihr nicht den Höchstgebildeten Bewunderung abzunöthigen, sondern die Menge zu Euch heranzuziehen habt. Verschmäht es nicht, ihr Spaß zu

machen; sie ist dafür Euch zu Gefallen auch wieder einmal ernst, und aus Ernst und Scherz wächst der Humor des Lebens heraus, in dessen Atmosphäre sich die Kunst behaglich fühlt."

„Sie haben recht!" bemerkte Antonie. „Das Gesetz des Wechsels gilt sicher auch für die Kunst. Von der hohen Tragödie bis zur Volksposse herunter soll jedes Genre auf unserer Bühne vertreten sein, aber wohlgemerkt: nur in seinen besten und am meisten charakteristischen Erzeugnissen. Ich denke mir, daß wir überhaupt nur viermal in der Woche spielen dürfen, damit das Theater nicht zur gewöhnlichen Abendunterhaltung wird und die Schauspieler freie Zeit zum Studium und für die Gesellschaft behalten. An einem dieser Abende wird nur das classische Drama aller Zeiten cultivirt, Tragödie und Komödie, und zwar bei völlig freiem Entree für Jeden, der es beansprucht. Den Zuschuß, den die Stadt gewährt, gedenken wir hierauf zu verwenden und so diese Abende recht zur Gemeindesache zu machen. Ein zweiter Tag ist für Novitäten bestimmt, ein dritter für das gewöhnliche Schau- und Lustspiel, einschließlich der tüchtigen Posse, der vierte für Wiederholungen. Wir werden dann immer volle Häuser haben, das Personal wird sich frisch halten, und auch die Casse soll dabei nicht zu kurz kommen."

„Ich wünsche Glück," sagte Logendorf, „und daß die Zeitverhältnisse ein so löbliches Werk begünstigen. Vielleicht ist's gut, daß noch länger als ein Jahr darüber hingehen muß, ehe das neue Haus fertig ist; es kann sich inzwischen Manches zum Bessern ändern."

„Was meinst Du damit?“ fragte Franz aufmerksam.

„Es bereiten sich große politische Bewegungen vor,“ antwortete der Freiherr nach einer Weile ernsten Nachsinnens. „Wir Diplomaten haben bereits die Witterung davon und suchen Stellung. Vielleicht bringt schon das nächste Frühjahr Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung, Kämpfe, denen wir nicht fern bleiben dürfen, wenn wir unsere nationale Aufgabe begreifen. Wer fühlt nicht das Drängen zur Einheit in allen deutschen Stämmen? und es fehlt nicht an Männern, die ihre Größe darin suchen, die tausendjährige Sehnsucht unseres Volks zur Erfüllung zu bringen. Ihr Wahlspruch ist: Durch Macht zum Recht! Ich schließe mich ihnen freudig an. Da liegen meine idealen Ziele! Und glaube mir, sie wachsen mit den Eurigen zusammen. In dem unruhigen und unbefriedigten Streben nach politischer und socialer Existenz gedeiht die Kunst nicht; aber sie wird Volkssache werden, wenn wir erst ein Volk haben, das fest auf sich steht. Die deutsche Nation wird ihr deutsches Nationaltheater haben!“

Er war aufgestanden und vor sie hingetreten wie ein Redner, der zu einem Parlament spricht. Das Echo warf seine Stimme aus den Bergen zurück. „Die Urewigen bestätigen es,“ sagte Franz, indem ein Schauer ihn überlief. „Schaffen wir Jeder nach seinen Anlagen und Kräften das Beste, und das Gemeingute wird unser Vereinigungspunkt sein.“

Sie reichten einander zum Abschied die Hand. „Auf

denn!“ rief Logendorf, „hierhin — dorthin! Noch liegt die Welt im Frieden, genießen wir sie in Freuden. Und dann gestärkt an's Werk!“

Die vier kräftigen Gäule zogen wieder den Wagen an, in den der Freiherr sein schönes Weib gehoben hatte. Die Tücher wehten daraus den Zurückbleibenden nach, bis die nächste Felsenecke die Aussicht sperrte. „Wir bleiben *doch* Freunde!“ sagte Franz und zog Antonie fest an sich. —

In Chur fanden sie die erwarteten Briefe aus der Heimath. Füllborn schrieb: „Wir sind wacker bei der Arbeit, bis zum Winter die Fundamentirungen zweier Gebäude fertig zu schaffen, die unserer Vaterstadt zum Stolz gereichen sollen. Das Theater und die Fabrik wachsen bereits aus dem Boden heraus. Mein Alter ist gesegnet, da es mir noch vergönnt, die Stätten zu bereiten, die der freien Kunst und der freien Arbeit eine Heimath sein werden.“

Ende.

Inhalt des dritten Bandes.

			Seite
1.	Capitel:	Der reiche — arme Mann	1
2.	„	Die letzte Nacht	31
3.	„	Ein Brief aus der Residenz und verschiedene Meinungen darüber	57
4.	„	Unerwartete Entdeckungen	89
5.	„	Zum neuen Leben	120
6.	„	Schuld um Schuld	141
7.	„	Ein prinzliches Geschenk	161
8.	„	Vater und Tochter	185
9.	„	Bei einer fürstlichen Tänzerin	207
10.	„	Wolken am Theaterhimmel	250
11.	„	„Es geht mein Herz auf Reisen —“	279
12.	„	Ein Heirathsantrag	306
Letztes	Capitel:	Via bona et — mala!	335

Wichert, Ernst,

Hinter den Coulissen Roman

Bd.: 3

Berlin (1872)